...liche Bibliothek
...ensburg
Hist. pol. VI, 275 (1
3150

3150

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

Johanna Schopenhauer's

Reise

durch

England und Schottland.

Erster Band.

Reise
durch
England und Schottland.

Von
Johanna Schopenhauer.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1826.

g 70/132

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorwort.

Nicht minder anspruchslos als vor zwölf und sieben Jahren übergebe ich der Lesewelt diese dritte Auflage der beiden ersten Bände meiner Erinnerungen von frühern Reisen.

Einfachheit und Wahrheitsliebe waren ihr einziger bester Schmuck, und sind es geblieben; nur durch Verbesserungen des Styls und der Sprache, wo diese mir nöthig schienen, habe ich nach Kräften gestrebt sie noch würdiger zu machen des Beifalls, der ihnen über meine Erwartung zu Theil ward.

Ich wiederhole die Bitte, dieses Buch nicht mit zu großen Ansprüchen zur Hand zu nehmen. Es enthält die einfachen Erzählungen einer Frau von dem, was sie in der Welt sah und beobachtete; sie wollen nur unterhalten, aber keinesweges gründlich belehren. Ich widme es vor allen den deutschen Frauen, denen es am leichtesten werden muß, meinen Sehpunkt zu treffen, und weiß gar wohl, daß nur die Art meiner Ansicht den Männern einiges Interesse für sie einflößen kann.

Weimar, 30. September 1825.

Johanna Schopenhauer.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite.
Durchflug durch Holland	1
Amsterdam	16
Merkwürdige Gebäude und Kunstsammlungen	25
Bruck	56
Harlem	64
Haag	68
Rotterdam	80
Reise nach Calais	87
Ueberfahrt nach Dover	103
Reise von London durch England und Schottland	123
Vorläufige Bemerkungen über England	125
Wooburn-Abbey	144
Stew's Garden	150
Blenheim	159
Birmingham und Soho	169
Burton und Derby	180
Badeorte	183
Matlock	186
Keddleston	194
Gatsworth	202
Chastleton	206
Die Peaks Höhle	207

Seite
Burton 218
Manchester 222
Leeds 232
Harewoodhall und Harrowgate 236
Studley-Park. Fountains Abbey. Hackfall. . . 242
Englische Gasthöfe 249
Richmond 257
Aukland. Durham. Sunderland und Newcastle . 259
Alnwick-Castle und Berwick 262
Schottland 268
Edinburgh 270
Pferderennen 283
Carron. Stirling 292
Perth 300
Dunkeld 306
Kenmore 311
Killin 317
Dalmally 324
Inverary 328
Arroguhar 333
Loch-Lommond 338
Glasgow 342
Die Fälle des Stromes Clyde 348

England.

Die Lakes 357
Lancaster 362
Liverpool 367
Wenthworth-House und Rotherham 382
Workſop. Welbeck. Clumber 390
Nothingham 397
Warwick 398
Tewksbury und Cheltenham 406

Durchflug

durch

Holland.

Wir reisten von Bremen ab, und diese große, uralte Stadt ließ, trotz ihres altväterischen Ansehns, ihrer mit unzähligen Erkern und Vorsprüngen verunzierten Häuser und ihrer engen Straßen, dennoch einen sehr freundlichen Eindruck bei uns zurück. Wir hatten bei ihren Bewohnern echte deutsche Sitte und jene wahre Höflichkeit gefunden, welche dem Reisenden so wohl thut, indem sie das Gefühl des Fremdeseyns gänzlich verbannt. Die Gegend rings um Bremen gehört nicht zu denen, welche die Natur vorzüglich begünstigte; aber der Fleiß und die Wohlhabenheit der Bewohner schmückt sie mit unzähligen großen

und kleinen Landhäusern und Gärten, so daß doch das Ganze gefällig erscheint.

So wie wir uns aber weiter von jener beberühmten Handelsstadt entfernten, gewann alles ein anderes Ansehen. Ewige schwarze Haide, kein Laub, keine Blume, kein singender Vogel, alles todt und öde wie das Chaos, ehe der Hauch des Lebens darüber wehte! Elende Dörfer, aus Lehmhütten bestehend, welche den Einsturz drohen, sogenannte Städte, die wir mit Verwunderung ansahen, weil wir gar nicht begriffen, wie man vernünftiger Weise auf den Einfall kommen könnte, darin zu leben, unterbrachen von Zeit zu Zeit die Oede rings umher. In diesem Lande müssen die vier Jahreszeiten ganz unbemerkt vorüberziehen, den Winter ausgenommen, der doch die Gefilde in Schnee kleidet; Frühling und Herbst haben keinen Einfluß auf diese unwirthbare Fläche, wo nichts gedeiht als Torfmoor und Heidekraut, welches sich immer gleich bleibt.

Zwei Tage lang hatten wir Zeit genug, diesen und ähnlichen erbaulichen Betrachtungen nachzu-

hängen, und waren oft im Begriff mit Voltaire auszurufen: quel chien de pays! Trotz der vier Pferde vor unserem nicht schweren Wagen ging die Reise doch unerträglich langsam fort: denn die westphälischen Postillions jener Gegend können nicht reiten. Die unsrigen liefen gewöhnlich neben dem Wagen her, weil auf dem Bocke kein Platz für sie frei war. Wir bekamen deren auf jeder Station zwei, und ihre wunderlichen Sprünge, wenn die Pferde einmal ein wenig trabten, waren das Einzige, was uns belustigte; gewöhnlich ging einer von ihnen neben den Pferden her, während der andere auf dem Koffer sitzend die Luft mit Herz und Ohr zerreißenden Mistönen aus seinem Posthorne erfüllte. Endlich auf der letzten Station in Westphalen gewannen die Dinge ein anderes Ansehen; alles sah hier schon holländisch aus. Wir fanden in unserem Wirth einen Herrn Bürgermeister mit einer ehrwürdigen, aus hundert Löckchen bestehenden Perücke, in dem reinlichen Zimmer ein holländisches Kamin, auf allen Tischen Theekannen, Theetassen und auch

Quispeldorjes *) in zierlicher Ordnung aufgepflanzt, mit Decken von grünem Flor gegen Staub und Fliegen geschützt. Die Frau Wirthin präsentirte uns Feuerstübchen mit Torfkohlen angefüllt, und nahm uns auch hernach auf gut holländisch zwei Gulden ab, weil wir an ihrem Feuer in ihrem Topfe unsere eigne mitgebrachte Chocolade gekocht hatten.

Endlich passirten wir die holländische Grenze. Ein plötzlicherer Uebergang läßt sich nicht denken. Vor wenig Stunden mußten wir uns durch eine Wüste langsam hinschleppen lassen, jetzt entzückten uns fruchtbares Land, angebaute Breiten voll hohen Getraides, hübsche Dörfer und Blüthenbäume voll Nachtigallen. Die Städtchen und Flecken, durch die wir kamen, sahen alle so reinlich und lachend aus! Alle Häuser, Stackete, Thüren und Fensterladen neu angemalt, als wären sie gestern erst fertig geworden! Wir freuten

*) Zierliche Spucktöpfchen von Porcellan, die man beim Tabakrauchen auf den Tisch setzt.

uns wie die Kinder über das lustige bunte Wesen und hofften, es wäre nun auf immer mit der schwarzen Haide vorbei; aber wir wußten nicht, welche Trübsale uns bevorstanden: es kam ganz anders als wir dachten.

Um zwei Uhr waren wir in Almeloo, einem Flecken oder Städtchen. Wir wollten weiter nach Deventer. Der Herr Postmeister, ein großer Politiker, schüttelte das weise, ebenfalls mit einer hundertlöckigen Perücke wohlversehene Haupt und meinte: das ginge nicht, weil Deventer, als eine Festung, regelmäßig Punct zehn Uhr geschlossen würde. Wir rechneten ihm vor, daß man in acht Stunden wohl vier Meilen fahren könne; so ließ er uns denn unserm blinden Willen folgen, gab uns vier große prächtige Pferde, seinen Herrn Sohn zum Fuhrmann, seinen Segen obendrein, und fröhlich rollten wir dahin bis an das Thor. So wie wir aber aus dem Orte waren, ging es Schritt vor Schritt, Fuß vor Fuß weiter auf dem ebensten Wege von der Welt. Alle halbe Stunden wurde angehalten, um den Pfer-

den allerhand Erfrischungen zu präsentiren. Wir baten, wir schalten, wir baten wieder, nichts half, unser Führer sah sich kaum nach uns um, es war als wären wir gar nicht da.

Endlich versuchten wir das letzte Mittel. Ein goldner Ducaten soll ja ein Talisman seyn, der jedes echt holländische Herz in süße Bewegung setzt; den glänzendsten, den wir nur finden konnten, ließen wir im Glanz der Abendsonne blinken und setzten ihn zum Preise unsers Eintreffens in Deventer vor Thorschluß. Ein ganz klein wenig drehte der Unerbittliche den Kopf nach uns um und blinzte das Goldstück verstohlen an. Hat die Herrschaft so große Eile? fragte er; wir versicherten es ihm auf's lebhafteste. — Ich nicht — sagte er gelassen und fuhr so langsam weiter wie zuvor.

Endlich sahen wir in der Dämmerung die Thürme von Deventer am Horizont sich erheben; wir hofften also doch zeitig genug einzutreffen, um uns einmal wieder in einem guten Gasthofe recht auszuruhen. Jetzt ward es dunkler,

die Pferde trabten ein wenig, wir hofften lebhafter; mit einmal hielt der Wagen an der Thür einer einzeln liegenden Bauernkneipe, und unser Fuhrmann am Schlage bedeutete uns, wir müßten bis gegen Morgen hier bleiben; zugleich hörten wir aus der Ferne die Trommel zu uns herüberwirbeln, die den Thorschluß von Deventer verkündigte. Zu sagen, daß wir uns gleich mit guter Art in dies Schicksal ergaben, wäre eine zu unwahre Behauptung. Doch wir ergaben uns, weil wir mußten. Nach besserer Ueberlegung beschlossen wir sogar bonne mine zu machen so viel möglich, und traten in die dunkle Thür der räucherigen Hütte.

Da standen wir in einer dunkeln Bauernstube. Ein von Zeit zu Zeit hellaufloderndes Kaminfeuer und eine Thranlampe verbreiteten ein seltsames flackerndes Licht auf ein Dutzend Bauern, welche an verschiedenen runden Tischen saßen und Spülwasser tranken, welches man hier zu Lande Kaffee nennt. Große messingne Kannen, rundum mit Hähnchen versehen, zum möglichst bequemen

Auszapfen dieser Panacée und winzig kleine delfter Tassen standen vor ihnen. Alle hatten schwarze lange, zugeknöpfte Röcke an und platte dreieckige Filzdeckel auf den Köpfen, deren mittlere Spitze vorn hoch in die Höhe stand. Stumm saßen sie da, kein Laut ertönte, sie waren so ganz in Phlegma versunken, so ganz ohne Leben, Bewegung und Neugierde, daß kaum einer bei unserm nicht geräuschlosen Eintritt den Kopf ein wenig nach uns wandte. Lange standen wir da und betrachteten, nicht ohne Vergnügen, diese sonderbare Gruppe in der halbdunkeln, wunderbaren Beleuchtung. Wir sahen hier mit einem Male die Meisterwerke niederländischer Maler, der Teniers, Ostade, de Steen und anderer, ins wirkliche Leben treten. Alles umher, die Bauernstube, die glänzend gescheuerten Kessel und kupferne Geschirre an den Wänden und auf dem Kaminsimse, alles war, wie wir es unzähligemal in Gemälden bewundert hatten. Hier auf den eigenthümlichen Grund und Boden jener unsterblichen Meister muß man treten, um ihre

unaussprechliche Wahrheit und Treue zu fühlen, und zu bewundern, wie sie Zug für Zug der Natur folgten, ohne zur Caricatur herabzusinken.

Endlich fingen wir an nach dem Wirthe zu fragen. Keiner der Automaten rührte sich, keiner antwortete; einer endlich erbarmte sich unser und zeigte mit dem Finger auf eine Seitenthür, jedoch ohne sich mehr dabei in Bewegung zu setzen, als eben nöthig war. Wir folgten dem Winke und traten in ein zweites, dem vorigen ähnliches Zimmer, in welchem sich niemand befand. So wie in Schiffskajüten, waren in einer ziemlichen Höhe vom Fußboden einige Betten an den Wänden angebracht; nur die enge Oeffnung, durch welche man hineinkriecht, verrieth ihr Daseyn, eine kleine Gardine von buntem großblumigen Kattun hing davor. Wir fingen jetzt an unsere Situation wahrhaft komisch zu finden, indessen allmälig gewann die Sache eine bessere Gestalt. Die alte Wirthin kam endlich herbeigeschlichen; bald loderte ein freundlicheres Feuer im Kamin; wir erhellten das

Zimmer mit den Wachslichtern aus den Wagenlaternen; das Wasser brauste häuslich im siedenden Kessel; wir setzten uns zum Theetisch vor den Kamin und suchten mit Lesen, Plaudern und sonst so gut wir konnten die Zeit erträglich hinzubringen.

Allmälig aber wurde es um uns lebendig, die Stummen aus dem Nebenzimmer traten herein; wir glaubten, die Flöte, welche einer von unserer Gesellschaft eben geblasen hatte, habe sie herbeigelockt, und fingen schon an unsern Musiker als einen zweiten Orpheus zu ehren, der selbst Steine in Bewegung setzen könne; da sahen wir aber mit Erstaunen, wie unsere Holländer, ohne sich im mindesten zu geniren, anfingen ihre Nachttoilette zu machen und sich immer drei und drei in ein Bette zur Ruhe zu begeben.

Das war uns denn doch zu viel; anfangen konnten wir mit diesen Leuten nichts, das wußten wir schon aus Erfahrung; uns blieb also nur ein weiser Rückzug in das so eben von ihnen ver-

lassene Zimmer, wo wir denn bald ihr melodisches Schnarchen hörten, welches alle Flöten der Welt übertönt hätte. Endlich erfreute uns der anbrechende Tag und die Nachricht, daß angespannt sey; froh stiegen wir in den Wagen, schlichen noch eine Stunde langsam weiter und erreichten endlich Deventer, wo wir uns von der Ermüdung jener abenteuerlichen Nacht erholten.

So waren wir denn, nach dieser Probe von dem berühmten Phlegma der Nation, überzeugt unter Holländern zu seyn, wenn gleich nicht in dem fruchtbar angebauten Holland, welches wir allen Beschreibungen nach gleich auf der ersten Meile über die Grenze hinaus zu finden erwarteten. Dörfer und Städte sahen wir freilich mit einem Kranze von blühenden Feldern und Gärten umgeben; so wie wir aber diese ihre nächsten Umgebungen im Rücken hatten, fingen die traurigen schwarzen Haiden wieder an, und nur selten unterbrach ein einzeln liegender Bauerhof, noch seltener ein Baum diese öde Einför-

migkeit. Von Deventer bis Amersfoord ging es allmälig besser. Wir fuhren durch lange Reihen schöner Gärten und Gartenhäuser; alles zeugte von bürgerlicher Wohlhabenheit ohne übertriebenen Luxus; alles glänzte wie neu in bunten, lustigen Farben und höchster Reinlichkeit. Wahrlich, Holland ist das gelobte Land der Anstreicher!

Ein hoher, hübscher Thurm, von welchem mit jedem Stundenschlage ein Glockenspiel lustig ertönt, ziert die ziemlich große und freundliche Stadt Amersfoord. Aehnliche Thürme mit Glockenspielen findet man in allen holländischen Städten, und soviel sich auch in musikalischer Hinsicht gegen der letztern ewiges Geklimper einwenden läßt, dem Reisenden kommen diese lustigen Töne wie eine freundliche Begrüßung anmuthig entgegen.

Bis Nordhuis schlichen wir wieder langsam weiter durch Sand und Haide; nun aber kam endlich das Holland, wie wir es uns gedacht hatten. Von Naerden aus, der letzten Station

vor Amsterdam, fanden wir, was wir schon lange herbeisehnten, das fruchtbar bebaute Land, die fetten Wiesen, auf welchen schön gefleckte Kühe bis ans Knie im hohen Grase wadeten, die prächtigen Kanäle, belebt durch Hunderte von Kähnen und Fahrzeugen von Pferden gezogen, mit zierlichen Kajüten, Treckschütten genannt, in welchen man hier zu Lande fast alle Reisen macht.

Auch für uns zu Lande Reisende wurden die Wege nun vortrefflich. Bis jetzt hatten wir diese durchgängig schlecht gefunden, und doch nie mehr und höhere Wegegelder bezahlt. Außer den Chausseegeldern waren noch eine Menge Abgaben zu entrichten, ohne daß wir recht begreifen konnten, wofür. Fuhren wir in ein Stadtthor hinein, so bezahlten wir Passagegeld; wir hielten uns keine Minute in der Stadt auf; sondern fuhren gleich wieder zum andern Thore hinaus; da capo Passagegeld, dann hieß es, myn Heer ye betaalt Tol, und so immer fort. Zuletzt waren wir die Sache so gewohnt, daß wir

schon von selbst zu einander sagten, myn Heer ye betaalt, wenn wir jemand an der Landstraße stehen sahen, der uns scharf ansah, und irrten fast nie. Alte Weiber und Kinder folgten uns bis in die Gasthöfe und forderten Abgaben ein, ohne daß sie sagen konnten, wofür, und ohne irgend eine Autorität dafür aufweisen zu können; aber der Wirth decidirte und wir betaalten. Dieses und das ewige Betteln, besonders der Kinder auf den Straßen, trägt eben nicht zur Annehmlichkeit des Reisens in diesem Lande bei, und mag dem der Sprache ganz Unkundigen oft sehr lästig und verdrießlich werden.

Amsterdam.

Mit Recht nennen es die Eingebornen das prächtige Amsterdam. Die breiten reinlichen Straßen, die mit Linden eingefaßten großen schiff-

reichen Kanäle, die schönen gemauerten Brücken, die Menge öffentlicher Gebäude und Kirchen, die vielen schönen Privathäuser, alles dies zusammen macht einen großen und imponirenden Eindruck auf jeden Fremden, wie vielleicht keine andere Stadt. Reichthum, Ordnungsliebe, weiser Gemeingeist, der alle Einzelne zu einem großen Ganzen verbindet, leuchten überall hervor. Ueberall sieht man deutlich, daß nicht die Macht eines Einzigen hier waltete und schaffte, sondern die Betriebsamkeit, die weise Oekonomie eines ganzen, an Mäßigkeit und Arbeit gewöhnten Volkes.

Der prächtige Hafen, mit seinem Walde von Masten, die einst in allen Zonen der Welt als Bäume blühten und grünten und jetzt hier in einer ungeheuren Versammlung die Wimpel und Flaggen aller Nationen in den buntesten Farben spielen lassen, setzt auch ein an Hamburg und London gewöhntes Auge in Erstaunen. Das Gewühl der fleißigen Menge in den Straßen gleicht dem in einem Bienenkorbe. Hier, wo alles in

gewohnter Ordnung still und fleißig neben einander hingeht und in der Arbeit Lohn und Vergnügen findet, muß ein Müßiggänger es gar nicht aushalten können. Entweder er bekehrt sich zum Fleiße, oder er sucht anderswo eine bequemere Existenz: denn wenn ihn nicht die Scham vertreibt, so vertreibt ihn die Langeweile aus einem Orte, wo niemand Zeit hat, sich mit ihm abzugeben.

Zwar kennt man das Vergnügen in Amsterdam eben sowohl, als in andern großen Städten, aber erst nach gethaner Arbeit. Die sogenannte Pflastertreterei, die Morgenvisiten und was dem anhängt, gedeihen hier nicht. Unser Aufenthalt in Amsterdam war zu kurz, um alles zu sehen, oder mit dem häuslichen und geselligen Leben der Einwohner recht vertraut zu werden; aber durch gewissenhafte Anwendurg jeder Stunde gelang es uns doch größtentheils, das Aeussere der Stadt und ihre Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Mannichfaltige Empfehlungen, frühere Verbindungen mit einigen der besten Handels-

häuser und Bekanntschaft mit der Landessprache verschafften uns Gelegenheit, auch mit ihren Einwohnern in freundliche Berührung zu treten; so ward der Mangel an Zeit ersetzt, und wir nahmen einen allgemeinen Begriff von der Lebensweise in diesem Lande mit uns, der in mancher Hinsicht von dem abweicht, was man sich gewöhnlich von Holländern denkt.

Jeden Morgen und auch manche freie Tagesstunde wandten wir an, um Straßen und Gebäude kennen zu lernen. Da die Stadt sehr groß ist, hatten wir für die Zeit unseres Aufenthalts in derselben eine recht hübsche Kutsche und zwei gute Pferde, zu einem weit billigern Preise als in Paris oder Wien, gemiethet. Im Vergleich mit andern großen Städten konnten wir uns überhaupt nicht über Theurung in unserem Gasthofe, dem größten in der Stadt, beklagen.

In allen Straßen, durch welche wir kamen, fanden wir dieselbe solide Pracht, dieselbe Reinlichkeit, überall die schönen, mit Linden besetzten Kanäle und die steinernen hübschen Brücken. Die

Ausdünstung der Kanäle wird freilich bei warmen Tagen oder bei einfallendem Regenwetter sehr beschwerlich. Diese üble Luft und der Mangel an gutem Trinkwasser sind für Amsterdams Einwohner eine große Unannehmlichkeit. Mit der Zeit gewöhnt man sich wohl daran; aber dem eben Eintretenden fällt es sehr auf, zwei Hauptelemente des Lebens in ihrer ursprünglichen Reinheit entbehren zu müssen, und gewöhnlich wird man bei längerem Aufenthalte durch ein, oft sehr langwieriges, kaltes Fieber erst gleichsam nationalisirt. Das ewige Scheuern, Waschen und Anmalen in Holland, so wie die immer dampfenden Tabakspfeifen verdanken gewiß der feuchten bösen Luft ihr Daseyn. Das Holzwerk muß fast jährlich mit Oelfarben überzogen werden, wenn es nicht in kurzer Zeit, angegriffen von Nässe und Salpeter, verfaulen soll. Alles Silber wird in einer einzigen Nacht wie vergoldet, alles Metall schwarz; Eisen und Stahl in kurzer Zeit vom Rost verzehrt, wenn nicht immer gerieben und geputzt wird, um der Zerstörung Einhalt zu thun.

Der Rauchtabak, so ungern wir ihm das Wort reden, ist für die Bewohner dieser Moräste eine rechte Wohlthat; auch giebt es wohl keinen Holländer, vom vornehmsten bis zum geringsten, der nicht rauchte. Die Weiber der untern Classe, besonders die, welche um ihres Gewerbes willen viel im Freien seyn müssen, die Fisch-, Fleisch- und Gemüseverkäuferinnen, die Bäckerinnen, rauchen fast alle. Zuerst fällt es lustig auf, Weiber, selbst wohlgekleidete, mit langen Pfeifen gravitätisch dasitzen zu sehen. Wie man uns erzählte, versagen sich die ältern Frauen des Mittelstandes, ja bisweilen auch die der höhern Stände nicht die Freude, so ein kleines Rauchopfer zu bringen; doch behandeln sie diese Selbstindulgenz als ein Geheimniß, von welchem der Fremde nichts erfahren muß. So wie der Tabak, ist auch der Gebrauch des Brantweins, besonders des Wachholderbrantweins, in diesem Klima unentbehrlich; doch sieht man wenig Betrunkene in den Straßen.

Nach dieser gewissermaßen aus der Luft ge-

griffenen Episode kehren wir zurück zu den Straßen von Amsterdam. Einige derselben, die von sehr breiten Kanälen durchschnitten sind, so wie die Heeren Gracht, gewähren einen wirklich imposanten Anblick. Zwar stehen die Häuser fast alle mit der Giebelseite nach der Straße zu, aber ihre Höhe und oft verhältnißmäßige Breite, die großen blitzenden Fenster von Spiegelglas, die marmornen Thürpfosten, die reichen Portale, welche den Eingang schmücken, die zierlichen eisernen Balustraden vor den Fenstern des untern Stocks, alles giebt ihnen ein reiches, wenn auch bloß bürgerliches Ansehen.

In keiner Stadt außerhalb Italien ist vielleicht die Anwendung des Marmors so allgemein, als hier. Kamine und Fußböden davon findet man in allen Häusern; in den bessern sind die Treppenlambrien auf der Hausflur und in den Vorsälen, Thür- und Fenstergesimse und Säulen von Marmor ganz in der Regel.

Das Gewühl in den Straßen von Amsterdam ist groß, doch weniger drückend, drängend

und treibend, als in andern großen Städten. Schon das ganze Wesen eines Holländers hat etwas Gesetztes, Bedächtiges, welches sich mit keiner ungestümen Eile verträgt. Dazu kommt noch, daß nur die auf den Straßen zu finden sind, welche wirklich dort etwas zu thun haben. Die Frauen lieben im Durchschnitt die Häuslichkeit und gehen wenig aus; geschäftige Müßiggänger giebt es gar nicht.

Aus diesem Grunde sieht man auch nicht viele Equipagen rollen; Hollands Lage begünstigt diesen Luxus nicht. Jedermann strebt hier ohnehin mehr nach Solidität und Bequemlichkeit, als nach Glanz. Der reiche Kaufmann hat zwar seinen bequemen, mitunter ein wenig altmodischen Wagen, bespannt mit einem Paare guter, wenn auch schwerfälliger Pferde, die ihn jeden Sonnabend treulich nach seinem Garten ziehen, während der Herr Sohn, wenn es hoch kommt, nebenher reitet, so gut er kann: aber Luxus wird mit allem dem nicht getrieben. Man fährt, weil es bequemer ist als Gehen; mehr prätendirt niemand.

Im Winter freilich, wenn die Kanäle gefroren sind, fahren einige Liebhaber mit ungeheuer schnellen Pferden, sogenannten Harttrabern, im Schlitten gleichsam um die Wette. Sie wenden große Summen daran, um vorzügliche Läufer zu haben; doch auch diese Liebhaberei ist im Sinken, und nur wenige halten sie noch aufrecht, als eine von ihren Vätern herstammende Sitte.

Last- und Fuhrmannswagen sieht man in Amsterdam weniger als in andern Handelsstädten, weil hier fast aller Waarentransport zu Wasser geschieht. Alles dies befördert die Reinlichkeit der Straßen sehr und gewährt, unerachtet des regen Lebens der großen Handelsstadt, doch ein Gefühl von Ruhe und sinnigem Streben zum vorgesetzten Ziele. Ein gar possierliches Fahrzeug sind die Schlitten oder Schleifen, auf welche ein alter abgelebter Kutschenkasten befestigt ist. Gelassen und langsam lassen sich die bejahrten Myneheeren in einem solchen Vehikel durch die Straßen schleifen; ein einziges Pferd zieht sie;

bedächtig wandert der Fuhrmann nebenher, bald macht er dem Pferde mit seiner Peitsche ein wenig Muth, bald gießt er Wasser unter die Kufen des Schlittens, um zu verhindern, daß sie nicht von der Reibung auf dem Steinpflaster in Brand gerathen. Oft glaubten wir, das ganze Fuhrwerk würde beim Umbiegen um eine Ecke in den Kanal fallen; aber dergleichen Unglücksfälle kommen nicht vor. Die Amsterdamer lachen selbst über diese Wagenschlitten, dennoch halten sie sie in Ehren und behaupten: sie wären sehr bequem, besonders um darin Abends vom Schmause heimzukehren.

Merkwürdige Gebäude und Kunstsammlungen.

Vor allen Dingen mußten wir das berühmte amsterdamer Rathhaus sehen. Jetzt hat es freilich seine Bestimmung verändert und vieles dar-

in ist anders geworden, prächtiger, königlicher; indessen ist uns die Erinnerung an seine ehemalige Gestalt zu werth, als daß wir ihrer hier nicht mit wenigen Zeilen gedenken sollten. Obgleich wir von Jugend auf viel davon gehört hatten, überraschte es uns dennoch durch die imposante Größe und Pracht. Abbildungen davon sind überall zu sehen und zu haben, deshalb wollen wir nur der Säle und der darin aufgestellten Kunstwerke gedenken, welche den größten Eindruck auf uns machten.

Zuerst des sehr hohen und großen Vorsaals. Fußboden und Wände sind ganz mit Marmor bekleidet. Zwei Galerien zieren ihn an zweien Seiten, geschmückt mit Bildhauerarbeit von schönem weißen Marmor, zwar nicht im hohen italienischen Styl, aber mit niederländischer Wahrheit, treuem Fleiß und nicht ohne Anmuth gearbeitet. Die an den Pfeilern angebrachten Trophäen sind vorzüglich schön. Zwei davon, eine aus den Attributen der Musik, die andere aus denen der Fischerei zusammengesetzt, mußten wir

als das Vollendetste bewundern, was vielleicht in dieser Art existirt.

Nächst diesem ein ganz von de Witt gemaltes Zimmer. Die eine Wand bedeckt ein Gemälde von ungeheurer Größe. Es stellt Moses vor, wie er dem israelitischen Volke Gesetze giebt, und enthält einundsiebenzig lebensgroße Figuren. Moses steht auf einer Erhöhung im hellsten Lichte; Begeisterung spricht aus seinen Zügen, die Stellung sowohl, als die ganze Gestalt sind edel gedacht und ausgeführt; auch das Volk umher bildet einige sehr schöne Gruppen. Basreliefs, täuschend grau in grau gemalt von demselben Meister, sind über den Thüren angebracht. Ueber der Arbeit an dem auf Marmor gemalten Plafond, welche er auf dem Rücken liegend ausführen mußte, ist er leider blind geworden.

Im obern Stock sahen wir in einem kleinen Vorzimmer vier um einen Tisch sitzende amsterdamer Bürgermeister, gemalt von Rembrandt, gewiß eines der schönsten Gemälde dieses großen Meisters. Der an dieses Vorzimmer stoßende

große Saal enthielt einen unbeschreiblichen Schatz der vorzüglichsten Werke aus der niederländischen Schule; lauter große Bilder in Lebensgröße; viele Portraits von Männern, deren Verdienste um den Staat ihnen hier die Ehrenstelle erwarb, welche ihr Andenken verewigt. Wir freuten uns der kräftigen, treuen Gesichter und ihres Ausdrucks fast so sehr, als der Kunst, die hier wahres athmendes Leben herzauberte. Die Krone von allen ist ein sehr großes Gemälde von van der Helst, welches alles übertrifft, was wir je in dieser Art sahen. Es stellt ein Friedensfest vor. Der spanische Gesandte sitzt ganz vorn, an einer reich bedeckten Tafel, Hand in Hand mit dem Bürgermeister von Amsterdam, beide schöne kräftige Männer mit allem Ausdruck und allem Charakteristischen ihrer so sehr verschiedenen Nationen dargestellt. Etwas weiter zurück steht ein sehr schöner Mann in schwarzen Sammt gekleidet, der eine große blaue Fahne trägt; ein anderer in schwarzem Atlas, gießt ihm hellrothen, perlenden Champagner ins schön geformte Trink-

glas; noch ein anderer ist beschäftigt, eine Pastete aufzuschneiden; ringsum stehen viele Nebenpersonen, Vasen, Gläser mit Wein, Prachtgefäße aller Art, ein unendlicher Reichthum: alles wahr, alles treu und schön bis in's kleinste Detail, mit ächtem Künstlersinn geordnet. Höher läßt sich die Täuschung nicht treiben, als auf diesem wunderbar heiteren Gemälde. Eine vom hellsten Mondlicht beleuchtete Darstellung einer Nachtwache, von Rembrandt, machte uns großes Vergnügen, wegen ihres aus der Natur aufgegriffenen Lebens. Die Hand des Anführers und die Flinte eines hinter ihm stehenden Soldaten treten wahrlich aus dem Bilde hervor.

In seiner Art eben so merkwürdig, als das Stadthaus, ist die amsterdamer Börse; wir konnten nur durch die sie verschließende eiserne Gitterthür hineinsehen. Der Fußboden war plötzlich eingesunken und die Kaufleute mußten sich deshalb eine Zeit lang an einem andern Platze versammeln. Ein Ereigniß, welches eine trübe besorgliche Ahnung in den Gemüthern der Amster-

damer erregte, obgleich es in diesem morastigen Lande übrigens nichts Wunderbares an sich hat.

Ein recht hübsches, großes, modernes Gebäude, welches den wunderlichen Namen Felix meritis führt, wurde uns von aller Welt gepriesen; man ruhte nicht eher, bis wir es gesehen hatten, und ein wenig Eitelkeit mochte dabei mit im Spiele seyn. Mehrere Privatpersonen erbauten es vor einigen Jahren durch Subscription und weihten es den schönen Künsten und dem höhern geselligen Verein.

Es enthält einen artigen Concertsaal, in welchem wir ein recht gutes Oelgemälde von einem hiesigen Künstler mit Vergnügen sahen. Es stellt das erste Concert vor, welches in diesem Saale gegeben ward, und erhält dadurch für den Amsterdamer ein eignes Interesse, daß alle Köpfe darauf Portraite sind. Ein ähnliches Gemälde fanden wir in dem zweckmäßig zum Zeichnen eingerichteten Saale, auf welchem man fast alle Köpfe der jetzt hier lebenden Künstler und Kunstfreunde sprechend ähnlich abgebildet sieht.

In einem Zimmer sahen wir einen schönen physikalischen Apparat aufgestellt; alles dies wird zum Unterricht für junge talentvolle Leute auf's zweckmäßigste benutzt. Das astronomische Observatorium war noch im Werden; aber von dem platten Dache desselben genossen wir einer höchst interessanten Aussicht. Zu unsern Füßen lag die große prächtige Stadt. Dem Auge fast unabsehbar, dehnt sie sich von der einen Seite weit über die Ebene hin, während von der andern der ungeheuere Wald von Masten sich erhebt, mit allen seinen buntfarbigen Wimpeln und Flaggen. Ein eignes unnennbares Gefühl ergriff uns, wie wir so in das in dieser Höhe fast lautlose Gewühl der fleißigen Menge herabsahen und das endliche Ziel all dieses Strebens vor unsere Seele trat.

Wir besuchten auch die Schule für Kinder, die zum Dienst der Marine bestimmt sind. Die Freunde, welche uns hinführten, waren nicht ganz zufrieden damit; man sagt: sie koste viel und schaffe wenig Nutzen. Uns schien es, als wäre

eine zweckmäßigere Bildung für den einmal erwählten Stand unmöglich. Erzöge man alle junge Leute zu dem ihnen bestimmten Fache auf ähnliche Weise, so würde wahrscheinlich jeder unendlich mehr in seiner Stelle leisten können, als jetzt geschieht. Ob aber dadurch die ganz unvermeidliche Einseitigkeit, die natürliche Folge einer solchen Erziehung, aufgewogen würde, ob Aeltern und Vormünder schon in der frühen Jugend bestimmen können, was für ihre Kinder das Rechte sey? ist freilich eine Frage, die wir bejahend zu beantworten uns nicht getrauen. Für den Seemann, der körperlich abgehärtet und an sein unstätes Element einmal gewöhnt, ohnehin fast nie seine Laufbahn verändert und dem häuslichen Leben beinahe ganz entsagen muß, ist diese frühe Bekanntschaft mit allem, was seine Lebensweise Hartes und Beschwerliches mit sich führt, augenscheinlich von großem Nutzen. Man muß durchaus schon in der ersten Jugend dazu vorbereitet werden, um auf Masten klettern zu können und weder Wind, Wetter, noch Todesge-

fahr zu scheuen; früh muß man sich, will man es einst beherrschen, mit dem Elemente bekannt machen, welches auf jeden Neuling eine alle Seelen- und Körperkräfte vernichtende Gewalt ausübt. In dieser Anstalt werden verwaiste Knaben, größtentheils aus guten Familien, erzogen; die welche Vermögen haben, bezahlen eine Pension, die andern nicht; alle aber werden ganz gleich, ohne allen Unterschied gepflegt und gehalten. Diese Knaben sind reinlich, aber höchst einfach als Matrosen in lange Schifferhosen von gestreifter Leinwand und kurze Jäckchen gekleidet. Sie schlafen, wie auf einem Schiffe, in Hangematten, die sie, wie es dort gebräuchlich ist, jeden Morgen zusammenrollen, und essen aus großen hölzernen Schalen Erbsen, Stockfisch, Pökelfleisch und lauter Schiffskost; ihr Brot ist Schiffszwieback. Dabei sehen sie frisch und gesund aus, sind lustig und froh. Auf dem Hofe liegt, freilich auf trocknem Lande, eine ziemlich große Fregatte, an welcher sie alle Handgriffe lernen; doch werden sie auch auf der See und

in allen Wissenschaften geübt, die ein guter Seemann braucht. Daß dabei streng auf Subordination und Ordnung gehalten wird, versteht sich ohnehin.

Ein munterer vierzehnjähriger Knabe, mit einem sehr klugen und dabei offenen Gesicht, führte uns überall herum. Er sprach fertig Französisch und war schon drei Jahre in Paris in Pension gewesen; das Geld, welches wir ihm für seine Mühe geben wollten, schlug er sehr höflich und bescheiden aus, indem er sagte: es wäre hier nicht erlaubt etwas zu nehmen.

In einem obern Zimmer, in welchem sich die Vorsteher und Lehrer dieser Anstalt versammeln, sahen wir ein sehr schönes Gemälde, welches gerade in diesem Hause einen besonders rührenden Eindruck auf uns machte. Es stellt den Admiral van der Zaan vor*), wie er, im Be-

*) So wenigstens klang uns der von holländischen Lippen mit holländischem Accent ausgesprochene Name, welches immer für Fremde sehr schwer zu verstehen ist.

griffe sich einzuschiffen, von seiner schönen blonden Frau Abschied nimmt. Tiefer, aber gehaltner Schmerz spricht aus ihren jugendlichen Zügen; er faßt ihre Hand und zeigt mit der Rechten auf den gefährlichen Weg, den er nun betreten soll; man sieht in der Ferne den Hafen und das segelfertige Admiralschiff. Sein männlich schönes Gesicht zeigt den Kampf des Helden mit dem Menschen, es wird ihm schwer, der sanftern Regung nicht zu unterliegen; aber er besiegt sie mit festem Muthe, während die Frau seinem hohen Beispiele zu folgen strebt. In einem Schranke bewahrt man einen spanischen Orden und zwei schwere goldne Ketten mit Schaumünzen daran, die Belohnungen seiner Tapferkeit und das Ende von allem diesen, die Kugel, die sein Heldenherz tödtlich traf.

Amsterdam besitzt keine eigentliche Bildergalerie; aber in vielen reichen Privathäusern findet man ansehnliche und höchst sehenswerthe Kabinette, welche dem Fremden mit großer Gefälligkeit gezeigt werden. Monate würden nicht aus-

reichen, um alle gehörig zu sehen; wir begnügten uns, ein Paar der vorzüglichsten derselben zu besuchen, deren Eigenthümern wir ohnehin bekannt waren, die des Herrn de Smett und des Herrn de Winter. Zwar bestehen sie fast durchaus nur aus Kunstwerken der niederländischen Schule, aber wer sollte diese auch nicht gern hier, auf dem Boden sehen, auf welchem sie entstanden?

Vorliebe für die eigne vaterländische Kunst herrscht hier allgemein. Man bekümmert sich eigentlich um die übrigen Schulen wenig; doch jeder, dessen Bildung ihn über die unterste Classe des Pöbels erhebt, kennt die großen Meister seines Volks, wenigstens dem Namen nach und verweilt mit sichtbarer Freude und Theilnahme vor ihren Werken, wo sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet. Diese Kunstliebe hängt genau mit der dem Holländer ganz eignen Vaterlandsliebe zusammen. Wie sollte eine Nation auch das Land nicht lieben, welches sie sich selbst schuf, indem sie es mühsam den Wellen abkämpfte? Die Künstler stellen gewöhnlich große

Momente der vaterländischen Geschichte dar, oder Portraite berühmter Männer, deren Namen und Verdienste um ihr Volk von allen Lippen tönen; oder sie bildeten treulich die sie umgebende Natur und das innere häusliche Leben nach, wie man beides noch täglich sieht. Natürlich muß dies alles Menschen lebhafter interessiren, welche kälter und phlegmatischer scheinen, als sie es sind; und diese Wärme, mit der sie sich darüber ausdrücken, mit der sie den Beifall des Fremden gleichsam herausfordern, ist eine um so angenehmere Erscheinung, je unerwarteter sie kommt.

Herrn de Smett's Sammlung war in einer Reihe von Zimmern sehr elegant aufgestellt. Er selbst führte uns herum. Unter mehrern sahen wir bei ihm ein wunderschönes Gemälde von Rembrandt, es stellte Mann und Frau an einem Tische sitzend dar; allerliebste kleine Gemälde von Miris, schöne Thierstücke von Potter, ein Paar Wasserfälle von Ruisdal, auch Einiges von unserm Albrecht Dürer. Am auffallendsten wegen ihrer großen Wahrheit waren uns ein Paar per-

spectivische Darstellungen von Peter de Hoog, einem Meister, dessen Arbeiten selbst in Holland nicht häufig zu finden sind. Eine stellt das Aeußere, die andere das Innere eines Hauses mit offnen Thüren und Fenstern vor; man sieht genau durch verschiedene Gemächer, was im Innern des häuslichen Lebens vorgeht, ja man sieht sich so hinein, daß man am Ende fast fürchtet, die Leute würden gleich kommen und dem unberufenen Beobachter Thür und Fenster vor der Nase zuschließen.

Das Kabinet des Herrn de Winter ist noch größer, als das des Herrn de Smett und nicht weniger merkwürdig, nur aus Mangel an Platz nicht so gut aufgestellt. Auch hier sahen wir einige solcher perspectivischen Gemälde von Peter de Hoog und bewunderten auf's neue ihre große Wahrheit und höchst vollendete Ausführung. In Deutschland scheint dieser Künstler wenig gekannt zu seyn.

Bei einem Freunde machten wir auch die Bekanntschaft des Herrn Versteck, Besitzers einer sehr großen und merkwürdigen Sammlung von Hand-

zeichnungen. Mit vieler Gefälligkeit und auf eine für uns sehr belehrende Weise zeigte er uns mehrere Abende nach einander in einzelnen sehr reichen Mappen einen Theil seines Schatzes; mehr erlaubte unsere beschränkte Zeit uns nicht zu sehen.

Einer Ausstellung müssen wir noch gedenken, die uns großes Vergnügen gewährte, des Blumenmarkts, der alle Montage gehalten wird. Was nur blühet und duftet im Reiche der Natur, wird jede Woche einmal in langen zierlichen Reihen zu beiden Seiten einer Straße aufgestellt: Blumen, Sträuche, kleine Bäumchen, einheimisch und fremd, zur rechten Jahreszeit blühend, durch Kunst getrieben, in Töpfen wachsend oder schon abgeschnitten zu Blumensträußern. Der Anblick ist wirklich einzig in seiner Art. Dabei fehlt es so wenig an Käufern als an Verkäufern: denn die Blumenliebhaberei ist hier zu Hause. Die schönsten und seltensten Pflanzen verkauft man jedoch in großen, am Blumenmarkt gelegenen Kellern. Wir stiegen in einen derselben hinab und staunten fast eben so sehr über

den Handelsmann, als über die große Pracht und Menge der Blumen, die hier zum Verkaufe standen. Ein häßlicher schmuziger Jude war der Eigner dieser Schätze; es sah possierlich aus, wie er mit seinem langen spitzigen Barte und orientalischen Gesichte sich zwischen diesen schönsten, zartesten Kindern des Frühlings behend hin und her drehte und sie mit der seiner Nation eigenthümlichen Beredsamkeit uns anpries. Der Bock als Gärtner mußte jedem dabei einfallen. Man sagte uns, der Blumenhandel sey, wie fast aller Kleinhandel, größtentheils in den Händen der Juden. Die Kinder Abrahams mischen sich auch hier in alles und sind fast überall zu finden.

Den Anblick eines andern Magazins, wie man es vielleicht außer Holland nicht wieder in Europa trifft, gewährte uns der Besitzer eines sogenannten japanischen Ladens, in der Nähe unsers Gasthofs. Da er uns oft vor seinem Hause vorbeigehen sah, lud er uns höflich ein, einmal herein zu treten, um seine Curiositäten zu sehen, und versicherte, es wäre ihm gleich, wenn wir

auch nichts kauften. An einem Nachmittage erfüllten wir seinen Wunsch. Myn Heer hatte sich auf unsern Besuch eingerichtet und förmlich Toilette gemacht: er trug einen langen, ziemlich engen Schlafrock von hellblauem indischen Zeuge, mit einem bunten Gürtel über den Hüften zusammengehalten und einen großen Hut mit spitzigem Kopf und niedergeschlagenen Krämpen auf seinem mit einer runden, braun wollenen Perücke gezierten Haupte, welchen er auch im Zimmer nicht ablegte. So angethan, sah er einer seiner großen chinesischen Pagoden nicht unähnlich.

In einem geräumigen Zimmer fanden wir seine Schätze zierlich aufgestellt, die geschmacklosesten, unbrauchbarsten und wunderlichsten Seltenheiten, die man nur sehen kann. Wahre Curiositäten. Aecht chinesische Pagoden, groß und klein, mit dicken Bäuchen, langen Ohren, in allen nur möglichen Unformen, nickten uns entgegen, steckten die Zungen aus dem Munde und verdreheten die Augen zu unserm Willkommen. Einige der kost-

barsten saßen in Glasschränken, in Lebensgröße, mit wirklichen chinesischen Kleidungsstücken herausgeputzt. Dies waren keine Caricaturen, sondern Figuren, wie sie wahrscheinlich die gute Gesellschaft in Peking oder Kanton aufweist. Nächst diesem zeigte er uns eine Menge in Holz und Elfenbein zierlich gearbeiteter chinesischer Kunststücke, fremde sonderbare Zeuche und Stickereien, eine Menge des alten japanischen Porzellans, womit in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts großer Luxus getrieben wurde, und welches noch in Holland hochgehalten wird; kostbare chinesische lackirte Meubeln und Kästchen, schwarz mit Gold, fremde Federn, ausgestopfte Vögel, kurz, so viel Buntes durch einander, daß uns Hören und Sehen dabei verging. Am Ende wurden wir noch mit ächtem chinesischen Kaiserthee, aus ganz kleinen ächten japanischen Täßchen regalirt, kauften uns ein kleines Täfelchen schwarzer chinesischer Tusche für zwei Ducaten, gingen fort und zerbrachen uns die Köpfe, was er doch wohl mit seinem Magazin anfangen

möge: denn es schien uns unmöglich, daß irgend jemand viel von diesen Herrlichkeiten brauchen oder kaufen könne. Obendrein war der Preis von allen ganz ungeheuer hoch.

Das holländische große Theater war eben im Haag, wo es einige Sommermonate hindurch spielt. Wir mußten uns jetzt damit begnügen, zwei kleine französische Theater zu besuchen; eines davon war noch unter der Mittelmäßigkeit, das andere erhielt sich mühsam auf dieser goldnen Stufe. Dennoch wurden beide fleißig besucht.

Die französische Sprache ist in Amsterdam sehr beliebt, und die vorzugsweise sogenannte gute Gesellschaft hat die Nationalsprache fast ganz aus ihrer Mitte verdrängt. Freilich können wir auch den Wohlklang derselben nicht rühmen; uns, die wir Plattdeutsch verstehen, schien sie durch unvermeidlich gewordene Vergleichungen und

Ideenassociationen mehr komisch als widerwärtig. Sie hat etwas Treuherziges wie das Plattdeutsche; und wenn die Damen recht schnell unter sich sprachen, klang es nicht übler, als das Englische. Die Einheimischen lieben ihre Sprache, erzürnen sich, wenn man darüber lacht, und rühmen deren großen Reichthum. Fremden wird es schwer zu verstehen, wenn Einheimische schnell sprechen; die rechte Aussprache hat große Schwierigkeiten und kann fast nicht erlernt werden.

Allmälig fingen wir an, mit dem holländischen Leben und Seyn bekannter zu werden. Man thut dem Volke, wenigstens dem amsterdamer, Unrecht, wenn man es für gröber hält als anderswo; uns erschien es höflicher, als in mancher niedersächsischen Stadt. Daß diese Leute fast nie den Hut abnehmen, auch im Zimmer nicht, und ihre Pfeife nicht leicht jemand zu Ehren ausgehen lassen, kann ihnen nicht als Mangel an Höflichkeit ausgelegt werden. Es ist einmal eingeführte Landessitte, sie wissen's nicht

anders; und wenn der Fremde in ihrem Zimmer den Hut abnimmt, so denken sie, er thue es, weil es ihm so bequemer ist, und behalten den ihrigen ungestört auf dem Kopfe.

Kaltes Phlegma, ruhiges Unbekümmertseyn um alles, was sie nicht nahe berührt, kann man ihnen so wenig absprechen, als eine Sparsamkeit, die mitunter wohl ein wenig an Knauserei grenzt. In ihrem Betragen haben sie allgemein etwas Ruhiges, Freundliches und Gutmüthiges, sie sind auch nicht ungefällig, nur muß es kein Geld kosten; ein wenig Mühe achten sie nicht leicht. Man sagt den Holländern der niedern Stände mancherlei nach, was wir nicht bestätigt fanden. Kein einziger hat uns je, wenn wir nach der Stunde fragten, oder um Zurechtweisung in den Straßen baten, Geld für den guten Rath abgefordert, wie man doch allgemein von ihnen erzählt; im Gegentheil mancher wohlbeleibte Myn Heer latschte freundlich im Schlafrock und auf Pantoffeln eine ziemliche Strecke mit uns, um an der Ecke der Straße mit seiner

Tabakspfeife das Haus zu zeigen, welches wir suchten, und stand dann gelassen still und sah uns nach, ob wir auch die rechte Thüre träfen, ohne mehr als einen freundlichen Dank dafür zu erwarten.

Von der Frugalität dieses fleißigen Volks kann man sich auswärts kaum einen Begriff machen, so viel man auch davon erzählt. Selbst in vielen reichen Kaufmannshäusern kommt gewöhnlich nur Sonntags ein großer Braten auf den Tisch, welcher die Woche über in mancherlei Gestalten wieder erscheint. Das Volk ist zufrieden, wenn es nur an dünnem Kaffeewasser, Tabak und Wacholderbrantwein keinen Mangel leidet, und die beiden letzten Artikel macht, wie wir oben bemerkten, das Klima nothwendig.

Der Geist des Aufbewahrens ist der eigentliche Nationalgeist der Holländer. Sie haben zum Beispiel ungeheure Vorräthe der schönsten feinsten Wäsche, aber sie verwahren sie sorgfältig in großen Kisten für ihre Kinder, die sie wiederum ihren Kindern nachlassen, während sie sich

mit weit schlechterer für den lebenslänglichen Gebrauch begnügen. Und auch in diesem Gebrauche sind sie von einer Sparsamkeit, die wir nicht näher bezeichnen mögen; genug, die gepriesene Reinlichkeit dieses Volks erstreckt sich nur auf die Wohnungen; für sich selbst ökonomisiren die guten Holländer sogar mit dem Wasser, das freilich auch nicht immer umsonst zu haben ist. Eben so sparsam sind sie mit der in ihrem Lande doch gar nicht kostbaren Feuerung, die größtentheils aus Torf besteht. Die Kamine sind oft so enge, daß gar kein ordentliches Feuer darin gemacht werden kann. Die Frauen sitzen fast den ganzen Tag mit den Füßen auf den Feuerstübchen, um nur nicht ganz zu erfrieren.

In ihrer Kleidung sehen die Holländer besonders auf Dauerhaftigkeit, und achten keine erste Auslage, wenn es nur Dinge von bleibendem Werthe betrifft. Die Form gilt ihnen gleich; massive Knöpfe, Ketten und Spangen von Gold und Silber, nicht selten auch Edelsteine, findet man fast bei allen, freilich höchst altmodisch ge-

arbeitet und von vielen Generationen auf einander vererbt.

Sie wohnen in engen, elenden Kämmerchen, bedienen sich der schlechtesten Meubeln; aber sie haben ein Prunkgemach, in welchem alles glänzt und blinkt. Dies ist der Stolz der Hausfrau, obgleich sie vielleicht in mehrern Jahren es nicht benutzt und nur von Zeit zu Zeit hineintritt, um den Staub abzuwischen. So ist's in der niedern Classe des Volks. Bei den höhern Ständen findet man freilich dieselben Grundzüge wieder, nur unendlich modificirt. Was dort oft wie schmutzige Kargheit erscheint, wird hier zur weisen Sparsamkeit, Häuslichkeit und zum stillen ruhigen Familienleben.

Im allgemeinen darf niemand die Holländer geizig schelten, der nur einen Blick auf die vielen milden Anstalten wirft, die ihr Daseyn blos der wohlthätigen Freigebigkeit der Nation verdanken. Sobald von einem solchen Zwecke die Rede ist, gibt jeder gern. Daß sie einen höhern Werth auf Geld und Eigenthum legen, als sie

vielleicht sollten, ist nicht zu leugnen; aber kann dies dem Volke verargt werden, welches alles, was es besitzt, mit Arbeit erwarb; sogar die Erdscholle, auf der es lebt, einem mächtigen Element mit ungeheuerer Anstrengung abgewann, gegen das es noch immer anstreben muß mit Dämmen und Gräben, damit die alte Fluth nicht einst wieder gewaltsam ihr ehemaliges Eigenthum verschlinge? Bei aller übrigen Oekonomie hat indessen keine Nation mehr, wie diese, sogenannte Liebhabereien, welche oft mit großen Kosten befriedigt werden. Nirgends gibt es mehr Sammler von Seltenheiten aller Art. Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen, Münzen, Conchylien und naturhistorischen Merkwürdigkeiten, sind die Liebhabereien der Reichen, während die übrigen sich mit Siegelabgüssen, Tabakspfeifen, japanischem Porzellan und allerlei Spielkram begnügen. Jeder hat doch in seinem Hause etwas, woran er sich nach des Tages Mühe erfreut und worauf er großen Werth legt, sey der Gegenstand auch

dem Auge des Unbefangenen noch so unbedeutend. Die Gartenliebhaberei ist die allgemein herrschendste und man wendet viel Geld darauf. Wer es nur möglich machen kann, besitzt bald näher, bald entfernt von der Stadt einen Garten, in welchem er vom Sonnabend bis Montag mit den Seinen lebt.

Diese Landhäuser sind oft sehr prächtig, wohl meublirt, die Gärten daran groß, die Treibhäuser schön. Die holländischen Gärtner besitzen eine eigne Geschicklichkeit, der Natur ihre schönsten Gaben in einem ungünstigen Klima gleichsam abzuzwingen. Alle edlere Früchte gedeihen unter ihren pflegenden Händen, als wären sie in ihrem Vaterlande. Sonne, Luft und Licht werden bei Anlegung der Treibhäuser so benutzt, daß dadurch viel an Feuerung erspart wird und die Früchte nur um so besser gedeihen. Pfirschen, Melonen, Trauben, denen wenig zur völligen Reife fehlte, sahen wir im Treibhause eines reichen Kaufmanns schon in der Mitte des Mai, und wie man uns versicherte, ohne alles Feuer zu dieser

Vollkommenheit gebracht. Nur um Ananas zu treiben, welche wir ebenfalls hier schön und groß fanden, wendet man Feuer an. Die holländischen Gemüse und Blumen sind zu berühmt, als daß wir versuchen sollten sie hier noch anzupreisen.

Die Gartenanlagen schwanken zwischen dem sogenannten englischen und dem alt-französischen Geschmack; doch ist zu fürchten, daß die neumodischen, dichten, diesem ganz flachen Lande so wenig angemessenen Bosquete, in welchen man sich auf einem beschränkten Raum, in schmalen, ängstlich gewundenen Gängen fast bis zum Schwindel herum drehen muß, bald auch eben so gut aus Holland die in einem größern Styl gedachten Anlagen mit ihren prächtigen Alleen und Blumenparterren verdrängen werden, als es schon aus Deutschland geschehen ist.

Das eigentlich gesellige Leben ist in Amsterdam sehr verschieden. Mittagsmahlzeiten sind weniger gebräuchlich als Soupers; ausgenommen Sonntags in den Gärten, weil jeder den Tag

in der Woche zur Arbeit anwendet. Es gibt hier Häuser, in welchen man ganz auf großem Fuß lebt, um halb zehn Uhr Abends sich zum Spiel versammelt und gegen Mitternacht erst zur Tafel geht; dies sind aber größtentheils fremde Familien, die eine Ausnahme von der Regel machen. Die eigentlichen Amsterdamer leben häuslicher; ihr Umgang schränkt sich auf Verwandte und wenige Hausfreunde ein. Die Zirkel werden dadurch kleiner; ein freundlicher, herzlicher, wenn auch etwas altmodischer Ton erinnert an das Leben in den vormaligen Reichsstädten, wie es vor etwa zwanzig Jahren noch war.

Wunderlich sieht es aus, wenn man zuerst in ein Besuchzimmer tritt und vor jedem der im weiten Kreise zum Empfang der Damen rangirten Fauteuils ein Feuerstübchen stehen sieht; auch im Sommer, wo sie dann freilich kein Feuer enthalten, sondern nur zur Bequemlichkeit dienen, um die Füße darauf zu stellen. Die Holländerinnen sind so sehr an deren Gebrauch gewöhnt,

daß sie sich durchaus nicht ohne sie behelfen können; auch ist's die erste Höflichkeit, die man einer zum Besuch kommenden Dame erzeigt, daß man ihr ein Feuerstübchen präsentirt. Im Winter werden sie freilich unentbehrlich: denn die Gesellschaftszimmer sind größtentheils geräumig und hoch, Oefen nicht gewöhnlich, und das Klima wenig oder gar nicht wärmer, als im mittlern Deutschland. Obendrein herrscht der unfreundliche Gebrauch, daß in Gesellschaft nur die Herren sich dem Kaminfeuer nähern und den Damen kaum den Anblick desselben erlauben. Diese müssen nun freilich zu den Feuerstübchen ihre Zuflucht nehmen, um nicht zu erfrieren; aber an Grazie gewinnen sie durchaus nicht bei der Stellung, die dabei unvermeidlich ist. Es ist schwer, nicht zu lachen, wenn man beim Eintritt in den Salon ein Dutzend geputzter Damen in dieser brütenden Position sitzen sieht.

Das Spiel ist in den holländischen Gesellschaften so gewöhnlich, wie in Deutschland; der Tisch anständig, aber selten verschwenderisch be-

setzt; die Kochkunst nähert sich der französischen, ist aber weit einfacher. In einem Fache derselben übertreffen die holländischen Köchinnen alle Köche der Welt, nämlich in der Zubereitung der Fische; sie besitzen darin eine Kunstfertigkeit, die sich von Ausländern weder erlernen, noch beschreiben läßt. Auch wissen sich die guten Hausfrauen viel damit, besonders gegen fremde Damen. Es erscheinen immer mehrere Auflagen dieses beliebten Nationalgerichts nach einander auf der Tafel, nur wenig auf einmal, damit die Fische warm bleiben und nicht zu lange im Wasser zerweichen. Zum Nachtisch servirt man gewöhnlich neben den Dessertweinen auch Liqueur, welchen selbst die Damen nicht verschmähen. Wir haben schon bemerkt, daß das Klima diese erwärmenden Getränke eben so nothwendig macht, wie die Feuerstübchen. Aus demselben Grunde trägt man auch in Zucker eingemachten Ingwer auf, der den nicht daran Gewöhnten heiß wie die Hölle vorkommt; die Holländerinnen lieben ihn sehr und verderben sich damit völlig ihre ohnehin selten gesunden Zähne.

In freundschaftlichen Gesellschaften ohne großes Ceremoniel, welche hier die gewöhnlichsten sind, wird jedem Herrn beim Dessert eine große thönerne Tabakspfeife gebracht, und selbst Knaben von funfzehn Jahren dampfen tapfer mit. Die Damen sind daran gewöhnt; man sagt, daß die ältern von ihnen bisweilen dies Vergnügen mit den Männern theilen; doch haben wir es nie gesehen, vielleicht weil sie sich vor dem Spotte der Fremden fürchten. Die Quispeldorjes prangen dann neben den Früchten und den Confituren mit auf dem Tische. Nur daß man weiß, wozu sie dienen, macht ihren Anblick widerlich; übrigens sind diese Spucknäpfchen ganz zierlich von Porzellan, oder Beinglas, mit einem ziemlich engen, hohen Halse, so gemacht, daß man weiter nichts sieht, als ihre, einer altmodischen Streuzuckerbüchse nicht unähnliche Form.

Bruck.

Wir konnten Amsterdams Umgebungen nicht verlassen, ohne dieses wegen seiner hochgetriebenen Reinlichkeit berühmte Dorf besucht zu haben. Im Hafen schifften wir uns auf einer der vielen Treckschuyten ein, welche von dort aus jede Viertelstunde abgehn und das Reisen in diesem wasserreichen Lande bequem, sicher und unbeschreiblich wohlfeil machen. Das Fahren zu Lande kann sich aller dieser Vorzüge nicht rühmen; wie theuer es ist, haben wir schon erwähnt. Dazu sind die Holländer keine sonderlichen Pferdebändiger, die Wege meistens schlecht, und langsam geht's zu Wasser wie zu Lande; dafür gibt's keine Hülfe, man muß sich mit holländischer Geduld waffnen. Eile mit Weile, ist hier das allgemeine Symbolum.

Auf solch einem mit Verdeck versehenen langen Boote hingegen sitzt man wie in einer Wie-

ge, kein Staub beschwert den Reisenden; dieser kümmert sich nicht um Wind und Wetter, sondern liest, schreibt, arbeitet, wie in seinem Zimmer. Ist der Wind gut, so werden die Segel aufgespannt; ist er es nicht, so ziehen Pferde das Boot. Davon auch der Name Treckschuyt. Das Verdeck ist in zwei Zimmer eingetheilt, in ein größeres, und in ein kleineres ganz hinten befindlich, welches man bei größern Reisen oder Spazierfahrten für sich allein miethen kann. Diesmal war unsere Reise sehr kurz; wir fuhren nur quer über den Hafen, mitten durch das Gewimmel von Schiffen und Böten. Dort fanden wir gleich in einem Wirthshause einen erträglichen Wagen, der uns in einer guten halben Stunde auf einem sehr niedrigen, zwischen Kanälen und Wiesen hinlaufenden Wege ans Ziel unserer Reise brachte.

Nie sahen wir einen seltsamern Ort als Bruck, und es gibt auch wohl keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Capitalisten, die hier,

wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt, ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, alles um sich her zu scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Umgang, jeder lebt für sich, selten läßt sich jemand auf der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden vom höchsten Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Dame verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen. Aengstlich schlich eine Magd ihr auf jedem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidnen Schuhen

getreten hatte, so wie sie den Fuß weiter setzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurchfahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten über die Straßen weg zu fliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasurten Ziegelsteinen, man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmuz wird darauf geduldet, alles ist wie der Fußboden im elegantesten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als kämen sie aus einem nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Hause liegt ein Gärtchen, dadurch stehen sie weit genug aus einander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hintergebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfront des Hauses; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen einige Fuß über der Erde erhobenen Eingängen hinaufführt; so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorderthüre, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krau-

sem Schnitzwerk auf das überladenste geschmückt. Ueber derselben prangt eine Art Hautrelief, aus Spielpuppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in pontificalibus, der eine goldene Feder schnitzte, so lang als er selbst, während er eine ähnliche hinterm Ohr stecken hatte.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen; alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen, die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da stehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt sich noch eine ganz

auserlesene Verzierung, etwa ein bunt gemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer, oder ein Türke, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten steifsten Symmetrie, gleichen diese Gartenparterres kolossalen, geschmacklosen Stickereien.

Das Waisenhaus war das einzige, in welches man uns den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantisch erschien, als im übrigen Ganzen, so erfreute sie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernachlässigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen fanden

wir schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuch eine Spur seines Trittes nachließe, dürfte wohl schwerlich weiter zu gehen Erlaubniß erhalten.

Daß die ächt-holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst. Bemerkenswerth erschien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländischen Mützen mit goldnen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und die Backen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirne kräuseln sich die Haare in tausend kleine platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren, ängstlich abgezählt und ist so fest, als wäre es von Eisendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser so zusammen, und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihrer Toilette fertig.

Harlem.

Der Weg von Amsterdam nach Harlem beträgt ungefähr zwei Meilen. In schnurgerader, selten durch eine kleine Biegung unterbrochener Richtung läuft er immer neben breiten Kanälen hin. Trotz der schönen Wiesen, auf welchen prächtige Kühe im hohen Grase weiden, und der vielen großen und kleinen Landhäuser mit ihren Gärten, an welchen wir vorbeifuhren, fanden wir die kleine Reise doch ein wenig langweilig. Eine ermüdende Gleichförmigkeit ist der Charakter dieses Landes, an welche man sich schwerlich gewöhnt.

Harlem ist eine beträchtliche Stadt, mittlerer Größe, nach holländischer Art hübsch gebaut, und unbeschreiblich sauber und reinlich. Sogar in Holland zeichnet sie sich in dieser Hinsicht aus, ohne jedoch in die lächerlich-pedantische Weise von Bruck zu verfallen.

Ehe wir die Stadt erreichten, erblickten wir

das Harlemer Meer, ein dem Auge unabsehbarer See; hier standen vor einigen hundert Jahren mehrere Dörfer, umgeben mit Wiesen und Gärten, bewohnt von glücklichen Menschen. Alles ging unter, denn das Meer durchbrach zürnend die Dämme, die es einengten, und die Unglücklichen, die gewagt hatten es zu verdrängen, versanken mit ihren Wohnungen in den schäumenden Wogen. Spurlos sind sie verschwunden von der Erde, silbern und ruhig spielen jetzt über dem weiten ungeheuern Grabe die blauen Wellen im Sonnenschein. Kein Holländer sollte diesen See ohne Schaudern erblicken: denn wer kann es verbürgen, daß nicht, was einst geschah, wieder geschehe? Aber achtlos und ruhig wandeln sie am Gestade des grausenvollen Sees. Die Zeit ist noch mächtiger als die Elemente, sie vernichtet alles, sie besiegt alles, Furcht und Hoffnung und jeden Schmerz wie jede Freude.

Dicht hinter der Stadt breitet sich das harlemer Holz aus; ein schönerer Lustwald läßt sich auf ganz ebenem Boden nicht denken: er ist

von beträchtlicher Größe, durchkreuzt von hohen Alleen, in welchen unzählige Nachtigallen sangen. Nie sahen wir herrlichere Bäume als hier. Schöne Landhäuser, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Holze zerstreut; einige derselben sind ausgezeichnet elegant und prächtig, so wie die dazu gehörigen, im englischen Geschmack angelegten großen Gärten. Vor allen zeichnet sich das mit fürstlicher Pracht erbaute Landhaus des berühmten Banquiers Hope aus. Man sagt, das Innere desselben entspreche nicht ganz dem Aeußern. Vielleicht ist das jetzt anders. Die Façade des sehr weitläufigen Gebäudes, verziert mit vielen Marmor-Statuen, macht einen großen Effect.

Wir besahen die Harte Camp, einen Landsitz, der eben zum Verkauf stand; er heißt die Harte Camp, weil in einem dazu gehörigen Thier-Garten viele Hirsche, seltene Gäste in diesem Lande, gehegt werden. Das Haus zeichnet sich weniger aus, als der schöne große englische Garten, in welchem wir besonders eine Menge

immergrüner Bäume und Sträuche von seltener Schönheit und Größe bewunderten.

Harlem ist berühmt durch den Blumenhandel, der hier so sehr im Großen betrieben wird, als nirgends weiter. Ganz Europa wird von hier aus mit Blumenzwiebeln und Saamen versorgt. Der Anblick eines solchen zur Blumencultur eingerichteten Feldes (denn man kann diese Gärten kaum mehr Gärten nennen, so groß sind sie) ist höchst reizend zur Zeit der Blüte. Wir besuchten einige derselben, deren Eigner sehr angesehene Leute sind. Lange ehe wir den Garten erreichten, athmeten wir schon den entzückenden Duft von tausend Blumen. Wir trauten unsern Augen nicht, als wir die fast unabsehbaren Felder erblickten, auf welchen die schönsten, größten Hyacinthen, Tazetten, Jonquillen in den herrlichsten wechselndsten Farben, wie ein Kornfeld im lauen Winde, hin und her wogten. Die Tulpen waren schon verblüht; ihr buntes Reich muß einen Anblick von orientalischer Pracht gewähren. Aurickeln aber funkelten gleichsam wie

dunkle Sterne von Rubinen und Saphiren auf tausend Beeten. Nelken und Rosen standen in eben solcher Fülle da und erwarteten nur den günstigen Augenblick, um auch ihre Pracht zu entfalten.

Wie glücklich ist solch ein harlemer Blumist! dachten wir im Herzen. Wie wir aber den Eigner dieser Anlage von dem, was uns so entzückte, wie von jedem andern Waaren-Artikel sprechen hörten, wurde unsre Illusion sehr gestört und wir eilten weiter.

Haag.

Der Weg von Harlem nach dem Haag, zum Theil durch schöne Alleen führend, würde höchst angenehm durch seine Umgebungen seyn, wäre er selbst nur weniger sandig; eine Unannehmlichkeit, welche der ewige, alle Geduld

vernichtende Schneckenschritt der Pferde um ein großes vermehrt. Von allen Seiten erblickten wir schöne Landhäuser, umgeben von reizenden Gärten im höchsten Blütenschmuck des Frühlings.

Auf der Hälfte des Weges sahen wir in einer kleinen Entfernung zur linken Seite die alte berühmte Stadt Leyden liegen, damals noch in ihrer ursprünglichen Pracht, geziert mit schönen Thürmen, denn das zerstörende furchtbare Unglück war noch nicht über sie hereingebrochen. Gern hätten wir einige Zeit in ihr verweilt und gesehn, was ihre Mauern Merkwürdiges enthalten, aber die immer drohender werdenden Kriegsgerüchte trieben uns vorwärts.

Näher gegen den Haag wird das Land merklich höher, die Gegend gewinnt an mannichfaltigem Reize. Kurz vor der Stadt erreichten wir das haager Gehölz; es übertrifft noch das von Harlem an Schönheit und Größe. Auch hier empfing uns der Gesang von tausend Nachtigallen, liebliche Spaziergänge, herrliche Alleen öffneten sich unsern Blicken von allen Seiten durch den früh-

lingsgrünen Wald hin. Ganz nah' am Haag erinnerte uns die Gegend sehr lebhaft an den Weg von Braunschweig nach Wolfenbüttel.

Im Haag fanden wir die ganze Stadt voll Leben und Lust. Es war der letzte Tag der Kirmeß. Alles lustige Getümmel eines großen Jahrmarkts wogte unter den Fenstern des Gasthofes, wo wir abstiegen. Seiltänzer, Bereiter, Marionnetten, aufgeputzte Buden voll Spielsachen für große und kleine Kinder entzückten aller Herzen, die Myne Heeren schienen hier ganz ihre gewohnte Gravität vergessen zu haben und waren lustig wie andre Leute.

Man nannte sonst den Haag ein Dorf, man hatte Unrecht; es wäre ein Dorf von Palästen. Der Ort ist sehr groß, ein liebliches Gemisch von Stadt und Land, überall schöne Privathäuser und prächtige, Palästen ähnliche Gebäude, dazwischen reizende Gärten, Promenaden und Alleen, alles im gewohnten Glanze holländischer Sauberkeit und Ordnung.

Wir besuchten hier zum ersten Male das holländische Theater. Man gab eine Uebersetzung der Femme jalouse, eines sehr larmoyanten Stücks; Madame Snuck, ein großer Liebling des Publikums, spielte die Hauptrolle wohl mit etwas zuviel Pathos, ganz im hohen französisch-tragischen Styl, so auch die übrigen Schauspieler. Das ganze Schauspiel scheint uns nach französischen Mustern gebildet. Die Sprache klingt freilich in den hohen pathetischen Redensarten ein wenig possierlich, und wir lachten ein paar Mal, zum großen Aerger unserer gerührten Nachbarn.

Das Nachspiel war eine kleine, ebenfalls aus dm Französischen übersetzte Operette, die kindlich Liebe, und auch, so viel möglich, auf französche Weise dargestellt. Hier nahm sich die Majetät der holländischen Sprache schon passender aus, selbst beim Singen ging es besser damit, als wir erwartet hätten.

Wir besuchten den ehemaligen Palast des Statthalters, welchen jetzt die Regierung ein-

nahm. Einer der Deputirten von Amsterdam hatte die Güte, uns selbst herumzuführen. Der Saal, in welchem die Deputirten sich versammelten, macht einen imposanten Eindruck. Die hochgewölbte Kuppel sowohl als die Wände sind mit Malerei und Vergoldung reich, wenn auch in ziemlich veraltetem Geschmacke, verziert. Das durch diese Decoration hervorgebrachte Helldunkel schickte sich gar wohl zu der ernsten Bestimmung dieses Locals. Der für das gesetzgebende Corps bestimmte Saal war weit heiterer, ganz weiß decorirt; oben herum lief eine Gallerie für das Publikum; im Saal selbst standen außer den Schranken Stühle für die Deputirten gesetzt, welche diesen öffentlichen Sitzungen beiwohnen wollen.

Außer verschiedenen andern Zimmern und Sälen sahen wir noch in dreien oder vieren derselben eine wohlgeordnete Bibliothek zum Gebrauch der Deputirten aufgestellt, und den Saal, in welchem ein allgemeiner Friede geschlossen ward. Er ist groß, reich, aber im ältern Geschmack mit

Bildhauerarbeiten, Malereien und Vergoldungen über und über verziert, hochgewölbt, mit einem sehr schön gemalten Plafond. Er hat das Eigne, daß man in keiner Ecke desselben so leise sprechen kann, daß es nicht in der schräg entgegengesetzten Ecke deutlich zu vernehmen wäre. Auch ließ man uns als eine Merkwürdigkeit den Fußboden dieses Saals bewundern: denn so lang er auch ist, sind dennoch alle Dielen darin aus einem einzigen Stücke. Ungeheure Bäume, der Stolz uralter Wälder, mußten unter der mörderischen Axt gefallen seyn, um diese Breter zu liefern.

Wir fuhren einen sehr angenehmen Weg durchs Holz, nach dem Busch, sonst das Lustschloß des Statthalters. Ganz gesunken von seiner ehemaligen Bestimmung fanden wir den Garten, und selbst einen Theil des Schlosses in den Händen eines Restaurateurs zu einem öffentlichen Vergnügungsorte eingerichtet. Uns zog die Gemäldesammlung hin, welche dort in sieben Zimmern aufbewahrt und Fremden gezeigt wird.

Leider aber konnten wir nur wenig Zeit darauf verwenden.

Die beiden ersten Zimmer interessirten uns vorzüglich. Sie enthielten lauter merkwürdige, gut gemalte Portraits, sogar von den besten Meistern. Alle stellten Bildnisse von Männern vor, die sich in der vaterländischen Geschichte einen ewigen Namen erwarben. Größtentheils gutmüthige, treuherzige Gesichter, klug ohne Arglist; mitten unter ihnen der Kopf des Herzogs Alba, blaß, mager, kalt, furchtbar in Blick und Ausdruck. Sehr lebhaft umschwebte uns bei diesem Anblicke das Bild jener Zeiten, wie unser unsterblicher Schiller sie schilderte, und Göthe „auf den Bretern, die Welt bedeuten," sie uns vor Augen stellt. Ein Schauder erregendes Nachtstück hing hier; es stellt die Ermordung der Brüder de Witt vor. Von einer einzigen Fackel glühend beleuchtet, gewährt dieses Gemälde einen furchtbaren Anblick, auch wird es gewöhnlich mit einem grauseidenen Vorhange bedeckt, denn diese

Darstellung der Gräuel-Scene ist zu empörend, um sie lange vor Augen zu haben.

Ein Saal ist täuschend grau in grau von de Witt gemalt, beinahe kann man sich nur durchs Gefühl überzeugen, daß der Pinsel und nicht der Meißel hier zauberte. Viele vorzügliche Gemälde der besten niederländischen Meister füllen die übrigen Zimmer, Werke von van Dyk, Rubens, Wuwermann, Tenniers, Ostade, Hondeköter und andern mehr. Sehr freundlich ist das Bild Carls des Zweiten von England, mit seiner Schwester Hand in Hand, noch als Kinder, von van Dyk gemalt. Die liebliche himmelreine Unschuld der Kindheit kontrastirt mit der schweren prächtigen Kleidung der Königskinder; es ist ein reizendes Bild, von welchem wir nicht wegkommen konnten.

Gräßlich dagegen ist der bethlehemitische Kindermord von Rubens. Wie konnte je die schöne ruhige Kunst den entsetzlichen Gegenstand sich wählen! Und dennoch hat auch selbst Raphael einen gemalt! Wie ist es möglich, bei so

einer Darstellung mit Liebe zu verweilen? und das muß der Künstler doch! Hier nun vollends die heulenden Mütter, die Schlächterknechte von Soldaten, die entstellten schreienden Schlachtopfer, alles Gräßliche, alles Blutige, wie es nur die aufgeregteste Phantasie erdenken kann, recht anschaulich in Lebensgröße abgebildet. Es war zu grausend, um davor zu verweilen. Unendlich lieber erschien uns das freundliche Bild eines in Pelz gehüllten alten Mannes von Holbein, und Mann und Frau, recht treue Natur und nicht unedel, von Tenniers dargestellt. Man zeigte uns auch einige Gemälde der italienischen Schule; aber auf diesem Boden muß man dergleichen nicht suchen. Keines derselben schien uns bedeutenden Werthes, obgleich sie mit großen Namen prunkten.

Manches hoch und heilig gehaltene Alterthum wird hier noch sorgfältig aufbewahrt mit der treuen Vaterlandsliebe, die den Holländer auszeichnet: zum Beispiel, das Schwert des Admirals de Ruyter, dessen Andenken noch immer wie

das eines Halbgottes von seiner Nation verehrt wird, und eine vergoldete Kanone, mit Verzierungen von getriebener Arbeit aus Silber, welche er in der Barbarei erbeutete.

Den größten, wenn auch nicht angenehmsten Eindruck machte auf uns ein sogenannter Tanzsaal; wie man aber darin jemals tanzen möchte, blieb uns unbegreiflich. Die Decke desselben erhebt sich zu einer spitzig zulaufenden Kuppel von beträchtlicher Höhe. In dieser Kuppel sind die Fenster angebracht, welche den Saal von oben erleuchten, doch wird man sie von unten kaum gewahr. Diese Kuppel, die Seitenwände, der Raum zwischen den Fenstern, die Thüren sogar, welche man, zugeschlossen, von innen nicht unterscheidet, alles ist mit Malereien bedeckt, die ein einziges ungeheures, den ganzen Raum erfüllendes Gemälde ausmachen. Lebensgroße, sogar kolossale Figuren schlingen sich unter und übereinander, im seltsamen Gewühle durch einander gewirrt. Weiber, Greise, Kinder, Pferde, Todtengerippe, Könige, Krieger, heidnische Gott-

heiten, christliche Heiligenbilder, Engel und Teufel wanken wie im Fiebertraum vor dem geblendeten Auge. Unmöglich ist's, Anfang oder Ende zu finden, kein leerer Fleck, wo man ruhen könnte, kein Ausweg aus diesem seltsamen Saale ist sichtbar. Die Gestalten erdrücken den Anschauer; es ist eine Unruhe darin, eine düstere Beklommenheit; umsonst martert man sich ab, den Sinn des Ganzen zu errathen, eine Art von Ordnung hineinzubringen; je mehr man's ansieht, je ärger schwimmt alles durch einander, je schwindelnder ergreift uns ein Grausen. Einen Tag einsam in diesem Saale zu verleben, wäre für jeden, den die Natur mit einer lebhaften Phantasie beschenkte, eine unerträgliche Strafe. Wenn nun die Strahlen der Sonne einzelne Theile dieser ungeheuren Gebilde beleben, oder die Dämmerung gegen Abend das ohnehin Verworrne noch mehr verwirrt, hier wo keine Thür sichtbar ist, wo aus allen Ecken Todtenschädel grinsen, wilde, große, weiße Pferde sich bäumen, fürchterliche Gesichter neben schönen Weiber-Kö-

pfen herüber und hinüber blicken, könnte Einen eine Art Wahnsinn ergreifen, daß man am Ende nicht mehr die Wahrheit von dem Scheine zu sondern wüßte. Die Urheberin dieses Wirrwarrs, irgend eine alte Prinzessin aus dem Hause Oranien, guckt ganz oben aus der Spitze der Kuppel hinunter, mit einem Todtenkopfe im Arme. Jordan und seine Schüler haben diesen Saal gemalt; eine Allegorie liegt dem Ganzen zum Grunde: wer aber könnte und möchte diese dechiffriren?

Auf dem Rückwege vom Busch besuchten wir die sehr sehenswerthen großen Treibhäuser des Herrn Becker, eines reichen Tabakshändlers aus Rotterdam, dann eilten wir, gegen unsern Willen, Haag zu verlassen. Der Weg von dort nach Rotterdam beträgt nur wenige Stunden und gleicht einer Lustfahrt. Wir fuhren fast immer zwischen Gärten und Landhäusern, über deren Größe und Pracht wir oft erstaunten. Dicht neben Delft kamen wir vorbei, einer großen Stadt, die wir aber auch, aus Mangel an

Zeit, nur im Vorüberfahren erblickten, und ehe wir's glaubten, waren wir in Rotterdam.

Rotterdam.

Diese Stadt, nach Amsterdam die beträchtlichste in Holland, bietet eine sehr freundliche Außenseite dar. Auch ihre Einwohner zu loben haben wir alle Ursache. Während der wenigen Tage unsers Aufenthalts unter ihnen wurden wir in verschiedenen Häusern gastlich aufgenommen. Gutmüthiges, freundliches Wesen, vereint mit feiner geselliger Bildung, fanden wir überall unter den höhern Ständen. Das eigentliche Volk erschien uns hier eben so wie in Amsterdam. Die Sprache der feinen Welt ist in Rotterdam durchgängig die französische; dies erleichtert dem Fremden den Umgang gar sehr. Der Ton der Gesellschaft hat ziemlich viel Aehnliches mit dem

der Hamburger, nur darin weichen sie von einander ab, daß man in Rotterdam im Durchschnitt sehr niedrig spielt; gespielt aber wird so viel in der einen dieser Städte, als in der andern.

Rotterdam ist groß, die Häuser stehen zwar alle mit der Giebelseite nach den Straßen, dennoch ist es im Ganzen wohl gebaut, obgleich wir uns keines besonders merkwürdigen Gebäudes erinnern. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Ordnung blicken auch hier überall hervor. Die Stadt hat den großen Vorzug vor Amsterdam, daß Luft und Wasser hier weit besser sind als dort. Frisches fließendes Wasser strömt in den sehr breiten Kanälen, die, besetzt mit schönen Linden, große Schiffe aus den entferntesten Gegenden der Welt bis dicht vor die Thüren ihrer Eigenthümer oder Ablader tragen. Vor allen angenehm schien uns eine Straße, de Boomjes genannt. Eigentlich ist es nur eine Reihe Häuser, an einer breiten, mit zweien Reihen hoher schöner Bäume eingefaßten Straße, welche an der andern Seite die

vorüberströmende Maas begrenzt. Diese ist hier tief und breit genug, um die größten Schiffe zu tragen. Dem rotterdamer Kaufmann macht es keine geringe Freude, wenn er so aus den Fenstern seines Wohnzimmers seine reich beladenen Schiffe aus den entferntesten Weltgegenden anlangen sieht. Ueber das Wasser hinaus am entgegengesetzten Ufer erblickt man üppige Wiesen mit schönen darauf weidenden Kühen; Landhäuser, Gärten, Alleen, allen Reiz einer hübschen holländischen Gegend. Ueberhaupt gehören die Umgebungen von Rotterdam zu den angenehmsten des Landes.

Die Reinlichkeit wird in Rotterdam wo möglich noch höher getrieben, als in Amsterdam, obgleich hier nicht, wie dort, die bösen Ausdünstungen der Kanäle das ewige Waschen und Scheuern nothwendig machen. In unserem nicht sonderlichen Gasthofe, au Maréchal de Turenne, der aber der beste in der Stadt seyn soll, erwachten wir einstmals tief in der Nacht von einem gewaltigen Lärmen. Es war als wenn heftige

Wolkenbrüche vom Himmel strömten; wir hörten das Wasser an die Fenster prasselnd anschlagen, als drohete es sie einzuwerfen. Erschrocken sprangen wir auf, der ganze Gasthof war erleuchtet, viele Stimmen murmelten dumpf durch einander; unser nächster Gedanke war, es sey plötzlich Feuer ausgebrochen; dieses bestätigte sich, da wir im Hofe Leute mit großen Handfeuerspritzen um gewaltige Wasserkübel versammelt sahen. Endlich erfuhren wir, man spüle nur mit diesen Feuerspritzen den Staub von dem Hause und den Fenstern ab; eine Operation, die alle Sonnabende Nachts durch die ganze Stadt vorgenommen wird. Dies war gerade ein Sonnabend. Halb lachend, halb ärgerlich suchten wir wieder einzuschlafen und nahmen uns vor, den Wirth zu bedeuten, daß es doch wohlgethan wäre, den dieser Sitte unkundigen Fremden vorher damit bekannt zu machen: denn der erste Schreck war nicht gering gewesen.

Rotterdams Bewohner zeichnen sich durch einen Hang zur stillen religiösen Schwärmerei aus;

wenigstens gedeihen hier viel Brüdergemeinen der sogenannten Stillen im Lande und machen noch täglich Proselyten, selbst unter den höhern gebildeten Ständen. Im Hause eines sehr reichen angesehenen Kaufmanns, wo wir in einer zahlreichen Gesellschaft zu Mittage aßen, bemerkten wir ein junges Frauenzimmer, welches wir bei frühern Besuchen nie dort gesehen hatten. Sie war höchst einfach gekleidet, ohne allen Schmuck und Putz, mit einem kleinen eng anliegenden Häubchen, einem großen, ganz einfachen Halstuche, mehr vermummt als bedeckt; auch der Schnitt des Kleides war ganz altmodisch, wie ihn die eleganten Rotterdamerinnen seit vielen Jahren nicht mehr tragen. Wir hielten sie zuerst für eine Haushälterin, doch widersprach diesem die ausgezeichnete Achtung, mit der ihr von allen begegnet ward. Mit Erstaunen vernahmen wir, sie wäre die älteste Tochter des Hauses, die Schwester der jungen Mädchen, die geputzt nach der neuesten französischen Mode neben ihr lachten und schäkerten.

Sie war die fröhlichste, die eleganteste von allen gewesen, hatte Musik, Tanz und jedes gesellige Vergnügen geliebt und mitgemacht, bis sie eines Tages aus der Predigt eines wegen seiner Frömmigkeit berühmten Predigers ganz veränderten Sinnes zu Hause kam. Von der Minute an legte sie ihre modische Kleidung ab, kleidete sich wie jetzt, entsagte allen Vergnügungen, zu denen Jugend, Stand, Vermögen und eine angenehme Gestalt sie berechtigten; erschien nur selten und nur zur Mittagstafel im geselligen Kreise, welcher sich in ihrer Aeltern Hause oft versammelte; lebte still vor sich hin und kannte keine Ergötzlichkeit, als fromme Uebungen und die Betstunden der Gemeine, zu welcher sie sich jetzt zählte. Sie ward uns durch diese Erzählung zu merkwürdig, als daß wir sie nicht genauer hätten beobachten sollen: ihr ganzes Wesen schien ruhig und heiter, stille Ergebung, keine Spur von Trauer war auf ihrem Gesichte zu finden, aber auch keine Freude. Alle Vorstellungen ihrer Verwandten hatten nicht vermocht sie

nur auf einen Augenblick wankend zu machen. Man versicherte uns, sie sey bei weitem nicht die einzige, die auf diese Weise dem fröhlichen geselligen Leben entzogen wurde; Rotterdam hätte noch viele Beispiele ähnlicher schnellen Sinnes- und Lebensänderungen aufzuweisen; gerade die fröhlichsten und schönsten Mädchen würden gewöhnlich zuerst von diesem frommen Schwindel ergriffen und nichts vermöge sie davon abzubringen.

Ehe wir von Rotterdam scheiden, müssen wir noch eines recht hübschen Liebhaberconcerts gedenken, welchem wir in einem artigen, durch Subscription dazu erbauten, sehr schön erleuchteten Saale beiwohnten. Fast alle Instrumente waren durch Liebhaber besetzt, von welchen einige sich durch Vortrag und Fertigkeit bedeutend auszeichneten; besonders gefielen uns einige Sänger und Sängerinnen, wie man sie wohl selten unter Dilettanten findet. Ein großer eleganter Zirkel von Zuhörern war dort versammelt, und sowohl die stille Theilnahme der passiven, als die Kunstfer-

tigkeit der thätigen Mitglieder der Gesellschaft dienten uns zum Beweise, daß diese erheiternde Kunst hier mit wahrer Liebe getrieben wird.

Fortsetzung der Reise bis Calais.

Die Reise von Rotterdam bis Bergenopzoom, welche wir, begünstigt vom vortheilhaftesten Winde, in einem Tage zurücklegten, ist mehr eine Wasserfahrt, als eine Landreise zu nennen.

Zuerst mußten wir dicht vor Rotterdam in einer Fähre über die Maas setzen, darüber ging eine Stunde hin. Nicht lange, so strömte die alte Maas uns über den Weg. Da sie nicht völlig so breit ist, als die neue, kamen wir in einer halben Stunde hinüber. Nun ging es wieder eine Zeit lang auf vier Rädern fort, bis wir an eine Art von Meerbusen gelangten, die

Diepde genannt. Hier wurde unser Wagen und unser Gepäck mit vieler Umständlichkeit auf ein kleines Schiff, sie nannten es eine Jalke, hinaufgewunden, und wenigstens 50 Dorfjungen folgten mit großem Geschrei hinten nach. Verwundert über die viele Mannschaft, fragten wir den Schiffer, was dieses bedeute. Ganz freundlich erwiderte er uns: es wären die Jongekens aus der benachbarten Gegend, die von der Gelegenheit profitirten, sich ein Plaisirchen zu machen. Wir konnten nichts dagegen einwenden, weil Niemand auf unsre Gegenreden geachtet haben würde; also entschlossen wir uns in dieser lärmenden Gesellschaft die Reise anzutreten.

Neugieriger, oder vielmehr schaulustiger giebt's nichts in der Welt, als das gemeine Volk in Holland; wo wir nur ankamen, selbst in großen Städten, versammelten sich gleich eine Menge Gaffer um unsern Wagen, die ihn bewegungslos anstaunten, als hätten sie nie zuvor etwas dem Aehnliches gesehn. Vollends an den Fähren, wo wir selbst aussteigen und unsre Effecten zum Theil

aus dem Wagen nehmen lassen mußten, wurden wir fast von Neugierigen erdrückt.

Gewöhnlich braucht man drei Stunden, um die Diepde zu durchschiffen, diesmal aber kamen wir in anderthalb Stunden hinüber und landeten bei der kleinen Festung Wilhelmsstadt, welche im Jahr 1793 sechszehn Tage bombardirt wurde und sich dennoch nicht ergab. Hinter Wilhelmsstadt mußten wir noch zweimal uns auf Fähren einschiffen, und langten endlich mit dem Schlag neun Uhr, gerade wie man die Thore schloß, vor Bergenopzoom an.

Da standen wir vor der verschloßnen Stadt; unser Postillion stieg vom Pferde und verschwand, während wir schon eine Wiederholung der Scene von Deventer zu fürchten anfingen. Glücklicherweise aber war er eines andern Geistes Kind, als der Herr Sohn des Herrn Bürgermeisters von Almeloo und in seiner Art wohl ein holländisches Genie zu nennen. Nach einer guten Viertelstunde kam er ganz glorreich von seiner geheimen Unterhandlung zurück, trat an den Wagen und ver-

sicherte uns: man öffne zwar für keinen Fremden die Thore, wenn sie einmal geschlossen wären, aber um seinetwillen, da er eben unser Postillion wäre, würde der Herr Gouverneur es diesmal thun. Wir lachten und warteten geduldig, weil wir mußten. Nach einer guten halben Stunde rasselten wirklich Schlösser und Riegel, knarrten die niedergelassenen Zugbrücken und wir fuhren triumphirend durch Bergenopzooms Thore, wo man uns nach unserm Passe fragte und, da wir ihn nicht gleich in der Dunkelheit finden konnten, mit elf Stübern vorlieb nahm.

In einem guten Gasthofe, am helllodernden Kaminfeuer, vergaßen wir bald des zu Wasser und zu Lande ausgestandenen Ungemachs des vergangenen Tages, fuhren den folgenden Morgen sehr früh aus und langten noch Vormittags in Antwerpen an.

Ein banges trauriges Gefühl muß sich jedes Reisenden bemächtigen, der zum ersten Male die weiten Straßen, die unabsehbar großen Plätze dieser Stadt betritt. Dunkle Paläste von beiden

Seiten derselben, in hinsinkender Pracht, überall Verfall, zerbrochene oder gar mit Bretern zugenagelte Fenster, Gras vor den Thüren, denen man es ansieht, daß sie schon lange nicht mehr gastfrei sich öffneten. Es ist als ob man in einer durch Krieg und Pest ausgestorbenen Stadt unter Gräbern der Vergangenheit wandelte. Die Größe der Häuser, die Breite der Straßen, die gothische Pracht der Kirchen und öffentlichen Gebäude verkündigt, daß einst ein mächtiges reiches Leben hier waltete, hier, wo jetzt unser Tritt in den menschenleeren, öden Straßen schauerlich wiederhallte und ungestüme Bettler uns auf jedem Schritte verfolgten.

Zwar fing der Handel eben wieder an seine Segnungen zu verbreiten; mit ihm erwachte die Hoffnung, diese alte berühmte Stadt in ihrer vorigen Pracht neu erblühen zu sehen, und wahrscheinlich wird sie sich aus der jetzigen Versunkenheit erheben, wenn allgemeiner Friede einst wieder die Welt beglückt; aber auch unter den günstigsten Umständen muß dennoch viel Zeit darzu

gehören, ehe diese Straßen und Plätze wieder, wie vormals, von fröhlichen, wohlhabenden Bürgern wimmeln werden.

Die Stadt ist zu weitläufig groß, und was in Hamburg oder in der londner City schon ein Gedränge erregen würde, ginge in diesem ungeheuern Local friedlich neben einander und wäre kaum zu bemerken. Schon jetzt sahen wir hin und wieder einzelne große modern decorirte Häuser neben den in Verfall gesunkenen erstehen. Reiche Kaufleute wohnten darin, herbeigezogen aus dem Auslande durch Begünstigungen, die seit kurzem Antwerpen zu Theil geworden waren; dagegen vermißten wir die hübschen kleinen wohlhabenden Bürgerhäuser, wie man sie in Holland überall sieht, und die bei aller ihrer Anspruchslosigkeit das ächte Wohlseyn des Ganzen verkündigen.

Die Kleidung der Weiber aus den geringen Ständen trägt nicht wenig dazu bei, das düstere Ansehen von Antwerpen zu vermehren. Wie Gespenster schleichen sie einher, eingewickelt in ein

großes schwarzes Tuch von schlechtem wollenen Zeuche, welches sie vom Kopfe bis beinah auf die Füße verhüllt, so daß vom Gesichte nur die Nasenspitze sichtbar ist und die ganze übrige Gestalt verborgen bleibt. Andere tragen einen sehr weiten faltenreichen Mantel von weißlichem wollenen Zeuche, der vorn zufällt, die Arme ganz versteckt und bis auf die Füße reicht. Eine Kappe ist daran befestigt, die hinten, in dichte steife Falten gelegt, breit absteht und vorne weit über's Gesicht hinaus reichend, dieses vor allen Augen völlig verbirgt. Solche häßliche mönchsartige Masken erblickten wir überall. Die eleganten Bürgerinnen tragen den Mantel von röthlichem Kattun, die Kappen mit einer breiten Falbel verziert, was denn doch etwas leidlicher steht. Diese Tracht nennt man eine Faille; sie ist allgemein durch ganz Brabant und Flandern verbreitet und stammt wahrscheinlich aus den frühesten Zeiten des Mittelalters; aber trotz ihres ehrwürdigen Ursprungs würde es schwer seyn, etwas Häßlicheres und Entstellenderes zu erdenken.

Unser erster Besuch galt der berühmten großen Kathedralkirche. Dieses herrliche Gebäude ist zu bekannt, als daß wir dessen Beschreibung versuchen sollten. Lange standen wir und staunten die reiche Façade und den prächtigen hohen Thurm mit Ehrfurcht an. Mehrere tausend Bildsäulen, Blumengewinde, Thürmchen und andre gothische Verzierungen bedecken die ganze Vorderseite, selbst den Thurm bis zur höchsten Spitze hinauf, und dennoch verschwindet gegen die einfache Größe des Ganzen alles Kleinliche dieses bis ins geringste Detail unendlich mühsam und sorgfältig ausgearbeiteten Schmuckes. Wie viel tausend fleißige Hände, die an diesem großen Monumente ihrer Zeit treu und liebevoll arbeiteten, ruhen jetzt seit Jahrhunderten aus und Niemand nennt mehr ihre Namen! Dankbar gedachten wir dieser Vergeßnen, hier vor dem großen Werke ihrer vereinten Kräfte, welches noch in ewig frischer Schönheit sich stolz in die blaue Luft erhebt und dem Laufe der Jahre Trotz bietet.

Das Innere des Gebäudes stand jetzt einsam

da, entblößt von allem Schmuck. Zweiunddreißig Altäre, welche sonst hier waren, sind fortgebracht, nur der Hochaltar hat seinen Platz behalten. Kein Gemälde, kein Heiligenbild ist in der ganzen Kirche mehr zu finden, alles geraubt, fortgeschleppt, verkauft in jenen Tagen schrecklicher Anarchie, die mit ruchloser Hand auch das Heiligste nicht schonte. In einem Winkel des Mittelganges sahen wir, halb versteckt, ein einziges altes Muttergottesbild, trübe brannte ein kleines Licht davor. Die haben wir noch mit Mühe gerettet, flüsterte der uns begleitende Küster mit einfältig frommem Lächeln; andächtige Seelen haben ihr neue Kleider und Silbergeräthe geschenkt, setzte er hinzu.

Herrliche Gemälde, welche sonst der Kirche größte Zierde waren, sind jetzt in die weite Welt zerstreut; das prächtige große Altarbild von Rubens und noch einige andere Gemälde desselben Meisters fanden in der kaiserlichen Galerie in Wien einen ehrenvollen Platz. Doch, öde und schmuckberaubt, wie der alte Tempel jetzt da-

steht, erschien er uns vielleicht um so ehrwürdiger mit seinen hohen Säulengängen, seinem prächtigen himmelanstrebenden Dome und den hohen gemalten Fenstern, durch welche eben die Abendsonne milden Schimmer in bunter Farbenpracht verbreitete. Schweigend wandelten wir lange in diesen weiten, öden Gängen, wo jeder unsrer Tritte schauerlich wiederhallte, blickten hinauf an die hohen, das Gewölbe tragenden Säulen, an denen die Schatten der Dämmerung mit dem Glanze der hin und wieder zerstreuten funkelnden Lichter der Abendsonne wunderbare Gestalten bildeten, und gedachten der vielen tausend Menschen, die vor uns hier wandelten, ihren Schmerz, ihre Freude, ihre Wünsche hierher trugen und nun so ruhig unter unsern Füßen schlummerten.

Wir traten hinaus auf den weiten Kirchhof. Auch hier hatte der Geist der Zeit gewaltet, aber freundlicher. Umgestaltet zu einem schönen, mit Bäumen eingefaßten Grasplatze, dient der Gottesacker jetzt zum Spaziergange. Es war eben Jahrmarkt; rings umher standen Buden und

fröhliche blühende Kinder tummelten sich lustig umher und spielten mit neuen, eben geschenkten Spielsachen über den Gräbern ihrer Voraltern.

Wir durchwanderten noch manche öde Straße, betrachteten manches alte Denkmal der Vorzeit, besonders das Rathhaus, ein großes Gebäude, geschmückt mit aller Pracht gothischer Architektur. Auch die Börse besuchten wir, ebenfalls ein in seiner Art sehr schönes Gebäude, dessen Größe noch von der Beträchtlichkeit des sonst hier blühenden Handels zeugt. Wir gingen an den Hafen, in welchem wieder neues Leben sich zu regen anfing, setzten dann in einer Fähre über die Schelde, und waren nun in Flandern.

Hier fanden wir alles plötzlich verändert. Verschwunden waren das holländische Phlegma, die ewigen Tabakspfeifen, die Quispeldorjes, aber mit ihnen auch das lachende reinliche Ansehn alles Leblosen, die Teppiche in den Zimmern, die niedlichen Blumengärtchen vor den Häusern. Wir fanden jetzt durchaus gut gepflasterte, mit

Bäumen eingefaßte Wege, auch Postillione, welche reiten konnten und auf französische Weise, das heißt vortrefflich fuhren. Die Gegend, durch welche wir kamen, glich einem schönen fruchtbaren Garten.

Bald erreichten wir Gent, eine Stadt noch viel größer als Antwerpen, aber auch noch trauriger, noch verfallner und menschenleerer. Zwar existiren hier einige große Tuch- und andere Fabriken, welche einem kleinen Orte wohl Leben geben könnten, aber in dieser großen Masse von Gebäuden nicht bemerkbar sind.

Still, wie in einem Todtenhause, gingen wir viele Straßen auf und ab, neben verschlossenen verfallenden Häusern. Das Rathhaus erregte unsere Bewunderung: es ist eins der schönsten gothischen Gebäude. So auch mehrere Kirchen. Eine davon, dem heiligen Beda geweiht, ist auch von innen sehr reich mit Marmor verziert. Wir erblickten darin verschiedene alte prächtige Grabmäler; aber die ganze Kirche war voll still Betender, die vor den Altären, in Andacht ver-

sunken, auf den Knieen lagen. Wir konnten uns nicht überwinden diese zu stören und begnügten uns lieber mit dem Ueberblick des reichen Ganzen, ohne in die Details zu dringen.

Eine der vielen Kirchen war jetzt von der Regierung zu einem Museum eingerichtet. Es enthält viele Gemälde, zum Theil aus andern Kirchen hierher geschafft, und sehr gute Gyps-Abgüsse der schönsten antiken Statuen. Die alten Götter nahmen sich sonderbar in diesem neuen Wohnplatze aus; es war, als ob sie sich selbst darüber verwunderten. Müde, in der todtenstillen Stadt durch breite Straßen und unabsehbare Plätze und Märkte einsam zu wandeln, eilten wir weiter.

Ganz Flandern sieht sich gleich, schnurgerade gepflasterte Straßen, durch ein fruchtbares, angebautes, aber ganz flaches Land. Eine gewisse ermüdende Einförmigkeit ruht auf dem Ganzen; so ungefähr müssen die gepriesenen Ebnen der Lombardei erscheinen.

Wir kamen durch verschiedene kleine Städt-

chen und Flecken; überall erstaunten wir über die unverhältnißmäßig großen Marktläze, die augenscheinlich für eine ungeheure Volksmenge eingerichtet wurden und jetzt je größer, je verlassener dastehen. Dagegen waren auch wir der Gegenstand der Bewunderung der Einwohner, die sich an jedem Orte, wo wir Pferde wechselten, um den Wagen versammelten und gelassen stehen blieben, bis wir wieder abfuhren. Diese Gafflust, welche wir in Holland bemerkten, fanden wir also durchaus in den Niederlanden wieder.

Brügge, ebenfalls eine sehr große Stadt, ist wo möglich noch todter und öder als Gent. Es war eben Jahrmarkt, wie wir dort ankamen; aber selbst dieser Umstand vermochte nicht das geringste Leben in der ausgestorbenen Stadt zu erwecken. Die wenigen Einwohner, welche wir auf den Straßen langsam umherschleichen sahen, waren in ihrem festtäglichen Putze, dem Sonntag und Jahrmarkt zu Ehren; lauter Gestalten aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, in alten verblichnen, von Großältern er-

erbten Kleidern, die Frauen in ihrer häßlichen Nationaltracht, die Männer mit steifen Rockschößen, Drahtperücken, Haarbeuteln und sogar einer mit einem kleinen porzellanenen Degen. Neben ihm ein andrer mit einem rhabarberfarbnen runden großen Mantel, pfirsichblüthenfarbnen Rock und langer buntgestickter weißtaftner Weste. Diese Beiden standen lange neben unserm Wagen und sahen aufmerksam einer Reparatur zu, die das Rasseln auf dem Steinpflaster an einem der Räder nothwendig gemacht hatte. Sie schienen wichtige Honoratioren des Orts zu seyn: denn die übrigen Schaulustigen hielten sich in ehrerbietiger Entfernung hinter ihnen. Froh, als entrännen wir einem Gefängnisse, rollten wir endlich aus dem Thore dieser Stadt, wo alles uns beengte, nach Dünkerken zu.

Auf der letzten Station dahin führt der Weg hart am Strande des Nordmeers hin. Nur zur Zeit der Ebbe kann er befahren werden; kommt man zur Zeit der Fluth, so muß man warten, bis Poseidon seine Wogen zurückruft.

Wir langten eben zeitig genug an, um Dünkerken erreichen zu können, wenn der Postillion gut zufuhr und kein Zufall uns aufhielt; darum wagten wir es weiter zu fahren, trotz der einbrechenden Nacht. Der Wagen rollte leicht auf dem feuchten Meeressande. Die Pferde mußten laufen was sie konnten, denn die Postillione schienen sich selbst vor der Fluth zu fürchten, welche im blassen Strahle des Neumonds schimmerte, erst aus der Ferne und dann immer näher und näher daherbrauste. Endlich sahen wir Lichter blinken, Schiffe im Hafen liegen, und standen vor Dünkerkens verschloßnen Thoren, die uns aber geöffnet wurden, nachdem wir eine Stunde gewartet hatten.

Im Posthause, welches zugleich auch der beste Gasthof dieser Stadt ist, überraschte uns eine Aufnahme, als wären wir längst erwartet. Es empfing uns ein gut erleuchtetes, hübsch decorirtes Zimmer, in welchem ein belebendes Feuer in dem mit Vasen voll duftender Blumen geschmückten Kamin hell loderte; alles sah freundlich und

bequem aus. So ist's an allen Orten, welche die reichen reisenden Engländer oft besuchen. Freilich muß man diese von ihnen geschaffnen Bequemlichkeiten dann oft auch mit englischen Guineen bezahlen, aber man thut es gern, erinnert man sich dabei der schlechten Bewirthung und der verhältnißmäßig nicht geringern Rechnungen der Wirthe in den mehresten kleinen Städten Deutschlands.

Ueberfahrt nach Dover.

Den nächsten Morgen erreichten wir Calais und stiegen in einem der größten Gasthöfe der Welt ab, bei dem Nachfolger des weiland berühmten Herrn Dessein, welchem Yorick Sterne ein unvergängliches Denkmal in seiner Sentimental Journey stiftete.

Es gab eine Zeit, wo jeder Britte, welcher einigermaßen auf feinen Ton Anspruch machen wollte, nach Frankreich und Italien gehen mußte, um in beiden Ländern einige Monate auf englische Weise mit Engländern zu leben, und hernach ungefähr eben so bekannt mit dem Auslande und dessen Sitten, eben so vorurtheilsfrei, eben so gebildet nach Hause zu kommen, wie er ausgegangen war. Manche, sagt man, begnügten sich damit, eine Zeit in Calais zu verweilen; sie waren denn doch auf dem Continent gewesen, ohne die geliebte Küste von Alt-England aus den Augen zu lassen. Im Ganzen hatten sie ihren Zweck so gut erreicht, als die andern. Diese Reisewuth der reichsten Particuliers, welche sich, oft aus Wahl, oft von widrigen Winden zurückgehalten, bald längere bald kürzere Zeit in Calais aufhielten, erregte damals den speculativen Geist des alten Dessein; er errichtete diesen in seiner Art einzigen Gasthof und fand gewiß seine Rechnung dabei.

Alles was Reisende nur wünschen können, um

ihre Launen und Bedürfnisse zu befriedigen, war hier auf einem Puncte vereint anzutreffen. Daß es an dem gehörigen Local nicht fehlte, um eine große Anzahl Fremde der verschiedensten Stände zu bewirthen und zu beherbergen, versteht sich von selbst. Aber auch alle Handwerker, alle Waaren, die ein Reisender brauchen kann, alle Gattungen Wagen zum Kauf und zur Miethe, dabei Gelegenheit den eignen Wagen zu verkaufen, wenn man ihn nicht mit nach England nehmen wollte, waren hier zu finden, dazu ein hübscher Garten zur Promenade und ein Theater darin, in welchem Dessein eine Truppe unterhielt, welche die kleinen französischen Operetten artig genug spielte. Für alles war gesorgt, alles aufgeboten, den Fremden und seine Guineen in Beschlag zu nehmen.

Dessein's Nachfolger strebten zwar in den ersten Jahren nach seinem Tode das Ganze zu erhalten, und es gelang ihnen ziemlich, so lange die Communication beider Reiche offen war; allein mit Dessein's Tode war doch der Geist

gewichen, der alles belebte und zusammenhielt. Dies ist ja das Schicksal jeder Einrichtung, die von einem überwiegenden Genie geschaffen, blos auf ihm und seinem Wirken beruhend, nach dessen Scheiden zwar noch den Anschein des Lebens behält, aber nach und nach in sich selbst untergeht. Kein großer Mann findet einen Nachfolger, der seine Pläne getreu befolgt; darum hoffe keiner für die Ewigkeit zu bauen.

Wir fanden das Ganze noch ziemlich in der alten Ordnung. Das Haus war angefüllt mit Fremden; seit vielen Tagen hielt ein auf alle Schiffe gelegtes Embargo sogar die Packetboote im Hafen gefesselt, nur die Postschiffe, welche die Briefe herüberbringen, hatten noch die Erlaubniß zu segeln. Es hieß allgemein, die beiden Fahrzeuge, welche segelfertig des guten Windes harrten, ein französisches und ein englisches, möchten wohl die letzten seyn, und gleich darauf werde beim unvermeidlichen Ausbruche des Kriegs alle Communication mit England gehemmt werden.

Wir gesellten uns zu der großen Anzahl von

Fremden, welche diese letzte Gelegenheit, herüberzukommen, benützen wollten. Der größte Theil derselben bestand aus Engländern; zum Theil waren es ganze Familien, die lange auf dem Continent gelebt hatten und jetzt sehr ängstlich die Ueberfahrt erwarteten, aus Furcht, sonst ganz aus Old-England verbannt zu bleiben. Alle mußten sich gedulden, wir mit den übrigen, denn der Wind war contrair. Wir eilten auf dem englischen Schiffe unsere Plätze zu bestellen und unser Gepäck an Bord bringen zu lassen: denn es hieß, der Schiffer mache einige Hoffnung gegen Mittag abzusegeln. Dieser Schiffer aber war eine unsichtbare Gottheit, deren Aussprüchen wir uns unterwerfen mußten, die zwar unser Schicksal bestimmte, sich aber von unsern sterblichen Augen nirgends erblicken ließ. Wen wir auch fragen mochten, niemand hatte ihn gesehen.

Von allen Contrarietäten, die unser armes Leben verbittern, ist contrairer Wind, bei einer bevorstehenden Seereise, eine der ärgsten. Alle Welt ist verdrießlich und hat ein Recht dazu;

alle Welt ist müßig, denn niemand mag irgend etwas unternehmen, da er nicht weiß, ob er noch über die nächste Stunde bestimmen kann. Da gibt's denn ein zweckloses Herumtreiben, ein langweiliges Hin= und Hergehen, noch obendrein in einem sehr beschränkten Raume: denn man darf sich nicht entfernen, um die Ueberfahrt nicht zu versäumen. Die glänzendste Schönheit wird in der Oper nicht so sehnsuchtsvoll lorgnirt, als in solchen Fällen die Wetterfahne. Kurz es ist eine sehr verdrießliche Existenz.

Gegen Mitternacht endlich wurden wir davon erlöset; man holte uns ab und noch etwa ein Dutzend andere reisende Herren und Damen, mit der Versicherung, der Wind wäre gut, wir würden in einer halben Stunde unter Segel gehen. Die übrigen Passagiers waren schon längst an Bord, um die bessern Plätze und Betten einzunehmen; wir hatten nichts davon erfahren und kümmerten uns auch wenig darum, weil wir die Sache uns nicht so dachten, wie wir sie später fanden.

So unbedeutend diese Seereise von wenig Stunden eigentlich ist, so wurde sie doch diesmal durch die Nebenumstände so abenteuerlich, daß wir uns bei der Erzählung derselben ein wenig verweilen müssen. Schon der Weg zum Hafen, wo wir uns einschiffen sollten, war sehr unangenehm: er ist ziemlich lang, schmal und uneben; ein Matrose lief mit einer einzigen Laterne, die uns leuchten sollte, sehr schnell voraus. Wir mußten folgen so gut wir konnten, alle Augenblicke stießen wir an einander, oder die Bedienten, die unser Gepäck für die Nacht, Mäntel und dergleichen trugen, verloren etwas davon; dann gab's ein Stoßen und Suchen und Fluchen im Dunkeln: genug, dies Vorspiel war schon nicht sehr geeignet unsre Stimmung zu erheitern. Uns war, als gingen wir in ein Gefängniß: der Wiederschein des Lichts an den hohen Mauern der Wälle, die engen Pforten in denselben, durch welche wir zweimal gebückt kriechen mußten (denn man fand es unnöthig, sie ganz zu öffnen), die großen wilden Matrosen,

die neben uns hergingen, als ob sie uns bewachten, alles mußte diese nicht erfreuliche Täuschung hervorbringen.

Endlich waren wir am Hafen, wo wir einem Municipalitätsbeamten, der in Uniform mit der dreifarbigen Schärpe dastand, unsere Pässe vorzeigen sollten. Hier überstieg nun die Unordnung, das Drängen und Stoßen und Schreien allen Begriff. Aus den übrigen Gasthöfen der Stadt waren noch eine Menge Fremde herzugekommen, die sich auch einschiffen wollten; in der Dunkelheit, im Gedränge hatte jeder die verloren, welche zu ihm gehörten und auf seinem Passe mit bezeichnet waren, und es dauerte lange, ehe man sich wieder zusammenfand, dazu die Unbekanntschaft der vielen Engländer mit der französischen Sprache. Die Scene war für die Mitspielenden höchst unangenehm; aber für den bloßen Zuschauer mochte sie manches Komische haben, denn wir hörten mitten im Aerger rund um uns lachen und manche lustige Bemerkung.

Wir als Deutsche wurden bald sehr höflich von der Municipalität ausgezeichnet; der Beamte sorgte sogar dafür, daß wir unbeschädigt die Leiter zum Schiffe herab kamen, während oben der Krieg mit den Engländern schon anzugehn schien. Mühsam stiegen wir herab; hin und wieder reichte uns ein englischer Matrose hülfreich die Hand und verfolgte uns hernach mit Geschrei um Trinkgeld für die dabei gehabte Mühe. Auf dem Verdeck, auf der Treppe zur Kajüte war fürchterliches Gedränge und Lärmen; betäubt, getrennt von einander, taumelten wir in die Kajüte, wo wir das Ende unsrer Noth zu finden hofften; aber gleich beim Eintritte trat uns ein übelaussehender Mensch in einer Art Uniform entgegen und machte ohne weiteres Anstalt, uns die Taschen zu visitiren. Die Damen hatten Mühe es ihm verständlich zu machen, daß sie jetzt keine mehr trügen, die Herren mußten sich der erniedrigenden Ceremonie unterwerfen. Mit wie guter Art dies geschah, läßt sich denken; alles wurde genau durchgesehen, jedes Portefeuille, jeder Arbeits-

beutel der Damen wurde geöffnet, um zu sehen, ob nicht versiegelte Briefe darin wären. Voll Ingrimms standen wir alle um den Zöllner versammelt; er ließ sich durch nichts stören, sondern versicherte blos, er wäre von der Polizei. In einem der Damenbeutel fand er eine sehr schöne Dose. Ohne Umstände nahm er eine Prise daraus, der Tabak war zum Glücke trocken; dieser Umstand führte auf einmal die gute Laune wieder bei uns ein, wir lachten alle überlaut, und hustend und sprudelnd, die Augen voll Tabak, verfolgt von witzigen Einfällen, verließ endlich die Polizei unsere Kajüte.

Endlich wurde Ruhe, die Ueberlästigen waren fort, und wir konnten um uns blicken und uns das Plätzchen aussuchen, wo wir den Ueberrest der Nacht hinbringen wollten. Diesmal aber war die Wahl schwer, denn es gab nichts zu wählen. In dem kleinen, auf englische Weise nett meublirten, mit einem dunkelgrünen Fußteppich versehenen Zimmerchen stand in der Mitte ein kleiner runder Tisch mit einem Lichte darauf; zwei Her-

ren saßen dabei und lasen eifrig in Voltaires Candide. In den zwei Seitenwänden waren acht hübsche, sehr elegante Betten angebracht, in jeder derselben viere, zwei unten und zwei oben drüber; in sieben von diesen Betten lagen Damen, die schon vor Sonnen-Untergang an Bord gekommen waren, im achten ein großer dicker Engländer mit pechschwarzen überhängenden Augenbrauen, der, im tiefsten Schlaf versunken, fürchterlich schnarchte. Die wenigen Stühle, die noch Platz fanden, waren alle eingenommen; viele Herren hatten sich aus ihren Mantelsäcken und Mänteln auf dem Fußboden ein Lager bereitet. Schon wollten wir ihrem Beispiel folgen, als ein Franzose uns seinen Feldstuhl abtrat; ein Engländer, des Lesens im Candide überdrüßig, gab seinen hölzernen Lehnstuhl her, weil er lieber auch auf der Erde liegen mochte; eine junge, wie es schien auf Abenteuer ausgehende, Dame aus Brüssel, die in einem der Betten lag, bot uns eine ihrer Bettdecken an; wir ließen unsre Mäntel bringen und richteten uns mit allen die-

sen von so verschiedenen Nationen erborgten Dingen für die Reise ein, so bequem es gehen wollte.

Auf dem Verdeck und im Raume herrschte fortdauernd Lärmen und Verwirrung: das Schiff war überfüllt mit Passagieren; der größte Theil derselben mußte in der kühlen, regnichten Mainacht oben auf dem Verdecke im Freien bleiben. Die Kutsche des Sir C...., welche auf dem Verdecke stand, verengte noch mehr den an sich kleinen Raum; leider war sie verschlossen, sonst hätten wir lieber die Nacht in ihr zugebracht, als in der engen Kajüte. Sir C...., der von einer Consulsstelle noch vor Ausbruch des Krieges nach England zurückkehren wollte, hatte den Mittag so tapfer auf eine glückliche Reise getrunken, daß er unfähig ward sie anzutreten, obgleich seine Sachen schon am Bord waren. Er selbst blieb in Calais zurück und war gewiß bei seinem Erwachen sehr verwundert, sich dort als Kriegsgefangenen zu erblicken.

Um zwei Uhr hieß es, wir gingen unter Segel, eigentlich aber lavirten wir, wie wir später

erfuhren. Die Bewegung des Schiffs war unerträglich, Alles ward krank, nur nicht der immer lauter schnarchende Engländer. Die englischen Damen ächzten und schrieen in grellen, schneidenden Tönen nach dem Steward *), der ihnen hülfreiche Hand leisten sollte; ein paar seekranke Möpse, die auch von der Gesellschaft waren, vermehrten eben nicht die Annehmlichkeit derselben. Alle Augenblicke kamen todtenbleiche Gestalten vom Verdeck in die Kajüte und warfen sich auf den Boden, wo sie Platz fanden; die Luft war kaum mehr Luft zu nennen; das schwarze Loch von Kalkutta fiel uns unwillkürlich ein.

Nichts Trostloseres gibt es in der Welt, als die Seekrankheit: eine alle Kraft, alle Sinne lähmende Abspannung bemächtigt sich unser; der rechte Seekranke kann kaum das Ertrinken mehr fürchten; nichts befördert so sehr, wie dieses Uebel, die philosophische Stimmung, in der uns alles, Leben und Tod, gleichgültig ist.

*) So ruft man den Aufwärter der Kajüte, einen Matrosen wie die andern.

Wenn wir die Augen aufschlugen und die grüne Fußdecke der Kajüte langsam, langsam in die Höhe steigen, und dann eben so langsam wieder sinken sahen, ergriff uns ein Schwindel, ein schmerzender Krampf in der Brust, der mit keiner andern Empfindung sich vergleichen läßt. Geschloßne Augen und eine ganz regungslose Stellung sind das einzige, wodurch man sich einige Erleichterung verschaffen kann.

Wir waren bestimmt diesmal uns keiner Ruhe zu erfreuen: ehe wir es dachten, erschien der Kapitain, unser gestrenger Gebieter, unter uns. Er, der vorher, wie von unsrer Bequemlichkeit die Rede war, sich durchaus nicht blicken ließ, ward jetzt mit einem Male sichtbar; vermuthlich war er erst eben an Bord gekommen, wie wir aus dem, was später vorging, zu errathen glaubten; unbarmherzig zwang er jeden von uns, er mochte noch so krank seyn, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, seinen Namen selbst aufzuschreiben und ihm zwei Guineen Passagegeld zu geben, obgleich der feste Preis

sonst nur eine Guinee für die Person beträgt. Die kranken Damen reichten ihm ihre Börsen und ließen ihn nehmen, was er wollte; die Herren fluchten und schalten. Ihm war alles einerlei; den kranken Damen leuchtete er ins Gesicht und trieb allerhand ungesitteten Spaß, und an den ohnmächtigen Zorn der seekranken Herren kehrte er ebenfalls sich nicht. Solch ein kleiner Despot gebietet nun einmal uneingeschränkt auf seiner hölzernen Welt. Endlich entfernte er sich. Wir hofften jetzt gewiß ruhig zu bleiben, als eine neue Scene neue Bewegung unter uns brachte. Ziemlich blaß und verstört trat einer der englischen Herren, der auf dem Verdeck geblieben war, mit der tröstlichen Nachricht in die Kajütenthüre, daß wir in diesem Augenblick nach Calais zurück müßten. Der Krieg sey declarirt, wir würden alle Kriegsgefangene; das französische Mailschiff und eine französische Fregatte segelten auf uns los. So mährchenhaft dieses auch klingen mochte, so gewaltig war dennoch der Eindruck, den es auf die Zuhörer machte. Es entstand ein Tumult ohne

Gleichen. Die englischen Damen erhoben eine laute jämmerliche Wehklage und behaupteten, auf diese Weise könnten sie sich nicht von Alt-England, dem schönsten Lande der Welt, trennen; sie weinten, beteten, schrieen, bekamen Krämpfe; die armen seekranken Möpse wurden aus den Betten geworfen und erhoben auch auf ihre Weise eine laute Jammerklage. Einige der Herren zitterten und bebten und klagten mit den Damen um die Wette. Andre thaten heldenmäßig und meinten, sie müßten auch dabei seyn, wenn wir genommen würden; andere fluchten einige Dutzend God damm's hinter einander weg; die Kajüte füllte sich bis zum Erdrücken mit denen, die jetzt vom Verdeck herunterkamen und unsere Verfolger mit eignen Augen gesehen haben wollten. Dieser unbeschreibliche tumultuarische Zustand währte wohl eine Stunde. Wir konnten ihm für unsre Personen mit ziemlicher Gelassenheit zusehen und thaten es auch. Endlich kam eine andere Nachricht, und Alles schöpfte freien Athem. Keine französische Fregatte segelte

hinter uns her, wohl aber das mit uns zugleich ausgesegelte französische Mailschiff und eine Menge Böte, welche unsre Helden in der Eil für die Fregatte gehalten hatten. Wir waren noch gar nicht weit von Calais entfernt; das Ganze war augenscheinlich eine Betrügerei, welche beide Schiffer unter einander verabredet hatten; wir aber mußten so lange vor dem Hafen herum laviren, damit sie solche ausführen konnten, welches auf folgende Weise geschah. So wie das französische Mailschiff aus dem Hafen war, trat der Capitain unter seine Passagiere, die ihm schon seine zwei Guineen für die Person ebenfalls hatten zahlen müssen. Er sagte ihnen, er habe diesen Augenblick erfahren, der Krieg sey erklärt; er könne jetzt nicht auf Dover und müsse zurück nach Calais. Den größtentheils englischen Passagieren blieb nun die traurige Alternative, entweder zurück nach Calais zu gehen und vielleicht Jahre lang von ihrem Vaterlande getrennt zu bleiben, oder mit Zurücklassung ihres Gepäcks kleine Böte, die auch gleich zur Hand waren, zu bestei-

gen und sich so an unser englisches Schiff bringen zu lassen.

Natürlich wählten alle englischen Passagiere das Letztere. Ihre Lage war wirklich traurig, es waren viel Frauenzimmer und Kinder dabei; in der Verwirrung und Dunkelheit konnten sie fast nichts mitnehmen, und mußten sich so den Wellen, dem Regen, der kalten Nachtluft in offnen Böten aussetzen. Das Heruntersteigen von ihrem Schiffe, das Hinaufklimmen an dem unsrigen aus den von den Wellen umhergetriebnen schwankenden Böten, auf einer perpendiculär an den Seiten des Schiffes herabhängenden Strickleiter, in der Dunkelheit, in der allgemeinen Verwirrung, war für die Frauen und die Kinder keine Kleinigkeit, und es ist unbegreiflich, wie es zuging, daß kein Mensch dabei verunglückte. Niemand, weß Alters noch Geschlechts, wurde in die Böte gelassen, der nicht eine Guinee bezahlte, Niemand für weniger als zwei Guineen ins Schiff aufgenommen. Es waren Familien von mehrern Personen darunter, die so lange auf dem festen

Lande von ihrer Arbeit gelebt hatten; diesen kostete diese unglückliche Reise zwanzig und mehr Guineen, eine Ausgabe, die wohl nur wenigen gleichgültig seyn konnte; obendrein hatten sie auf jenem Schiffe alle ihr Gepäck zurücklassen müssen, und kamen so vielleicht um den größten Theil ihres Eigenthums. Unser Kapitain, nur bedacht auf seinen Raub, nahm auf keine Vorstellung Rücksicht. Es thut uns sehr leid, den Namen dieses Ehrenmannes nicht genau zu wissen; er verdiente bekannt zu werden.

Die neuen Ankömmlinge mußten größtentheils auf dem Verdeck bleiben, einige wurden im Raume untergebracht, die Kajüte war längst zum Ersticken vollgepfropft von Menschen, kaum daß ein Paar kleine halb erfrorne Mädchen noch von uns aufgenommen werden konnten; die andern Kinder hörten wir draußen weinen. Mit den Neuangekommenen waren wir jetzt nahe an zwei hundert Menschen auf einem Schiffe, wo kaum funfzig erträglich Platz finden konnten. Der Aufenthalt in der Kajüte war höchst unangenehm, die

Luft kaum mehr zu athmen, ans Herauskommen war nicht zu denken; denn alles, Treppen, Gang und Verdeck lag voll von Menschen. Der Kranken wurden immer mehr, vielleicht war auch unsere Existenz auf dem überladenen Schiffe nicht ohne Gefahr; so viel ist gewiß, daß bei irgend einem plötzlichen Zufall, aus Mangel an Platz, an kein Manoeuvriren der Matrosen zu denken gewesen wäre.

Der Morgen brach endlich über allem diesen herein, glücklicher Weise blies ein frischer Wind in unsre Segel. Die Fahrt ging jetzt schnell von statten, um zwei Uhr Nachmittags waren wir in Dover, wo wir alle ermattet, geisterbleich ans Land stiegen.

War es aus Müdigkeit, oder weil wir uns alle noch krank fühlten, oder war es Freude, die Reise überwunden zu haben, genug, es dachte Niemand daran, den Schiffs-Kapitain vor Gericht zur Rechenschaft zu ziehen, wie er es wohl verdient hätte.

Am folgenden Tage langten wir glücklich in London an.

Reise von London

durch

England und Schottland.

England.

Vorläufige Bemerkungen über England.

Nur wer selbst in England war, kann es fassen, wie gerecht die Klage darüber sey, daß die reichen Engländer eine unglaubliche Anzahl Kunstwerke aus allen Theilen der Welt, besonders aus Italien, nach ihrer Insel, gleichsam ins Exil, schleppen, wo diese, in prächtigen Lustschlössern begraben, für die Kunst und ihre Freunde auf ewig verloren bleiben.

Von dieser Sucht, nur zu besitzen, ohne Genuß, ohne Nutzen irgend einer Art für sich und Andere, haben wir auf dem festen Lande keinen

Begriff. Dennoch ist es nur diese Lust am bloßen Haben, die jährlich unglaublich große Summen für Kunstwerke aus Britannien ins Ausland bringt. Der höhere Sinn für die Kunst scheint der englischen Nation im allgemeinen versagt; nur selten ist er bei ihr anzutreffen.

Die Gemälde-Ausstellung im Palast von Sommerset in London, welche jeden Frühling dort statt hat und größtentheils aus den Werken einheimischer oder doch nationalisirter Künstler besteht, die Nationalmusik, die öffenlichen Gebäude und Monumente bestätigen, mit sehr wenigen Ausnahmen, diese Bemerkung nur zu sehr.

Eine im höchsten Grad pedantische Erziehung, tausend ehrwürdig scheinende Vorurtheile, die sinn- und herzloseste Bigotterie rauben schon früh dem Engländer jeden freiern Blick ins Leben, und selbst auf Reisen gewinnt er ihn selten. Die Sprachen andrer Völker, welche er auf der Schule erlernt, bleiben ihm gewöhnlich todt, wie die lateinische oder griechische, er lernt es fast nie

sich einer andern als seiner Muttersprache mit Leichtigkeit zu bedienen. So fliegt der reiche britische Jüngling durch die Welt, fragt in jedem Gasthofe nach Landsleuten, mit denen er die gewohnte Lebensweise fortsetzen kann, und kehrt nach Jahr und Tag zurück, ungefähr wie er ausging, oft mit Kunstschätzen beladen, aber um wenig Ideen bereichert, und mit der in ihm nur noch fester gewordenen Ueberzeugung, daß Alt-England das erste Land in der Welt sei.

Die politische Verfassung des Landes, welche Jedermann neben den Berufsarbeiten ausschließend beschäftigt, und die hier übliche Art zu leben, nehmen vollends alle Zeit hinweg, die später noch auf Erkenntniß und Studium des Schönen verwendet werden könnte; denn nirgends werden die bloß physischen Bedürfnisse mit mehr Feierlichkeit und Zeitverlust befriedigt, als in diesem Lande.

Was nur dem Luxus, der Bequemlichkeit, der modernen Eleganz dienen kann, wird in England über alles geschätzt, und so geschieht es,

daß der Geschichtsmaler und der geschickte Tapezirer, der Bildhauer und der Ebenist fast in Einem Range stehen; man glaubt Beiden Patente geben zu können.

Der reiche Lord, voll von den bei seiner Nation allgemein anerkannten Eigenthums-Ideen, sieht die in seiner Villa aufgehäuften Kunstschätze nur als Repräsentanten der Guineen an, welche er und seine Vorfahren dafür hingaben. Ihm sind sie nur sein todtes, kaltes Eigenthum; nur wenige ahnen den hohen Genius, der sie für alle Zeiten belebt; nur wenige haben einen Begriff davon, daß das Schöne jedem angehört, dem der Sinn dafür ward.

Weil es die nirgends tyrannischer als hier herrschende Mode so verlangt, hat fast jeder reiche Engländer seine Bibliothek, seine Gemälde- und Antikensammlung auf der Villa, die er höchstens drei Monate im Jahre bewohnt. Auf dem Lande zeigen die Reichen alle ihre Pracht, sie haben dort Raum dazu. In London wohnt jeder, auch der Vornehmste, vom König an, un-

glaublich enge und klein; denn es mangelt dort, wo so vieles zusammenströmt, überall an Platze.

Wenn die Eigenthümer den Landsitz verlassen haben, und auch selbst während ihres Dortseyns, dienen alle diese Kunstschätze nur zur Erhöhung des Gehalts ihrer Bedienten. Kein Fremder kann für weniger als eine Guinee, die ihm unter verschiedenen Rubriken theilweise und von verschiedenen Personen mit vieler Zuversichtlichkeit abgefordert wird, daran denken eine solche Villa zu sehen. Noch muß er dazu an dem ein für allemal festgesetzten Tage kommen, an welchem den Fremden der Eintritt in ihr erlaubt wird. Ist es eben eine Villa, die Montags gezeigt wird, und er kommt Dienstags, so mag er sich nur über acht Tage wieder hinbemühen, oder ganz darauf Verzicht thun. Traf er glücklicher Weise den rechten Tag, so wird er bei halb geöffneten Vorhängen und Jalousien von einer Haushälterin, die stattlich den Schlepprock vor ihm her rauschen läßt, durch die Zimmer geführt. Im Dunkeln

ahnet er nur die herrlichen Gebilde, die ihn halb gesehen umgeben, und wären die Zimmer auch zufällig helle, so ist doch wenig damit geholfen. Wie ist es möglich, sich ohne, oder doch mit einem höchst fehlerhaften Katalog, in der fliegenden Eile nur einigermaßen zu orientiren! In einer Stunde, höchstens zweien, ist der Fremde durch eine Menge von Zimmern getrieben, in deren jedem man gern Tage lang verweilen möchte. So geht es im Park, so in den das Haus umgebenden Anlagen, wo oft Meisterwerke antiker und moderner Sculptur aufgestellt sind. Geblendet, nicht erfreut, ermüdet, nicht erhoben, sitzt man wieder im Wagen und strebt mühsam sich zu erinnern, was man eigentlich in den letzten Stunden sah.

Bei alle dem ist es doch erfreulich in diesem Lande zu reisen. Die schönen Landschaftsgemälden ähnlichen Parks, die Gärten, die zweckmäßige Einrichtung der Häuser, der raffinirte Luxus, die Nettigkeit und Ordnung überall, die selbst in dem unbedeutendsten Hausgeräthe sich zeigende

Eleganz und Bequemlichkeit, machen einen frohen Eindruck auf den Besuchenden. Man wünscht sich alle diese Dinge nicht, weil man ihrer nicht gewohnt ist, oft nicht einmal ihren Gebrauch kennt; aber man bekommt ein Gefühl von heiterem Lebensgenusse. Nur den Wunsch, sich der Kunstwerke recht zu erfreuen, sie zu studiren, vielleicht etwas zu copiren, muß man nicht aufkommen lassen: denn seine Erfüllung ist in diesem Lande mit so vielen Schwierigkeiten umgeben, daß sie fast undenkbar wird.

Von den Schönheiten des Landes und der Wege, von den bequemen Gasthöfen, die man auch in den abgelegensten Gegenden findet, und in welchen man nur einen wohlgefüllten Beutel braucht, um gleich so gut und vielleicht besser als zu Hause zu seyn, von der vortrefflichen Einrichtung des Postwesens ist überall viel gesagt und geschrieben, und dennoch nicht zu viel, um dieses in seiner Art vollkommenste Ganze gehörig zu loben.

Für jetzt wollen wir uns aber darauf beschrän-

ken, eine allgemeine Idee eines englischen großen Landhauses mit seinen Umgebungen aufzustellen, und alsdann versuchen zu beschreiben, was wir auf einer Reise von London durch das nördliche England nach Schottland zu sehen Gelegenheit hatten; freilich leider größtentheils auf die oben angeführte Weise.

Ein englischer Park ist von dem, was man sich in Deutschland unter diesem Namen denkt, merklich verschieden. Er umfaßt die das Wohnhaus oder Schloß zunächst umgebenden, eigentlichst zu demselben gehörigen Ländereien und ist gewöhnlich von ziemlichem Umfange. Aecker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren, liegen in seinem Bezirk, so wie auch einzelne Wirthschaftsgebäude von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Ueberall hat man nach malerischem Effecte gestrebt, und die sanften Anhöhen und Vertiefungen dieses Landes erleichtern dieses Stre-

ben; aber immer ist das Nüzliche mit dem Schönen vereint.

Der höchste Schmuck dieser Parks ist die üppige Vegetation der wohlbestellten Aecker, die unvergleichlich schönen grünen Wiesen und die prächtigen Bäume, größtentheils Eichen und Buchen, welche überall in Gruppen vertheilt stehen. In England haben die Bäume das Eigne, daß sie mehr als in andern Ländern gleich von der Wurzel an ausschlagen und kleinere Zweige treiben. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch Gehölze sind, wie überall in England, selten. Man könnte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Die Kiosks, Tempel, Einsiedeleien unserer Parks fehlen dort ebenfalls; alle diese zur Zierde dienenden Gebäude sind in die vom Park ganz verschiedenen, das Haus näher umgebenden Anlagen, in die sogenannten Plea-

sure-Grounds verwiesen. Nur in sehr großen Parks, wie die von Blenheim oder Stowe, steht hier und da ein Obelisk, eine Pyramide oder ein Thurm, um vom Schloß aus eine Ansicht zu gewähren.

An Wasser darf es nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß, oder nur ein beträchtlicher Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten herbeigeführt, sich in mannichfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte, natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüsche, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge, oder man verwandelt die Ufer eines Teichs in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees. Ueberall strebt man nach dem Schönen und flieht das Gesuchte, Steife, Pretiöse.

Die Staffage vollendet diese lebendige Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden beinahe ganz furchtlos auf den grünsten Wiesen der Welt; mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen, besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen rings umher wie ein Teppich auf das herrlichste ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Thiere, ihre leichten freien Bewegungen, ihr Wohlseyn geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Immer liegt das Wohnhaus auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner nächsten Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, theils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, daß jeder Theil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin,

oft sind sie mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind gleich die Verhältnisse derselben nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müßig dazustehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, theils auf schönen Gestellen über einander gethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus, den man mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Shrubbery's. Florens Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über diese schönsten Kinder der Natur herrscht in England der eiserne Zepter der Mode. In der Zeit, aus welcher diese Beschreibung stammt, hatte sie

gerade die Eriken oder Haidekräuter ihrer besonderen Huld gewürdigt. Man gab wohl funfzig und mehr Guineen für so ein geruch- oft farbenloses Kraut hin, wenn es nur aus einem recht entfernten Winkel der Erde herstammte. Große Orangerien sind in England, außer in den königlichen Gärten, selten anzutreffen.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall, nach dem Reichthum und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe, nebst den Bedientenzimmern befinden. Letztere sind durchaus gut meublirt, ja die der Haushälterin und des Haushofmeisters (in England Buttler genannt) sogar elegant, hübsch tapezirt, mit Mahagonymeubeln und guten Fußteppichen. Auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohnzimmer und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- und Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der elegantesten Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern ist es Sitte, daß die Familie sich zum Frühstück darin versammelt. Sonst giebt es noch Frühstückszimmer, Arbeitszimmer, Musikzimmer, Gesellschaftszimmer, (Drawingrooms) Wohnzimmer (Parlours), Speisezimmer, Spielzimmer in Menge, doch selten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit schönen Teppichen belegt.

In vielen Häusern wechselt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen, von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke eigens dazu fabricirt wird. Mahagonyholz sieht man meistens nur an den Trep-

pengeländern, großen Eßtischen, Bettstellen; die Meubeln in den herrschaftlichen Zimmern sind von fremden köstlichern oder kunstreich lackirten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodisch, lächerlich, die Meubeln an den Wänden hinzustellen, wie es in Deutschland gebräuchlich ist; in den Wohn- und Gesellschaftszimmern stehen alle in einem großen Kreise umher, so daß noch ein beträchtlicher Raum zum Spazieren zwischen den Stühlen, Sopha's, Tischen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtische sowohl, als die Pianoforte's sind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günstigsten fällt und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenster leidet. Noch müssen wir der Kamine gedenken, die, künstlich in Marmor gearbeitet, oder mit brillantirtem Stahl geschmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vasen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Gesimsen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indessen

den Fremden nur selten gezeigt werden. Diese sind ein Heiligthum, in welches kein sterbliches Auge dringen darf, besonders die der Damen. Oft hörten wir Engländerinnen mit wahrem Grausen von der Sitte der Französinnen sprechen, welche gerade ihr Schlafzimmer zum Besuchzimmer vorzugsweise erwählen.

So viel von der innern Einrichtung der englischen Villa's im allgemeinen. Kehren wir jetzt zurück zu den nächsten äußern Umgebungen derselben.

Die Obst- und Gemüsegärten, die Treibhäuser liegen mit allen zur innern Oekonomie gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch mancherlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten (Gardens) nennt. Der zur Fußpromenade bestimmte Theil der Besitzung heißt Pleasure-Ground und liegt auch ganz nahe am Hause. Hier trifft man Aehnlichkeit mit den deutschen Parks: Gänge, die sich bald durch dichte Schat-

ten, bald mehr im Freien hinschlängeln, Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichthum der neuern Gartenkunst. Alle Gebäude sind von Stein, alle Geländer und Thüren von schönem eisernen Gitterwerk. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen.

Viele Pflanzen, die wir in Deutschland sorgfältig vor der Kälte schützen müssen, halten den durch Seeluft gemilderten englischen Winter aus, zum Beispiel der Laurus Tinus, das Heliotropium und der Jasmin (Jasminum officinale). Die beiden letzteren haben wir oft in einer Höhe von sechs bis acht Fuß sich an den Mauern hinziehen gesehen.

Obstbäume aller Art werden aus diesen Anlagen verbannt. Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume mit Hinsicht auf Höhe, Wuchs und die dunklere oder hellere Farbe ihres

Laubes geordnet sind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn gleich erklären zu können. Alles ist zur schönsten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht der Entfernung eines Gegenstandes oft getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im Großen, ja wir möchten sie fast für die einzigen eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die Regeln der Perspective ihnen darbieten, wissen sie gar gut zu benutzen, ohne doch ins Kleinliche zu fallen. Mit den Nadelhölzern aller Art, den verschiedenen, uns zum Theil in Deutschland unbekannten, immer grünen Stauden und Sträuchen, deren einige sogar bisweilen im December blühen, werden sehr schöne Effecte hervorgebracht. Gewöhnlich sieht man davon in der Nähe des Hauses eine Art Wintergarten an einem sonnigen Platz angelegt, in welchem man sich bei winterlichem Sonnenschein ergehen und, von allen Seiten durch das Grün getäuscht, in den Frühling hinein träumen kann. Solche An-

stalten sind auf jener Insel nothwendiger, als bei uns: denn derselbe wunderliche Geist, der die Einwohner dieses Landes die Nacht zum Tage umzuschaffen bewog, verwirrte auch den Lauf der Jahreszeiten. Der Winter herrscht in Hinsicht auf Kleidung und Vergnügen bis nach dem Geburtstage des Königs, über die Mitte des Junius hinaus. Dann fängt der Frühling erst an, und so muß der Sommer und mit ihm der Aufenthalt auf dem Lande, welcher in der Regel erst im August und noch später beginnt, bis nach Weihnachten verlängert werden, damit doch jedem neben dem Unrecht auch sein Recht geschehe.

Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thürhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaßbegehrende vermittelst einer Glocke meldet. Dieses Thor mit seinen Gebäuden, the Lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald im gothischen Geschmacke, bald im ägyptischen; sie stellen Thür-

me, griechische Tempel oder auch nur artige, moderne Gartenhäuschen vor, je nachdem der Geschmack des Erbauers war. Immer hat der Thürhüter eine freundliche, artige Wohnung darin, mit Küche und Keller und allem was er bedarf wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden seyn einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen.

Wooburn-Abbey.

Dieser Landsitz, der erste, welchen wir besuchten, ist das Eigenthum des Herzogs von Bedford, des reichsten Particuliers und zugleich des größten Oekonomen in England. Sein Bruder, der Oekonomie mit noch größerm Eifer ergeben, starb vor wenigen Jahren, sechsunddreißig Jahr alt, und hinterließ dem jetzigen Besitzer, welcher

sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, das ungeheuer große Vermögen.

Wooburn liegt eine Tagereise von London entfernt. Das erste, was man uns hier zeigte, waren natürlicher Weise die Wirthschaftsgebäude, vor allem die Viehställe: denn der Herzog, wie seine Vorgänger, beschäftigt sich hauptsächlich mit diesem Zweige der Landwirthschaft. Auch machen die vierbeinigen Eleven aller Art ihrem Erzieher Freude und Ehre. Sie tragen bei den in England gewöhnlichen Preisbewerbungen in Hinsicht der Größe, Schönheit und des Gedeihens gewöhnlich über alle andere Mitbewerber den Preis davon. Dafür wird auch alles gethan, um ihr Andenken nach ihrem, leider fast immer gewaltsamen, Tode zu verewigen. Im Schlosse wimmelt es von gemalten oder in Stein gehauenen ähnlichen Bildnissen der wohlgerathensten unter ihnen. Viele davon sind sogar in Kupfer gestochen und ihr Portrait prangt in den londoner Kupferstichläden neben andern berühmten Portraits von großen Gelehrten oder Ministern.

So wenig wir auch vom Landbau verstehen mochten, so war es uns doch unmöglich, die Ordnung überall und die zweckmäßigen Einrichtungen ohne Vergnügen und Bewunderung zu sehen. Man zeigte uns viele in diesem Lande der Industrie erfundene Maschinen, um die ländlichen Arbeiten zu vereinfachen, zu erleichtern und einträglicher zu machen. Zum Beispiel eine Dreschmaschine; eine andere um das Getraide abzuschälen, damit kein Mehl in den Kleien verloren gehe; noch eine, womit man in der Mühle vier Sorten Mehl mit einem Mal durchbeutelt, und noch manches andere von dieser Art.

In den Viehställen herrscht eine unglaubliche Reinlichkeit, besonders da wo wir sie am wenigsten vermuthen konnten, im Schweinstalle. Die Bewohner dieses Orts hatten aber auch ein so gesegnetes Gedeihen, waren so groß und von der Last ihres Fettes so niedergedrückt, daß sie uns völlig lebensmüde erschienen. Noch zeigte man uns verschiedene ihrer Schönheit wegen berühmte Stiere und einige indianische Kühe. Letz-

tere haben einen geradern Rücken und einen kleinern Kopf, übrigens sehen sie wie andere Kühe aus.

Der Park mit seinen herrlichen Wiesen und den ehrwürdigen Bäumen ist von pittoresker Schönheit. Herden zahmer Hirsche und Rehe grasten darin umher, zu 80 Stück und mehrere zusammen, mitten unter ihnen die schönsten, größten Schafe, einige asiatische mit dicken Fettschwänzen. Die furchtlose Ruhe dieser Thiere von so verschiedenen Gattungen erfreute uns jedesmal, so oft wir den lieblichen Anblick auch sahen: sie führte ein Bild der schönen goldnen Zeit vor die Seele.

Das an sich große Schloß zeichnet sich vor andern weder durch besondere Pracht, noch große Schönheit aus. Es ist zu neu, um ehrwürdig, zu alt, um elegant zu erscheinen. Nur Montags steht es Fremden offen; für uns traf es sich diesmal sehr glücklich. Wir durchliefen eine Menge Zimmer voll Gemälde, größtentheils Portraits. Sechs große wunderschöne van

Dyk's, ganze Gestalten in Lebensgröße, fielen uns besonders auf. Dann auch das Portrait des unglücklichen Grafen Essex, ebenfalls in Lebensgröße. Er hat eine schlaue, höchst bedeutende Physiognomie und einen ganz rothen Bart. Ihm gegenüber hängt das Portrait der Königin Elisabeth, im geschmacklosesten, übertriebensten Putz, ohne allen weiblichen Reiz. Der historischen Gemälde und Landschaften, größtentheils aus der niederländischen Schule, sind eine große Anzahl und darunter gewiß Stücke von hohem Werthe. Auch eine sehr elegante Bibliothek befindet sich im Schlosse.

Das Orangeriehaus ist einfach prächtig. Acht große Marmorsäulen tragen in der Mitte desselben eine von oben erleuchtete Kuppel und umgeben eine große, mit Basreliefs geschmückte antike Marmorvase, über die man ein ganzes Buch schreiben könnte, und an der wir flüchtig vorübereilen mußten.

Zu beiden Seiten der Orangerie ist eine oben bedeckte Promenade angebracht: sie bildet einen

halben Kreis und dient zum Spazierengehen bei schlechtem Wetter und im Winter. Geisblatt, Rosen, ächter Jasmin, Heliotrop, und viele andere ähnliche Gewächse umranken die Pfeiler und die auf ihnen ruhenden Bogen, welche die Bedachung tragen; unzählige seltene und schöne Blumen und Gewächse stehen in Vasen, der Promenade entlang.

Ganz in der Nähe ist das Reithaus, ein anderes Haus zum Ballschlagen und eine Art von Pracht=Milchkammer, mit Fenstern von gemaltem Glase. Alle zur Milcherei gehörigen Gefäße sind darin von seltenem japanischen und chinesischem Porzellan. — Die eigentlichen Spaziergänge fanden wir, im Vergleich mit dem Uebrigen, weder groß noch prächtig, aber geschmackvoll angelegt.

Stew's Garden,

Landsitz des Marquis von Buckingham.

Diese Gärten werden mit Recht für die schönsten und prächtigsten in England gehalten und liegen in nicht gar großer Entfernung von Wooburn. Wir erreichten sie noch denselben Abend, nachdem wir Nachmittags Wooburn verlassen hatten, und fanden in dem dicht darneben liegenden Gasthofe sehr gute Bedienung.

Stew's Garden enthält einen Reichthum von Tempeln, Obelisken, Säulen, Pavillons aller Art. In jedem beschränktern Platze ist freilich weise Sparsamkeit mit solchen Verzierungen nicht genug zu empfehlen; aber hier in diesem großen Raume fällt die Anzahl der Gebäude nur auf, weil man jedesmal die glückliche Wahl bewundern muß, mit der sie angebracht sind, und zugleich den Reichthum, der die Mittel darbot, auf eine so kostbare Weise eines der natürlich

schönsten Plätzchen der Erde noch zu verschönern. Unmöglich ist's, diese Gärten durch bloße Worte darzustellen, man muß sie gesehen haben, um sie sich denken zu können. Sie bilden die schönste lieblichste Landschaft, die nur eine Dichter-Phantasie erfinden konnte. Auch wandelt man hier auf classischem Boden. Lord Cobham, dem sie hauptsächlich ihre Verschönerung verdanken, lebte hier in der glänzendsten Zeit der englischen Literatur. Die besten Köpfe Britanniens waren seine Freunde und theilten in diesem reizenden Aufenthalte frohe Tage mit ihm.

Auch ist alles gethan worden, um hier das Andenken jenes seltnen Vereins zu erhalten. In einem der Freundschaft gewidmeten Tempel stehen Cobham's und seiner Freunde Büsten in Marmor, eine Art halb offener Rotunde enthält die Büsten merkwürdiger Menschen, die zu verschiedenen Zeiten sich um das Vaterland verdient gemacht haben. König Alfred, Königin Elisabeth, Pope, Newton, Franz Drake und mehrere andere, durch Jahrhunderte von ein-

ander getrennt, sieht man hier, wo nur das allen gemeinsame Streben gilt, in geschwisterlichem Vereine.

Eine hohe Säule, welche Lord Cobham zu erbauen anfing, ist von seinem Nachfolger Lord Temple vollendet und seinem Andenken gewidmet. Sie ist inwendig hohl und enthält eine 170 Stufen hohe Wendeltreppe. Man genießt oben einer vortrefflichen Aussicht nach Oxford zu. Eine andere Säule steht hier zum Andenken des General Wolf; eine kleinere, mit einem Globus verzierte, zu Ehren des kühnen Weltumseglers, Kapitain Cooke.

Noch müssen wir eines gothischen Tempels gedenken, mit Fenstern von gefärbtem Glase, durch welche die Gegend umher sich wunderbar ausnimmt. Diese Anlagen sind reich an schönen alten Bäumen, besonders Eichen und Cypressen; ein ungeheuer großer Taxusbaum zeichnet sich besonders aus. Schattige Gänge ziehen sich um einen kleinen See. Einige natürliche Wasserfälle, schöne malerische Brücken, alles ist hier vereint,

was einen solchen Platz nur zu verschönern vermag.

Das Haus besteht aus einem zwei Stock hohen Hauptgebäude und zwei Flügeln von einem Stock. Unter einer von Marmorsäulen getragenen, weit vorspringenden Attika blühen die seltensten Pflanzen in Blumentöpfen. Von hier tritt man in die prächtige, durch eine Kuppel von oben erleuchtete Halle. Am Friese ist ein römischer Triumphzug in Marmor abgebildet. Marmorsäulen zieren rings umher diese Halle; zwischen ihnen stehen marmorne Statuen.

Aus der Halle tritt man in einen kleinern, mit antiken Büsten verzierten Saal, in dessen Mitte ein schöner Apoll aufgestellt ist. Diese Statue sowohl, als der größte Theil der in der Halle befindlichen, sind Antiken.

Die nicht ganz modern decorirten Zimmer enthalten einen Reichthum an Gemälden, meist Niederländer, namentlich Rembrands, unter andern das eigene Portrait dieses Meisters, dessen Arbeiten in England besonders hochgeschätzt wer-

den. Ein Kabinet voll Portraits, größtentheils aus dem merkwürdigen Kreise, den Lord Cobham hier um sich versammelte, ist sehr sehenswerth. Hier findet man Pope, Schwift, Steele, Addison, der ein höchst gutmüthiges Gesicht hat, und viele andere; auch ein Originalportrait der unglücklichen Maria Stuart. Sie ist in wunderlicher Kleidung mit einem sehr hohen Halskragen dargestellt und erscheint weit weniger schön, als man sie sich zu denken gewohnt ist; doch mag auch wohl die nicht außerordentliche Kunst des Malers daran Schuld seyn.

Lady Bukingham und ihre Tochter beschäftigen sich auch mit der Malerei. Die Mutter malt in Oel, die Tochter Pastell; sie haben ein ganzes Zimmer mit ihren Arbeiten decorirt, von denen sich übrigens nichts weiter sagen läßt, als daß es von solchen Damen doch lobenswerth ist, wenn sie ihre Zeit auf diese Weise hinzubringen suchen.

Wir fuhren denselben Abend, an welchem wir uns in Stew umgesehen hatten, nach Wood-

stock, einem Städtchen, das auf vielfache Weise bekannt ist. Das prächtige Schloß Blenheim, welches die Königin Anna ihrem Lieblinge, dem Herzog von Marlborough zum Dank für seine erfochtenen Siege schenkte und nach einem der glänzendsten derselben benannte, liegt ganz nahe daran. Auch werden hier die vorzüglichsten, in ganz England beliebten Stahlarbeiten nicht fabrikmäßig, sondern von einzelnen Arbeitern in ihren Häusern verfertigt. Wir besuchten einen der geschicktesten, um einiges von ihm zu kaufen. Wie ein Maler, der sein Lieblingsbild um Gold weggeben muß, so betrachtete der gute Alte seine besten Scheeren und Messer mit wahrem Künstlerschmerz, ehe er sie uns übergab, und ermahnte uns noch beim Scheiden, sie ja gut zu bewahren und zweimal des Tages mit Wolle abzureiben: denn ihm schienen sie das Wichtigste, was uns beschäftigen könnte.

In historischer Hinsicht ist Woodstock besonders merkwürdig. Auf einer Wiese, die jetzt zum Park von Blenheim gezogen ist, stand

einst ein Landhaus, in welchem die Königin Elisabeth in ihrer Jugend erzogen, ja gleichsam gefangen gehalten ward. Sie konnte damals nicht hoffen, daß ihre Ansprüche an die Krone von England einst geltend werden würden; und eben diese Ansprüche, die sie gewiß oft in jenen Zeiten bitter beweinte, waren es, die ihr Freiheit, Umgang mit Menschen und jede Jugendfreude raubten. Hier erwarb sie sich alle die Kenntnisse, die Festigkeit, Klugheit, welche sie späterhin zur weisen glücklichen Regentin machten. Wie war es aber möglich, daß diese frühere Erfahrung des Unglücks, diese Einsamkeit, diese Bekanntschaft mit allem Guten und Großen, was weise Männer vor ihrer Zeit dachten und schrieben, sie nur klug, nicht auch gut machten? Sie, die einst auch gefangen war, die einst auch für ihr Leben zittern mußte, weil es den ehrgeizigen Plänen anderer entgegen war, wie konnte sie ihre unglückliche Schwester Leiden fühlen lassen, welche sie selbst nur zu gut aus Erfahrung kannte, und sie zuletzt dem fürchterlichen Tode auf dem

Blutgerüste weihen! Die Nachwelt ist gerecht. Jeder Engländer spricht noch jetzt von Elisabeth, der Regentin, mit Bewunderung, mit Abscheu von Elisabeth, dem Weibe, und der Name der unglücklichen Maria wird noch überall mit Liebe und Mitleid genannt. Die Fehler der Stuart sind vergessen, aber ihr Unglück und ihre Liebenswürdigkeit lebt noch in allen Herzen.

Die Geschichte einer andern schönen unglücklichen Frau aus frühern Zeiten macht diesen Ort ebenfalls merkwürdig. Auch sie war eine Gefangene, aber eine höchst glückliche: denn Liebe hielt sie gefangen. Sie war das schönste Weib in England; König Heinrich II. liebte sie über alles; beide unendlich glücklich, vergaßen in dieser Abgeschiedenheit die Welt und hofften von ihr vergessen zu seyn. Um allen Späherblicken zu entgehen, lebte Rosamunde in der strengsten Einsamkeit nur ihrem Geliebten. Dichtes Gebüsch, undurchdringliche Dornenhecken versteckten die Wohnung der Liebenden, deshalb nannte man sie Rosamundens Laube (Rosamundas Bo-

wer). Einige Jahre währte das stille Glück. Drei liebliche Kinder erhöheten es noch. Da entdeckte endlich die schon lange nach ihr spähende Gemahlin Heinrichs, Elinor, den Aufenthalt ihrer Nebenbuhlerin; und als der König eines Morgens mit schwerem, ahnungsvollem Herzen aus dem friedlichen Aufenthalte geschieden war, drang die eifersüchtige Königin herein. Die arme Rosamunde war allein mit ihren Kindern, niemand da, der sie beschützte. Die drei unschuldigen Kinder wurden vor ihren Augen ermordet, sie selbst gezwungen Gift zu nehmen. Unter langsamen Qualen, von niemand getröstet, ganz allein, hülflos, hauchte die Arme ihr Leben über den Leichen ihrer Kinder aus. Spät Abends kehrte der König wieder, hoffnungsvoll, freudenvoll, und fand das Entsetzliche.

Der Ort, wo Rosamundens Laube stand, ist ein enges, grünes, fruchtbares kleines Thal. Dichtes Gebüsch bedeckt noch den feuchten Boden, eine kleine Quelle rieselt daraus hervor, sie heißt Rosamundens Quelle; die Landleute aus

der Nachbarschaft legen ihr heilsame Eigenschaften gegen Augenkrankheiten bei, wallfahrten hin zu ihr, erzählen die Geschichte der schönen Rosamunde, wie wir sie ihnen nacherzählten, und singen die Lieder und Romanzen, in welchen gleichzeitige und spätere Dichter diese unglückliche Liebe verewigt haben.

Blenheim.

Als wir uns in Woodstock Morgens früh anschickten nach unserer Gewohnheit vors erste den Park zu durchwandern, sahen wir mit Erstaunen, daß ein himmelhoher Phaeton, mit zweien ziemlich unbändig scheinenden Schimmeln bespannt, unsrer vor der Thüre des Gasthofs harrte. Die Wirthin versicherte uns mit der in solchen Fällen gebräuchlichen Eloquenz, es wäre geradezu unmöglich den Park zu Fuße zu sehen. Wir fügten uns also ihrer Einrichtung, bestiegen das

so gefährlich aussehende Fuhrwerk und hatten alle Ursach mit diesem Entschlusse zufrieden zu seyn. Der Park ist so groß, daß kaum anderthalb Stunden zu der Fahrt hinreichten. Die Schimmel waren weniger unbändig, als sie zuerst schienen, und die große Höhe des jetzt aus der Mode gekommenen ganz unbedeckten Fuhrwerks erleichterte das Umsehen nach allen Seiten und den Genuß der verschiedenen sich darbietenden Aussichten gar sehr.

Uebrigens wird Blenheim auf eine noch umständlichere und dadurch auch kostspieligere Weise gezeigt, als es bei andern Landsitzen gebräuchlich ist. Der Geist der stolzesten Frau ihrer Zeit, der Lady Sarah, Marlborough's Gemahlin, scheint noch jetzt auf die in ihrem ehemaligen Wohnsitze übliche Etikette Einfluß zu haben.

Ein großes, prächtiges Thor mit zwei Nebengebäuden, die Wohnung des Thürwärters, dient dem Park zum Haupteingange; eine Inschrift auf einer darüber angebrachten Marmor-

platte belehrte uns, daß Lady Sarah diese Art von Triumphbogen ihrem verstorbenen Gemahl zu Ehren erbaute. Der Thürhüter empfing uns mit einer wahrscheinlich für diesen Zweck ein für allemal auswendig gelernten Anrede, ging ganz ernsthaft etwa 50 Schritte neben dem Wagen her, dann ließ er ihn halten. „Dies ist die erste Aussicht," rief er uns zu; „da drüben sehen Sie ein Wasser mit einer schönen geraden Brücke; darneben rechts steht ein hoher Obelisk, des Herzogs Thaten, die Schlachten, die er schlug und gewann, sind daran zu lesen; seine Statue steht auf der Spitze des Obelisk's und ist zehn Fuß hoch, so klein sie auch von hier aus erscheint." So ging es eine feine Weile; uns ward langweilig zu Muthe: denn alles, was wir später in der Nähe sehen sollten, ward hier von weitem gezeigt, ohne daß man uns Zeit gelassen hätte, der wirklich mannichfaltigen und lieblichen Aussicht uns zu erfreuen. Dennoch war es unmöglich, dem Strome dieser eingeübten Rede Einhalt zu thun.

Endlich waren wir an dem Orte, wo der lästige Redner, nach der hergebrachten Regel dieses Hauses, von uns scheiden mußte. Er übergab uns einem Förster, der uns zu Pferde begleitete, legte uns noch zum Beschluß, trotz der herzoglichen Livree, die er trug, den endlichen Zweck aller seiner Redekunst besonders an's Herz und schied, nachdem er ihn erreicht hatte. Sein Nachfolger war zum Glück weniger beredt; bescheidentlich ritt er neben uns her und sprach nur wo es nothwendig war.

Der Park ist einer der schönsten in England. Sanfte Anhöhen, liebliche Thäler in freundlicher Abwechselung, bedeckt mit dem schönsten Grase, beleben viele hundert Rehe und Damhirsche. Mehrere schöne steinerne Brücken führen über einen Kanal, welchem man sehr täuschend das Ansehen eines sanft sich hinwindenden Stroms zu geben wußte. Einige zerstreut liegende Tempel und andere Gebäude, der Obelisk mit der Statue des großen Marlborough, und unzählige alte herrliche Bäume geben ihm einen unbeschreiblichen

Reiz. Ueberall sind mannichfaltige Aussichten auf das Schloß, das Wasser, die Brücken, die Gebäude, mit Auswahl und bescheiden sich verhüllender Kunst veranlaßt. Nachdem wir alles gehörig bewundert und uns auch mit dem Förster abgefunden hatten, übergab uns dieser dem Gärtner, welcher uns in den das Schloß in der Nähe umgebenden, zum Spazierengehen bestimmten Anlagen herumführte. Auch diese sind sehr reizend und lieblich, aber bei weitem nicht so prächtig als die von Stowe. Ihre zierliche Einfachheit muß zwar gefallen, doch dünkte uns, sie würde sich besser zu jenem kleinern, in prunklosem Styl erbauten Schlosse schicken, und dagegen die mit so viel Reichthum ausgestatteten Gärten von Stowe zum Prachtpalaste von Blenheim. Eine wasserreiche, immer laufende Cascade, ein lieblicher Weg um einen kleinen See herum und viele vorzüglich große, schöne Bäume bilden hier die schönsten Partien.

Als wir Nachmittags hingingen, das Schloß zu sehen, wurden wir am Eingange des zweiten

Hofes von einer alten Frau empfangen, die wir anfangs für die Haushälterin hielten, welche uns, wie das in England gebräuchlich ist, die Zimmer zeigen sollte. Sie machte, wie alle Engländerinnen der untern Classe, einen kleinen wunderlichen Knicks bei jedem Worte, das wir zu ihr sprachen, und führte uns mit großer Redseligkeit bis an das Schloß. Hier nahm sie wieder mit unzähligen Knicksen Abschied und belehrte uns, ihr Amt wäre, die hohen Herrschaften (the Quality nannte sie es) mit gebührendem Respect zu empfangen und dahin zu sehen, daß sie, wie es sich gehöre, über den Hof begleitet würden. Wir gaben ihr lachend ein Paar Schillinge und das Zeugniß, daß sie ihrem Amte trefflich vorstehe, und so schieden wir mit wechselseitiger Zufriedenheit von einander.

Das Schloß ist ein durch seine Größe imponirendes Gebäude; übrigens schwer, bunt, kraus, mit einer Unzahl von Säulen, Vasen, Treppen, Geländern und Thürmen verziert, oder verunziert.

Die große Halle, in welche man zuerst im Schlosse tritt, ist sehr hoch, sehr groß und, wie die in Stowe, ebenfalls von oben erleuchtet. Sie hat einen schön gemalten Plafond, den marmorne Säulen unterstützen, schöne, zum Theil antike Statuen stehen rings umher. Die übrigen Zimmer sind von altmodischer Pracht, alles solid und köstlich, wie man es an diesem Orte erwarten muß. Französische Hautelisse-Tapeten schmücken mehrere Säle, alle stellen des großen Herzogs Siege und ihn selbst in mannichfaltigen Situationen vor, sind aber leider sehr verblichen.

Die Gemäldesammlung ist sehr groß, eine Magdalene von Titian und eine heilige Familie von Leonardo da Vinci, zwei Maratti's, Bettelbuben vorstellend, einige Portraits von Vandyk sind uns bei dem schnellen Durchfliegen noch einigermaßen im Gedächtnisse geblieben; Raphaele zeigte man uns wenigstens ein halb Dutzend, von denen dieser große Meister selbst wahrscheinlich nie einen sah. Treffliche Niederländer sind hier, verschiedene Gemälde von Rubens,

Bauerstuben voll Leben und Wahrheit von Ostade, de Steen und andern. Gewaltsam mußten wir uns von diesen, in engen Banden gehaltenen Schätzen wegwenden. Ein großes Gemälde von Sir Josua Reynolds, den jetzigen Herzog und seine Familie vorstellend, hängt auch hier; aber die Nachbarschaft sowohl, als das Costume thut ihm Schaden.

Noch ein großer, hoher, von oben erleuchteter Saal, von la Guerre mit vieler Wahrheit gemalt, dünkt uns des Erwähnens werth. Der Plafond stellt den Herzog vor, wie Zeit und Friede ihn in seinem Triumphwagen aufhalten. Die Wände sind wie eine offene Halle gemalt; rundum läuft ein Geländer, hinter welchem alle europäischen Nationen mit charakteristischer Physiognomie und Kleidung in verschiedenen Stellungen stehen. Die Figuren, etwas über Lebensgröße, übrigens von täuschender Wahrheit, ragen halb über das Geländer vor.

Die Bibliothek, ein sehr langes schmales Zimmer, soll an siebenzig tausend Bände enthalten.

Am Ende derselben steht die marmorne Statue der Königin Anna in völliger Staatstracht: mit dem Königsmantel, dem langen über einen oben schmalen unten breiten Reifrock gespannten Kleide, dem hohen Halskragen und der Krone auf dem Haupte, sieht sie wie eine große Weihnachtspuppe aus; Spitzen und Stickereien aber sind mit bewundernswürdigem Fleiße in den harten Stein gearbeitet. Auch in der Bibliothek hängen viele Portraits; der große Herzog und seine Sarah sind hier abgebildet; sie hält die herzogliche Krone recht fest und schaut keck und übermüthig in die Welt hinein.

In der Schloßkapelle zeigte man uns das große Grabmahl welches Lady Sarah sich, ihrem Gemahl und ihren zwei Kindern noch bei Lebzeiten setzen ließ. Die Familie ist in Lebensgröße darauf zu sehen, nebst einem ansehnlichen Gefolge von Tugenden und Genien. Es ward in London gefertigt und sehr theuer bezahlt; das ist alles was wir davon zu sagen wissen; weder der Gedanke, noch die Ausführung zog uns an.

Des flüchtigen Sehens überdrüßig, ermüdet von dem Stehen und Gehen in den vielen großen Zimmern, eilten wir in unsern Gasthof zurück und entsagten einer Sammlung von altem ächten japanischen und chinesischen Porzellan, die man uns als etwas sehr Merkwürdiges zu zeigen sich erbot.

Den folgenden Tag wollten wir Ditchley und Heatherup, den Landsitz des Lord Shrewsbury, sehen, wurden aber abgewiesen, weil es nicht der Tag in der Woche war, an welchem Fremden dort der Zutritt erlaubt ist. Beide Schlösser sollen sehenswerth seyn und viel vortreffliche Kunstwerke enthalten.

Im Heatherup erlaubte man uns aber doch durch den Park zu fahren und die Spaziergänge und Gärten zu durchwandern. In letztern fanden wir große kostbare Treib- und Ananashäuser, aber fehlerhaft angelegt und wenige späte Früchte bringend. In dieser Hinsicht stehen die englischen Gärtner weit hinter den Holländern zurück. Die an sich nicht großen Spaziergänge in

Heatherup bieten manche schöne romantische Stelle, manche lachende Aussicht, sehr großen Reichthum von Blumen in einem eigens dazu angelegten, geschmackvollen Blumengarten und wunderschöne Bäume von der immergrünen Art, Fichten, Tannen und Zypressen.

Birmingham und Soho.

Wir reisten jetzt auf Birmingham zu. Die Gegend verschönte sich mit jeder Meile, Berge wechselten mit lachenden Thälern. Wir mußten zuweilen die Räder einhemmen, weil der Weg zu steil bergab führte. Die Aussichten von der Höhe sind sehr reizend. In Birmingham selbst erklimmten wir noch einen steilen Berg, der uns lebhaft an den Hradschin in Prag erinnerte, ehe wir zu dem großen eleganten Gasthofe gelangten. Dieser heißt noch immer zur Henne mit den Küchlein, obgleich der Wirth

in unsern, immer vornehmer werdenden Zeiten sich alle Mühe giebt, ihn zu Lloyd's Hotel umzustempeln.

Birmingham ist durch seine Fabriken weit und breit berühmt, ja man könnte fast behaupten, es gäbe kein Dorf im cultivirten Europa, vielleicht kein Haus, in welchem nicht irgend ein Product der Industrie dieser Stadt zu finden wäre, sey es auch nur ein Knopf, eine Nadel, oder ein Bleistift. Die Stadt selbst ist schon durch ihre bergige Lage nicht schön; der Rauch der vielen Fabriken und Werkstätten, die hier ihr Wesen treiben, giebt ihr ein düsteres, schmuziges Ansehen. Ueberall hört man hämmern und pochen, alles läuft am Tage geschäftig hin und wieder, niemand hat Zeit, so lange die Sonne leuchtet. Dafür hallen des Abends die Straßen vom Geschrei und von Gesängen derer wieder, die sich den Tag über unter der schweren Last des Lebens abarbeiteten. In den wenigen Stunden, die sie dem alle Sinne lähmenden Schlafe des ermüdeten Arbeiters abstehlen können, suchen sie in

Tavernen und Spielhäusern die Freude zu haschen, an die sie den Tag über nicht denken konnten.

Den Tag nach unserer Ankunft eilten wir den merkwürdigsten Punct dieser Gegend, Soho, das zwei Meilen von Birmingham gelegene Etablissement des Herrn Boulton zu besuchen.

Wir finden in ganz England, vielleicht in ganz Europa keinen glänzendern Beweis von dem, was Industrie, Fleiß und anhaltendes Streben nach einem Ziele vermögen, als diesen kleinen freundlichen Fleck. Herzlich freuten wir uns, seinen Schöpfer, den achtzigjährigen Boulton, noch in völliger Geisteslebendigkeit kennen zu lernen, obgleich sein Körper der Krankheit, dem Alter und der unermüdeten Arbeit längst unterlag. Wir fanden ihn durch Steinschmerzen völlig gelähmt; im Hause ließ er sich durch zwei rüstige Bediente herumtragen; im Freien fuhr er sich selbst in einem der kleinen bequemen Fuhrwerke, die in England zum Troste der dort so häufigen Lahmen und Gebrechlichen erfunden

wurden. Alles dieses hinderte ihn nicht, uns, die wir ihm durch einen seiner Freunde empfohlen waren, überall selbst hinzubegleiten. Sein dunkles Auge blitzte von Jugendfeuer, als er uns erzählte, wie er alle die vielen sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten muthig bekämpfte und glücklich überwand. Freundlich erklärte und zeigte er uns alles. Und als wir in die dortigen Anlagen traten, die er mit Hülfe einer Dampfmaschine dem unfruchtbaren Sumpfe abgewann, sprangen uns seine blühenden Enkel entgegen, spannten sich vor sein Wägelchen und fuhren den glücklichen Greis wie im Triumph davon.

Achthundert Menschen finden in Soho täglich Arbeit und Brot. Hier werden englische Kupfermünzen und ausländische, für die ostindische Compagnie, für America und manche fremde Höfe geprägt. In Deutschland sagt das Gerücht: Boulton lasse auch die vielen falschen Münzen fabriciren, die von England aus Deutschland überschwemmen. Dem ist aber nicht so, er hat

auf dem gesetzlichen Wege mehr Arbeit, als er bestreiten kann und ist zu rechtlich, zu reich, um sich einem so gefährlichen Handwerke zu unterziehen. Vor diesem war das Nachprägen fremder Münzen, wenn nicht erlaubt, doch in England tolerirt; sie wurden wie Rechenpfennige angesehen und in großer Menge, meistens auf Bestellung speculativer Köpfe in Deutschland und andern Ländern, ziemlich öffentlich fabricirt. Seitdem aber der Galgen so gut auf diesen Zweig der Industrie gesetzt ist, wie auf das Nachmachen englischer Banknoten oder Münzen, wird dieses Geschäft nur ganz heimlich in Winkeln und Kellern betrieben. Es soll indessen in Birmingham an dergleichen Fabriken, welchen gewöhnlich eine Knopffabrik zum Aushängeschilde dient, nicht fehlen.

Außer der Münze enthält Soho noch eine große Fabrik von plattirten Waaren aller Art, eine Glasfabrik und eine von Dampfmaschinen.

Die erstaunenswürdige Erfindung der letztern, bei dem Reichthum an Steinkohlen für England

von unermeßlichem Werth, hat Boulton erst auf den Gipfel von Vollkommenheit gebracht, auf welchem sie jetzt steht. Er verfertigt Dampfmaschinen für ganz Europa und America, läßt aber diese Fabrik niemanden sehen, weil sich oft Leute bei ihm einschlichen, die seine Gastfreundschaft mißbrauchten und mühsam errungene Vortheile ihm abzusehen strebten, während er sie freundlich bei sich aufnahm. Er sagte uns, wir würden es unartig gefunden haben, daß er in allen Gasthöfen, viele Meilen um Birmingham her, ein Avertissement anschlagen ließ, in welchem er bekannt machte: daß ohne besondere Empfehlung an ihn keinem Fremden sein Etablissement gezeigt werde. Durch den ewigen Zulauf von Fremden, der ihm oder doch einem seiner Associés alle Zeit raubte und unter seinen Arbeitern ewige Störungen veranlaßte, wurde er zu diesem Schritte gezwungen, den er höchst ungern that. Nichts ist unerträglicher, sagte er, als ein Haus zu besitzen, das eine Sehenswürdigkeit ist (a rary Show) oder gar selbst eine

zu seyn; beides war mein Fall, denn jeder, der Soho gesehen hatte, glaubte schon aus Höflichkeit dessen Stifter in Augenschein nehmen zu müssen, und so wußte ich mir am Ende nicht anders zu helfen, als auf diese unfreundliche Weise.

Das Wohnhaus in Soho ist ein hübsches, bequemes und großes Gebäude, überall Sauberkeit und Eleganz, nirgends Pracht, nirgends ein Streben, mit den prächtigen Villen der Großen des Landes zu wetteifern. Es liegt sehr angenehm: aus den vordern Zimmern übersieht man eine sehr schöne, reiche Gegend, im Vorgrunde die Stadt; fruchtbare angebaute Hügel steigen über ihr empor. Dicht vor dem Hause liegt ein hübscher Garten voll Blumen und fremder Pflanzen und hinter dem Hause eine reizende Promenade, längs den Ufern eines kleinen Sees, welchen Boulton schuf, indem er vermittelst der Dampfmaschine die alten Sümpfe austrocknete und das Wasser hier sammelte. In einer Ecke desselben ergießt sich ein Wasserfall von einem mit schönen Blumen und Bäumen gezierten Hü-

gel. Alles dieses war vor ungefähr zwanzig Jahren eine öde, sumpfige Haide.

Die Fabrik von plattirten Sachen erschien uns besonders interessant. Es ist unmöglich, schönere Formen und bessere Politur zu sehen, als dem Silber hier gegeben wird. Man kann das Plattirte von dem ganz Silbernen durchs Auge allein nicht unterscheiden, und es giebt auch, auf die Weise wie hier gearbeitet, dem Silber an Dauer wenig nach.

Auf ein Stück Kupfer, etwa eine halbe Elle lang und eine Achtelelle im Durchmesser, werden Länge aus zwei Platten von ganz reinem Silber, etwa den zehnten Theil so dick als das Kupfer ist, oben und unten aufgeschmolzen. Dann wird es durch Walzen, von einer Dampfmaschine getrieben, zu Blech ausgedehnt, so dünne man es bedarf. Das Silber bleibt dabei immer mit dem Kupfer im nämlichen Verhältnisse. Dieses Blech braucht man zu Verfertigung der Leuchter, Kannen und alles Silbergeräthes, welches eine Fläche bietet; zu den Henkeln,

Füßen und dergleichen nimmt man eine runde, mit Silber belegte Stange Kupfer, die auf die nämliche Weise, wie wir oben beschrieben, behandelt wird. Die äußeren Ecken werden den Gefäßen von massivem Silber angesetzt; auch sind die meisten Verzierungen daran ganz Silber.

Die Glasschleiferei ist ebenfalls merkwürdig. In einem sehr langen Zimmer sieht man eine Menge Schleifsteine unaufhörlich schnell sich drehen. Eine lange hölzerne, am Boden horizontal liegende Walze, welche durch eine unter dem Zimmer sich befindende Dampfmaschine getrieben wird, setzt sie alle in Bewegung. Mit der größten anscheinenden Leichtigkeit schleifen die Arbeiter die schönsten Muster auf die Gläser mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit, ohne alle Vorzeichnung, indem sie dieselben an die wie von Zauberei getriebenen Scheiben halten. Von hier aus kommen größtentheils die schönen Girandolen, Lustres, Trinkgläser und Prachtvasen, die glänzendste Zierde großer Tafeln, welche wir oft in den, bei nächtlicher Beleuchtung, einem Feen-

Schlosse ähnlichen, flimmernden Glasläden Londons nicht genug bewundern konnten. Die letzte Politur wird dem Glase vermittelst einer hölzernen Scheibe, statt des Schleifsteins, gegeben.

Die Münze arbeitete gerade diesen Tag nicht. Herr Boulton ließ aber einige kleine Geldstücke prägen, um uns den Mechanismus zu zeigen. Acht Prägstöcke werden hier ebenfalls von einer Dampfmaschine getrieben; jeder derselben prägt in einer Minute dreißig bis einhundert und zwanzig Stücke aus, je nachdem sie größer oder kleiner sind, und zwar auf beiden Seiten zugleich. Bei jedem Stämpel ist eine höchst sinnreich erfundene Maschine angebracht, die mit Blitzesschnelle das eben geprägte Stück fort, und ein noch ungeprägtes an dessen Stelle einschiebt. Alles dieses scheint wie von unsichtbaren Geistern getrieben. Das Gepräge der Münzen ist durchgängig schön. Sie sind alle vollkommen rund, von gleicher Größe und möglichst gleichem Werthe.

In einem andern Zimmer werden die Münzen geschnitten, ehe sie geprägt werden; noch in

einem andern nach dem Prägen gereinigt, indem sie in langen, leinenen Säcken hin und her geschwungen werden. Auch diese Operation wird durch die Dampfmaschine bewerkstelligt.

Zum Abschiede statteten wir noch der Dampfmaschine selbst einen Besuch ab. Wir sahen in einem unterirdischen Gewölbe eine Pumpe durch den Dampf des darunter in einem verschlossenen eingemauerten Kessel kochenden Wassers unaufhörlich in Bewegung gesetzt. Diese Pumpe trieb einige große Räder, diese Räder communicirten mit den vielen, in den obern Zimmern befindlichen, mannichfaltigen Maschinen und brachten alle die Wunder hervor, die uns oben in Erstaunen gesetzt hatten. Das ist alles, was wir durchs bloße Anschauen von dieser bewundernswerthen Erfindung begriffen. Das Wasser muß das ganze Jahr im Kochen erhalten werden, damit die Maschine nie stocke. Herr Boulton versicherte uns, es gehöre weit weniger Feuerung dazu, als man auf den ersten Augenblick glauben möchte.

Burton und Derby.

Von Birmingham reisten wir über Burton nach Derby. Burton ist ein freundliches Städtchen, weltberühmt durch das Ale*), welches nirgends so gut gebraut wird, als hier. In Friedenszeiten gehen jährlich große Sendungen davon nach ganz Europa, besonders nach Rußland. Auch nach America ward viel davon verschifft. In England trinkt man es, wenn es einige Jahre gelegen hat, in bürgerlichen Häusern zum Dessert. Auch ist es dann durch die Zeit so stark, daß es sich mit jedem Wein an Geist messen kann und den Biergeschmack ganz verliert.

Derby ist eine ziemlich große, aber nicht schöne Stadt. Sie enthält viele Fabriken, unter andern eine Seidenspinnerei; am ausgezeichnetsten

*) Englisches Bier.

ist die Porzellanfabrik. An Feinheit des Thons mag das hiesige Porzellan wohl dem Meißner und Sever nachstehen; aber in Hinsicht auf Farben, Vergoldung und Schönheit der Form in den verschiedenen Vasen und Geschirren läßt es nichts zu wünschen übrig. Die Figuren von Biscuit bleiben weit hinter den sächsischen zurück, sowohl in der Erfindung als der Ausführung. Auch hier sieht man deutlich, wie der englische Kunstsinn nur das geradezu Nützliche und Bequeme hervorzubringen vermag; doch dieses auch in der höchsten Vollkommenheit.

Zum ersten Male in England mußten wir bei unserer Abreise auf Pferde warten, und endlich erschienen um sechs Uhr Abends zwei, die des Tages Last reichlich getragen hatten. Wir wollten nach Matlock, einem siebenzehn Meilen von Derby im gebirgigen Derbyshire gelegenen Badeorte. Siebenzehn Meilen sind in England gewöhnlich in zwei bis drei Stunden abgefahren; daher achteten wir den heftigen Regen nicht, der uns ohnehin in unsern Zimmern einge-

kerkert hätte, und reisten ab. Die Pferde waren sehr müde; der Postillion konnte sie ungeachtet alles Treibens kaum von der Stelle bringen; langsam schlichen sie fort, Schritt vor Schritt. Uns war, als wären wir auf irgend einer Post- straße in der Mark. Wir fürchteten, die armen Thiere würden zuletzt aus Ermüdung ganz stille stehen. Der Regen strömte heftiger und die Nacht brach sehr finster herein, obgleich wir uns in der ersten Hälfte des Junius-Monats befan- den. Der Weg war sehr bergig, hohe Felsen thürmten sich vor uns auf; wir sahen ihre kolossa- len Conturen nur schwach durch die dunkle Nacht. Nah und fern flammten Feuer aus den Ziegel- brennereien rings umher, feurigen Gespenstern gleich, was uns die Finsterniß nur auffallender machte, ohne sie zu erleuchten. Die Pferde scheu- ten sich einigemal davor. Wir fuhren steile Ab- hänge hinab und hinauf, tief unten brausende Waldströme ließen uns Abgründe neben dem We- ge ahnen. Das Geklapper der vielen Mühlen, das Brausen der vom Wasser getriebenen Räder

aller Art in dieser fabrikreichen Gegend, das Sausen der Gewässer rings umher, der Wind, der Regen, die flammenden Limekilns (Kalköfen), alles vereinte sich, diese Nacht zu einer der schauerlichsten zu machen.

Die Situation war romantisch, das ist nicht zu leugnen; wir freuten uns indessen doch sehr, nach eilf Uhr ihr Ende und das Ziel unserer Reise erreicht zu haben. Im alten Bade in Matlock fanden wir alle Comforts, die man nur in einem englischen Gasthofe erwarten kann, und die abenteuerliche, ermüdende Reise machte sie uns doppelt angenehm.

Badeorte.

Es wimmelt in England von Badeörtern aller Art. Jeder am Ufer des Meeres gelegene Ort, dessen Strand und andere Umgebungen es erlauben, ist zum Bade eingerichtet. In allen

findet man mehr oder weniger, vornehmere oder geringere Gesellschaft, je nachdem die Mode es gewollt hat. Zu diesen Badeplätzen sowohl als zu den im Lande gelegenen mineralischen Quellen flüchtet jeder, der keine eigene Villa besitzt, oder auf keiner eingeladen ist, und doch der Schande entgehen will, im Sommer in London gesehen zu werden.

Bekanntlich ist dann die Stadt (so heißt London vorzugsweise in ganz England) leer, obgleich die Straßen von Menschen wimmeln und der Fremde diese angebliche Oede gar nicht bemerkt. Alle Leute, welche man vom Anfang Julius bis gegen Weihnachten in London sieht, sind sogenannte Niemands (Nobody's) und werden gar nicht gerechnet. Die feinere Welt, die Müßigen, die Reichen, die Glücksritter, alles flüchtet auf's Land oder in's Bad. Die Seebäder sind im Ganzen die besuchtesten und luxuriösesten. Die mineralischen Quellen werden öfter von der mittleren Classe besucht, welche dort mehr ländliche Freuden, als rauschende Ergötz-

lichkeiten sucht. Bath macht hiervon eine Ausnahme: im Sommer besuchen es die wahrhaft Kranken, die Lahmen und Gichtbrüchigen der warmen Quellen wegen. Die eigentliche Saison aber fängt dort erst im December an und währt bis zum Frühlinge. Alle londner Freuden sind alsdann wohlfeiler und nach verjüngtem Maßstabe auch in Bath zu finden. Deshalb eilen die dorthin, welche gern groß und vornehm leben möchten und doch nicht reich genug sind, um dieses in London zu können. Viele große Familien bringen einige Winter in Bath zu, um durch diese Oekonomie ihren zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen.

Nach Bristol hingegen treibt selten die Freude, öfter die Noth, so ausgezeichnet schön auch die dortige Gegend ist. Man weiß, wie viele Opfer die Schwindsucht jährlich in England hinwegrafft. Bristol's Quelle wird gewöhnlich als der letzte Versuch der Rettung von den englischen Aerzten angerathen. Daß es wirklich oft der

letzte sey, bezeigen die vielen Denkmäler auf dem dortigen Gottesacker.

An allen diesen Plätzen ist die Lebensweise sehr verschieden: in den kleinen Bädern, wie in Matlock, lebt man still und ruhig, geselliger zwar, wie es sonst in England unter Unbekannten gebräuchlich ist, aber dennoch weit weniger so als in Deutschland in ähnlichen Verhältnissen.

In den großen, von den Vornehmen besuchtesten Bädern herrscht eine strenge, wunderliche Etikette. Wir werden weiterhin Gelegenheit finden, hiervon ausführlicher zu sprechen. Vorjetzt kommen wir zu Matlock und seinen Umgebungen.

Matlock.

Freundlich und dennoch erhaben, einsam und dennoch voll regen Lebens, ist dieses liebliche Thal eins der schönsten Plätzchen Britanniens.

Sey es immer, daß seine Heilquelle wenig

wirksam ist, es braucht ihrer nicht, um in dieser himmlischen Gegend neue Lebenskraft zu finden. Auch sahen die funfzig oder sechzig Badegäste, die wir hier fanden, gar nicht aus, als ob Aeskulap sie mit seinem Schlangenstabe hierher gebannt hätte. Sie schienen sich vor dem wilden, unstäten Treiben des Lebens hergeflüchtet zu haben, um einmal ruhig Athem zu schöpfen und dann mit frischem Muthe wieder an ihr Werk zu gehen.

Der eigentliche Badeort besteht nur aus drei schönen großen Gasthöfen und zwei Logirhäusern. Das Dorf Matlock liegt etwa anderthalb Meilen davon. Es ist unmöglich, dies reizende Thal durch bloße Beschreibung anschaulich darzustellen: so still, so heimlich liegt es da, durchrauscht von der Derwent, umgeben von hohen, kühnen Felsen, die bald schroff und nackt gen Himmel starren, öfter noch ihre, mit den schönsten Bäumen gekrönten Gipfel freundlich erheben.

Wir schifften in einem Nachen auf der Derwent umher, so weit sie fahrbar ist; freilich nur

eine kleine Strecke; denn es ist ein wildes Bergwasser, voll Fälle und Strudel. Die Felsenwände zogen sich enger zusammen, als wollten sie uns den Weg versperren; die Sträuche am Ufer bildeten Lauben über den Nachen, und drohend schauten die Felsspitzen von oben hinein. Dann traten sie wieder zurück und wir sahen freundliche Hütten, mit Gärtchen und Wiesenplätzchen untermischt, an ihrer Seite hangen, stattliche Häuser, große Fabrikgebäude zu ihren Füßen liegen. Kunstlose, wie von der Hand der Natur geschaffene Spaziergänge ziehen sich an beiden Ufern zwischen Wald und Fels dahin, bis zurück zu unserm Gasthofe.

Ihm gegenüber erhebt sich der höchste Fels dieser Gegend. Die Landleute nennen ihn High Toor. Auf einem größtentheils schattigen, nicht sehr beschwerlichen Wege stiegen wir hinauf. Wir erblickten oben von einer Seite das enge Thal in der ganzen Pracht seiner üppigen Vegetation. Mitten hindurch gaukelt der Strom; an dem gegenüberstehenden, waldbewachsenen Fels

lehnen die netten Gebäude des Bades und geben ein freundliches Bild des bequemen, geselligen Lebens in dieser Abgeschiedenheit. Von der entgegengesetzten Seite blickten wir in ein zweites Thal. Als ob noch nie ein menschlicher Fuß bis hierher gedrungen wäre, so heimlich in verborgener Stille liegt es da, rings umgeben von grünen Bergen. Schöne Heerden weideten ohne Hirten im hohen Grase. Nirgends sahen wir die wilde, einfache Schönheit der Natur glücklicher mit hoher Cultur vereint, als hier am Ufer der Derwent. Die Freuden der Badegäste beschränken sich größtentheils auf den Genuß dieser herrlichen Natur; denn ein Bowling green *) und einige Billard-Tafeln sind alles, was die Kunst zu ihrem Ergötzen ihnen hier darzubieten wagt. Getanzt wird selten und nur auf Veranlassung der Badegäste selbst: denn der Speculationsgeist der hiesigen Wirthe reicht nicht so weit. Dem Wasser erzeigt

*) Ein grüner sorgfältig mit Walzen geglätteter Rasenplatz, zu einem nur in England gebräuchlichen Spiele mit Kugeln.

man die Ehre es warm zu nennen, wir fanden es kaum lau; es schmeckt recht gut und ist sehr klar. Die Bäder sind so bequem und reinlich eingerichtet, wie man es nur in diesem Lande erwarten kann.

Für den Mineralogen ist Matlock höchst interessant, die verschiedenen Steinarten, Flußspathe, Stalaktiten u. s. w., welche Derbyshire hervorbringt, sind allbekannt. In Matlock findet man sie in zwei recht eleganten Läden in aller ihrer Mannigfaltigkeit zum Verkaufe und zum Anschauen ausgestellt, zum Theil roh in sehr schönen Exemplaren für den Liebhaber und Sammler, oder auch zu Kaminen, Urnen, Vasen, Schreibzeugen und unzähligen andern Dingen verarbeitet. Alle diese Sachen werden zu niedrigen Preisen hier verkauft, sie sind vortrefflich polirt, von schöner Form und sehen ungemein glänzend und elegant aus. Leider ist es wegen ihrer Zerbrechlichkeit schwer, sie weit zu verführen.

Noch ist eine versteinernde Quelle hier merkwürdig. Alles was man hinein legt, wird in

kurzer Zeit inkrustirt, und wenn es länger liegt, ganz in Stein verwandelt. Der Wächter dieser Quelle zeigte uns eine auf diese Weise verewigte Perücke und einen Haarbesen, die beide in dieser Gestalt gar wunderlich aussahen.

Jenseits der Derwent, dem Dorfe schräg gegenüber, liegt Cromford-Mill, die Baumwollspinnerei des Sir Richard Arkwright, die erste, welche er, der eigentliche Erfinder der in ihren Wirkungen ans Wunderbare grenzenden Spinnmaschinen, 'erbaute. Dieser durch seine mechanische Geschicklichkeit und seinen ausdauernden Muth so merkwürdige Mann war ursprünglich ein Barbier; er hatte bei seinen Unternehmungen Schwierigkeiten zu bekämpfen, denen ein gewöhnlicher Mensch unterlegen wäre. Er verdiente mächtige Freunde zu finden, die ihm hülfreich beistünden, und er fand sie; sein großes Unternehmen gelang und er selbst lebte lange genug, um im hohen Wohlstande sich dessen zu freuen. Noch heute ist diese Fabrik, welche jetzt aus drei Spinnmaschinen besteht, im Besitz der

Familie Arkwright, welche die ganz nahe dabei gelegene schöne Villa Wellersley bewohnt. Das von weißen Steinen massiv erbaute Wohnhaus sowohl, als die großen Fabrikgebäude am Ufer des Stromes, beschirmt von mächtigen Felsen, erhöhen die Schönheit der Gegend. Noch erfreulicher aber ist der Anblick des Wohlstands, der durch sie rings umher unter den Einwohnern des Thales verbreitet wird. Wir sahen mit wahrer Freude an einem Sonntagsabend die wohlgekleideten Arbeiter mit ihren geputzten Weibern und Mädchen spazieren gehen, umspielt von schönen reinlichen Kindern.

Die englischen Bauermädchen und jungen Weiber sind durchgängig schöne Gestalten, älter werden sie oft zu dick. In ihrem Putze sehen sie gewissermaßen vornehm und damenhaft aus. Ein feiner Strohhut, mit farbigem Bande geschmückt, auf einem kleinen schneeweißen Häubchen, steht den artigen bescheidenen Gesichtern sehr gut. Dazu große, weiße mousselinene Halstücher, ein Rock von durchgesteppptem Zeuge von einer hellen

Farbe, himmelblau oder rosenroth bei den Eleganten, und ein vorn offenes kattunenes langes Kleid, hinten künstlich mit Nadeln aufgesteckt, alles blendend rein bis auf die feinen weißen gewebten Strümpfe *). Dies ist ihr Sonntagscostume, von welchem das der Wochentage nur durch dunklere Farben und schlechteren Stoff abweicht.

Hinter dem Wohnhause von Wellersley strecken sich die dazu gehörigen großen, wohlangelegten Promenaden hoch den Berg hinan. Die mannichfaltigen Ansichten des Thales von oben herab sind wunderschön. Die Gärten enthalten Treibhäuser und eine hübsche Orangerie. Ueberall sieht man die segensreichen Früchte des Fleißes und der Industrie.

Um wieder einzubringen, was wir in jener dunklen, stürmischen Nacht unserer Ankunft versäumen mußten, fuhren wir den halben Weg nach Derby zurück, in der Absicht, das Schloß des Lord Scarsdale, Keddleston, zu sehen.

*) Nur die ärmsten Engländerinnen stricken; diese Arbeit wird bei ihnen für schimpflich gehalten.

Weislich erkundigten wir uns vorher, wann man dort zugelassen würde; es traf sich sehr glücklich, daß dieses sehenswürdige Schloß gerade von allen Tagen der Woche nur Dienstags gezeigt wird. Doch ließe sich hier eine Entschuldigung für diese Einrichtung finden: denn Mylord wohnt seiner Kränklichkeit wegen seit zwei Jahren beständig dort; er ist gänzlich gelähmt.

Keddleston.

Landsitz des Lords Scarsdale in Derbyshire.

Der das Haus rings umgebende, sehr große Park ist einer der schönsten, sowohl durch seine Lage, als durch die bescheidene Kunst, die, ohne sich vorzudrängen, hier der freigebigen Natur anspruchslos folgte. Ein lebendiger Strom giebt ihm einen hohen Reiz. Nie sahen wir, selbst in

England, ein schöneres Grün als das dieser Wiesen, auf welchen prächtige Heerden, schöne Pferde und einige hundert Rehe und Hirsche einträchtig weiden, unter den herrlichen Eichen und Buchen in malerischen Gruppen ruhen, oder im klaren Strome trinkend sich spiegeln. Gerade vor dem auf einer mäßigen Anhöhe ganz frei liegenden Hause krümmt sich der Strom sehr lieblich, und eine große steinerne Brücke führt herüber.

Das palastähnliche Haus ist von edler Bauart. Es besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Pavillons, die durch Galerien mit demselben verbunden sind. Schöne korinthische Säulen zieren das Portal. Die Treppe, die zum Eingange führt, ist besonders merkwürdig, weil immer zwei der sehr breiten Stufen aus einem Steine gehauen sind. Die durch eine Kuppel erleuchtete prächtige Eintrittshalle hat Wände und Fußböden von Marmor aus Derbyshire; hohe korinthische Säulen von gelblich buntem Marmor tragen die Kuppel.

Mit dieser Pracht stehen die ringsum in Ni-

schen aufgestellten, übrigens recht guten Gypsabgüsse der berühmtesten Antiken etwas in Widerspruch. Man hat gesucht ihnen durch einen Anstrich ein marmorähnliches Ansehen zu geben. An diese Halle stößt eine andere, mit Stuccatur, Malerei und Vergoldung reich verzierte Rotunde. Ein sehr täuschend grau in grau gemalter, rings umher laufender Fries, einen Bacchuszug vorstellend, ist merkwürdig; man nannte uns den Maler desselben Rebekka. Auf dem Schenktische des großen, eleganten Speisesaals prangte eine Menge Silberzeug; auch befindet sich hier eine große Wanne von Jaspis, ebenfalls aus Derbyshire. Große Gemälde, aus Vögeln, Fischen, Früchten, Gemüsen und allerhand Eßwaaren zusammengesetzte Stillleben hingen an den Wänden: denn die Engländer lieben es, das was auf ihren Tafeln gesotten und gebraten vor ihnen steht, zu gleicher Zeit roh, auch wohl blutend abgebildet zu sehen. Beinahe in allen ihren Speisesälen findet man solche Küchenstücke, die der ächte Kunstfreund gern entbehrt.

Das Bibliothekzimmer ist groß, die Büchersammlung aber nicht sehr bedeutend, wenigstens der Zahl nach. Den Kamin in demselben ziert ein vorzügliches Gemälde von Rembrand, Daniel, knieend vor dem Throne des Königs, seinen Traum ihm auslegend. Auch hängen hier zwei sehr schöne Köpfe von Salvator Rosa, Shakspeares Bildniß von van Dyk und noch mehrere Gemälde.

Dieses Schloß enthält deren überhaupt eine große Anzahl; gewiß sind viele vortreffliche unter der Menge, aber wie war es möglich sie herauszufinden? Freilich gab es hier einen Katalog, einen gedruckten sogar, den unser Cicerone, die Haushälterin, uns zur Ansicht darreichte; aber er war Ein Druckfehler von Anfang bis zu Ende, und wir fanden die Namen der Meister auf's lächerlichste, unverständlichste entstellt. Claude le Lorrain hieß zum Beispiel Claudius Laurentius. Von diesem sahen wir hier zwei ausgezeichnet schöne Landschaften. Nächst ihnen bemerkten wir noch unter der Menge einen jun-

gen Johannes von Correggio, und eine heilige Familie, ein schönes Bild von einem alten Meister, wahrscheinlich Perugino, dessen Name ganz unaussprechbar im Kataloge stand. Am Ende einer Galerie öffnete man uns eine Thüre. Sie führte auf einen Balkon, von welchem man gerade in die große, zweckmäßig eingerichtete Küche herunter sah. Ueber dem Heerde prangte mit großen goldenen Buchstaben die passende Inschrift: waste not, want not; auf Deutsch ungefähr: nicht zu viel, nicht zu wenig; oder: schwelge nicht, darbe nicht.

In der Nähe von Keddleston hat man eine Quelle entdeckt, der man ebenfalls heilsame Eigenschaften beilegt. Lord Scarsdale ließ einen großen Gasthof bauen, in welchem die, welche sich derselben bedienen wollen, alle Bequemlichkeit finden. Doch Matlock liegt zu nahe, als daß dieses Project gelingen könnte. Wir mußten beim Weggehen einige Minuten auf unsern Wagen warten, traten also unter das schöne, mit Säulen gezierte Eingangsthor, welches, nach

der Landessitte, zwei artige Pavillons zu beiden Seiten hat. Hier wohnt der Thürhüter; wir sahen dem Spiele seiner Kinder zu, als aus einem der Pavillons ein schönes, äußerst elegant gekleidetes Frauenzimmer heraustrat. Mit dem Anstande und dem Tone der feinen Welt kam sie auf uns zu und lud uns ein in ihre Wohnung zu kommen, um dort im Kühlen den Wagen zu erwarten. Unglücklicher Weise fuhr dieser eben heran, und sie zog sich mit einer gratiösen Verbeugung zurück. Des Thürhüters Frau sagte uns, diese junge Dame wäre vor eilf Wochen in einer hübschen Equipage angekommen, habe ihr das eine kleine Gebäude abgemiethet und wohne nun dort ohne Bedienung, ganz allein mit sich und einigen Büchern, ohne Besuch, ohne allen Umgang, in der abgeschiedensten Einsamkeit. Wie leid that es uns jetzt, daß der Wagen nicht ein wenig länger auf sich warten ließ! Aus wie viel Muthmaßungen setzten wir uns das Schicksal der interessanten Unbekannten zusammen! Nicht geringe Stürme konnten sie in diesen Nothhafen ge-

trieben haben. Ohne große Geisteskraft und hohe Bildung wäre es unmöglich, so lange Zeit in selbst gewählter strenger Einsamkeit sich selbst zu genügen.

Der Weg von Keddleston zurück nach Matlock gewährt eine ununterbrochene Reihe mannichfaltiger zauberischer Ansichten. Alles was uns in jener dunkeln stürmischen Nacht in Schrekken setzte, die sausenden Bäche, die rauhen Felsen, entzückte uns jetzt im freundlichen Sonnenlichte. Der Eintritt in das Thal von Matlock ist überraschend: zwei steile, hohe Felsenwände, die einst gesprengt wurden, um den Weg hindurch zu bahnen, bilden gleichsam ein schauerliches Riesenthor. Man fährt hindurch und plötzlich liegt das lachende Thal vor dem erstaunten Blicke.

An einem frühen Morgen verließen wir endlich ungern das freundliche Matlock. Lange noch zog sich der Weg durch das Thal am Ufer der bald ruhig hinfließenden, bald über Felsenstücke wild daherbrausenden Derwent. Dann

wand er sich hohe Berge hinan, deren Gipfel uns eine weite Aussicht auf das fruchtbare, durch unzählige Fabriken und Häuser belebte Land eröffnete. Jetzt führte der Weg abwärts; im Morgenlicht schimmerte uns ein prächtiges Gebäude entgegen. Es war Chatsworth, seit zweihundert Jahren der Landsitz der edlen Familie von Cavendish, jetzt ihrer Abkömmlinge, der Herzöge von Devonshire.

Das Schloß liegt romantisch in einem weiten tiefen Thale. Hinter demselben erhebt ein hoher Fels den stolzen, waldgekrönten Scheitel. Vor dem Schlosse windet sich silbern die Derwent durch das lachende Grün, eine sehr schöne steinerne Brücke führt hinüber. Wir fuhren durch den Park; neugierig guckten seine Bewohner, die Hirsche und Rehe, von beiden Seiten des Wegs in unsere Postchaise.

Chatsworth.

Der Landsitz des Herzogs von Devonshire.

Das in einem edlen Styl erbaute Haus ist von außen eins der größten und prächtigsten in England und seine Front einhundert zweiundachtzig Fuß lang. Die auswärts stark vergoldeten Fensterrahmen, welche wir sonst nirgends in England sahen, flimmerten im Sonnenstrahle und gaben ihm ein wunderbares feenartiges Ansehen. Diese äußere Pracht sticht auffallend ab gegen die große Stille und Einsamkeit der wilden Gegend umher; es ist als ob ein Zauberer dieses Schloß hier zu eigenen Zwecken entstehen ließ. Auch hatte es einst eine traurige Bestimmung. Maria Stuart beweinte hier sechzehn Jahre lang ihre Freiheit, jedes Glück des Lebens entbehrend. Ihre grausame Feindin sandte sie zuerst nach Chatsworth in enge Gefangenschaft; nach sechzehn Jahren brachte man sie dann nach

Fotheringhay in Northumberland, wo sie hingerichtet ward.

Die innere Einrichtung des Schlosses von Chatsworth enthält wenig Merkwürdiges. Seit Jahren von den Eigenthümern nicht besucht, zeigt es überall nur Spuren alter, allmälig hinsinkender Pracht; dennoch wird es im Ganzen wohl unterhalten, nur nichts Neues hinzugefügt, und so fehlt ihm die Frischheit, die sonst die englischen Landhäuser so angenehm macht. Für uns hatte es dennoch ein hohes Interesse. Im zweiten Stock des ältesten Theils des Schlosses findet man das Zimmer der unglücklichen Maria Stuart, ganz so eingerichtet und meublirt, wie sie es bewohnte. Es ist sehr groß und hoch; alte gewirkte Tapeten, die ihm ein finsteres, schauerliches Ansehen geben, hängen an den Wänden. Ein hoher Betstuhl steht in der Nähe eines Fensters, die Aussicht aus demselben ist nicht erheiternd: man sieht in eine zwar schöne, aber höchst einsame, von Bergen eingeschlossene Gegend. Alle Meubeln im Zimmer, die hohen schweren

Stühle mit kleinen Treppen davor, die eichnen oder nußbaumnen unbeweglichen Tische versetzten uns in jene trüben Tage, welche die schönste und unglücklichste Frau ihrer Zeit hier verlebte. Ihr Bette mit schweren roth sammetnen Gardinen, die mit breiten silbernen Tressen besetzt sind, stand noch da; uns war, als sähen wir noch die Spuren der einsamen Thränen, die sie hier verweinte.

Der Garten von Chatsworth ist sehr alt und in einem der jetzigen Zeit fremden Geschmack angelegt. Man könnte ihn altfranzösisch nennen, wenn er regelmäßiger wäre, doch mag er dies wohl eher gewesen seyn: denn es ist sichtbar, daß viele Anlagen, Alleen, Parterres, Berzeaus und dergleichen eingegangen sind. Was ihn im ganzen Lande berühmt macht, sind die Wasserkünste, die aber mit denen von St. Cloud, von Herrenhausen und der Wilhelmshöhe bei Cassel keinen Vergleich aushalten. Nur daß sie die einzigen im Lande sind, macht ihren Ruhm aus. Eine künstliche, zwei bis drei hundert Fuß

hohe Cascade, mit Stufen, der es aber, wie den meisten dieser Art, an hinlänglichem Wasser fehlt, wird zuerst gezeigt. In einem andern Bassin muß das Wasser die Gestalt einer gläsernen Glocke annehmen. Neben dieser Glocke steht ein dem Ansehen nach verdorrter Baum; er ist aus Kupfer künstlich gebildet, das Wasser spritzt schäumend aus seinen Zweigen, er sieht dann ganz artig aus, als ob er mit großen Eiszapfen und Schnee bedeckt wäre, kleine Wasserstrahlen steigen rings umher aus der Erde empor. Zwei andere Springbrunnen werfen den Wasserstrahl neunzig Fuß hoch gen Himmel und machen eine recht hübsche Wirkung. Die Engländer, welche in den rings umher liegenden Bädern hausen, wallfahrten fleißig her, staunen das nie zuvor Gesehene an und erheben Chatsworth zu einem Wunder der Welt.

Castleton.

Voll von Mariens Schicksale und stolz, daß unser Schiller den Britten den Rang abgewann und ihrem Andenken das schönste Denkmal schuf, verließen wir das traurig schöne Chatsworth. Nur kurze Zeit noch und die zwar einsame, aber dennoch reiche Gegend verschwand.

Ein enges, schauerliches Thal empfing uns: kein Baum, keine Spur von Vegetation, nur nackte und steile Felsen, zwischen denen wir uns ängstlich hinwinden mußten, die jeden Augenblick den Weg zu versperren schienen. Zu Anfange sahen wir noch zwischendurch ansehnliche Fabrikgebäude von großem Umfange; auch diese verschwanden. Wir durchreisten jetzt die traurigste, ödeste, schauerlichste Gegend in England, die Bleiminen von Derbyshire. Es waren deren unzählige von allen Seiten zu sehen, zwischen-

durch die ärmlichsten, aus Feldsteinen aufgethürmten Hütten, vor ihnen langsam wandelnde bleiche Gestalten, Bewohner dieser Oede, von der schrecklichen Arbeit in den Bleiminen entkräftet.

Zu Mittage langten wir in Castleton an, einem so armen kleinen Städtchen, wie wir noch keins in England sahen. Wir bestellten in dem ärmlich aussehenden Gasthofe unser Mittagsessen und eilten nach der Peakshöhle mit einem Führer, der sich gleich beim Aussteigen aus dem Wagen unserer bemächtigt hatte.

Die Peaks-Höhle.

Diese sehr berühmte Höhle liegt nahe vor der Stadt, der Eingang derselben ist wahrhaft groß und imposant. Eine Reihe meist senkrecht steiler Felsen von wunderbar zackiger Form erhebt die mit Bäumen gekrönten Scheitel. In einem der-

selben hat die Natur ein schauerliches, zweiund-vierzig Fuß hohes und einhundert zwanzig Fuß breites Thor gewölbt, durch welches man in undurchdringliches Dunkel zu blicken wähnt. Langsam fließt ein schwarzes, ziemlich breites Wasser aus der Unterwelt an's Tageslicht hervor. Vor der Wölbung hängen ungeheure, bizarr geformte Tropfsteine; wildes Gesträuch rankt dazwischen, Epheu umwindet sie und flattert in leichten Kränzen darum her. Felsenstücke hängen herab, Untergang drohend dem Haupte dessen, der vorwitzig in die Geheimnisse der Unterwelt dringen will.

Wir traten in die Höhle; die dunkle Nacht ward dem allmälig sich daran gewöhnenden Auge zur Dämmerung. Bald unterschieden wir darin eine Menge Weiber und Kinder, ämsig spinnend, die ärmlichsten Gestalten, welche die Phantasie nur erdenken kann. Gnomen gleich hucken sie in dieser kalten feuchten Dunkelheit und fristen kümmerlich ihr armes Leben; des Nachts schlafen sie in kleinen breternen Hütten, die sie sich in der Höhle erbauten und deren wir

eine ziemliche Anzahl umherstehen sahen. Ungestüm bettelnd umgaben sie uns, so wie sie uns gewahrten; wir waren froh, nach dem Rathe der Wirthin in Castleton, eine Menge Kupfergeld eingesteckt zu haben, um uns loszukaufen. Dies ist die unterirdische Stadt, von der mancher Reisende gefabelt hat. Die Wärme der Höhle im Winter, die ein eigentliches Haus entbehrlich macht, der kleine Gewinn, den die neugierigen Fremden ihnen gewähren, besonders aber die Freiheit von Abgaben, welche nur auf der Oberwelt, im Sonnenlichte gefordert werden, bewegt diese Armen, eine so unfreundliche Wohnung zu wählen.

Wie wir uns selbst erst von ihrem Ungestüm losgemacht hatten, kauften wir Lichter. Jeder von uns mußte eins tragen, der Führer trug deren zwei voraus, und so ging es denn weiter in den ganz finstern Hintergrund der Höhle. Der Führer machte uns auf einige ungeheuer große Tropfsteine aufmerksam, welchen er allerhand Namen gab, ohne daß wir die Aehnlichkeit mit

den dadurch bezeichneten Dingen finden konnten. Dann öffnete er eine schmale niedrige Thür, und wir standen in einem großen Gewölbe, von dessen Decke große Felsenstücke, drohender als je, über unsere Häupter herabhingen. Der Schimmer der flackernden Lichter machte sie noch grausenvoller, sie schienen sich zu bewegen.

Jetzt ward das Gewölbe ganz niedrig. Gebückt, mit unsicherem Tritte auf dem schlüpfrigen unebenen Boden, mußten wir uns lange durch eine enge Felsenspalte winden; bald ging es steil in die Höhe, bald eben so herunter. Wir stießen uns von allen Seiten an die vorragenden Felsen; ein einsames Licht brannte hin und wieder und diente nur, das Grabesdunkel noch sichtbarer zu machen; die Luft war schwer, wir möchten sagen zähe, denn ihr Widerstand schien uns fühlbar.

Endlich konnten wir unsere Häupter erheben, wir befanden uns in einem kleinen Gewölbe und bald am Ufer des unterirdischen Stroms, der hier, wie der Styx, kalt und stumm in ewiger

Nacht die schwarzen Wellen langsam dahinwälzt. Wir fanden einen mit Stroh angefüllten Kahn, in welchem zwei Personen ausgestreckt neben einander liegen konnten. Der Führer stieg ins Wasser, welches ihm fast bis an die Hüfte ging, so schob er den Kahn vor sich hin, in welchem wir auf dem Stroh lagen und kaum zu athmen wagten. Es ging unter Felsen weg, die, nur eine Hand breit von unserm Haupte entfernt, alle Augenblicke einzustürzen schienen; von beiden Seiten war kein Zoll breit Ufer, um darauf fußen zu können. Nie war uns die Idee eines lebendig Begrabenen anschaulicher, als hier in dem sargähnlichen Kahne mit der schwarzen schweren Felsendecke über uns. Der Führer mußte ganz gebückt waten, ein Stoß an einen der Felsen, der ihn besinnunglos gemacht hätte, und wir waren verloren auf die entsetzlichste Weise. Mit diesen erbaulichen Gedanken beschäftigt, schwammen wir eine ziemliche Zeit, bis wir landen konnten, immer das Licht in der Hand. Endlich stiegen wir aus unserm Sarge. Schwindlich von der

14*

Fahrt, mußten wir uns erst eine Weile erholen, ehe wir um uns blicken konnten, und fast wären wir es beim ersten Umherschauen von neuem geworden. In einem ungeheuren Dom, der nach der Aussage des Führers einhundert zwanzig Fuß hoch, zweihundert siebenzig lang und zweihundert zehen breit war, funkelten eine Menge hin und wieder zerstreuter Lichter wie Sterne, die nicht leuchten. Hier ist der Tempel des ewigen Schweigens, zu dem noch nie ein Strahl der sonnigen Oberwelt, ein Laut der Freude drang. In dieser unabsehbaren Höhle war uns noch bänglicher, als in den engen kleinen; die Entfernung von allem Leben war hier fühlbarer durch den Raum, der uns sichtbar davon trennte.

Mühsam kletterten wir über abgerissene rauhe Felsstücke und kamen wieder an das Wasser; wir standen still, es war als ob Töne einer sehr fernen Musik zu uns herüberschlüpften. Der Führer stieg abermals ins Wasser und trug uns einen nach dem andern eine ziemliche Strecke auf den Schultern hindurch. In einer kleinen runden

Höhle, in welcher das Wasser tropfenweise von allen Seiten unaufhörlich niedersinkt, und die deshalb Rogers Regenhaus heißt, fanden wir eben in diesem ewigen Tröpfeln die Ursache jener Töne, die uns zuvor wie Musik aus der Ferne schienen. Der Fußboden war mit tausend wunderlichen Schnörkeln aus Tropfstein bedeckt, und das Gehen darauf höchst beschwerlich, besonders da die ewige Nässe ihn schlüpfrig macht. Die Luft war hier noch unangenehmer kalt und feucht, als zuvor.

So gut es anging, eilten wir weiter, und in einer höhern, gewölbten Abtheilung der Höhle harrte unser eine sonderbare Ueberraschung. Ein Chor von Männern empfing uns mit einem langsamen, eintönigen Gesang. Lichter in den Händen haltend, die sie hin und her schwenkten, standen sie funfzig Fuß hoch über uns in einer Art von Nische, welche die Natur in einer der Seitenwände geschaffen hatte. Ihr Gesang war rauh, aus wenig Tönen zusammengesetzt, wild und klagend, aber dennoch nicht unangenehm.

Nach diesem wunderlichen Empfange ging es weiter. Aengstlich gebückt, schlichen wir unter und über Felsenmassen, bis zu einem kleinen Gewölbe, noch grausender und schauerlicher als alle übrigen, und ein schwarzer Abgrund, zu welchem wir zitternd hinab leuchteten, gähnte dicht vor unsern Füßen. Der Führer zeigte uns den steilen, furchtbaren Fußsteig, welcher über schlüpfrige Tropfsteine herabführt. Dies ist der Teufelskeller, sagte er, und, indem er plötzlich einen von uns beim Arme ergriff: hier bin ich Herr, sprach er widerlich lachend, hier kann ich thun, was ich will; ich wollte, ich hätte Napoleon hier! — Wir können's nicht läugnen, wir erschraken, denn er war nur zu sichtbar Herr, und wir hatten es längst gemerkt, daß er uns für Franzosen hielt. Indessen faßten wir uns bald und antworteten ihm, daß wir ihm die Erfüllung dieses Wunsches gern gönnen wollten, wenn nur Napoleon nicht die Gewohnheit hätte, immer mit starker Begleitung zu kommen; schon unsre Begleiter, die, wie er wohl wisse, draußen geblie-

ben wären, würden ernstlich nachforschen, wenn uns hier ein Unglück widerführe. Dies Argument schien ihm deutlich und machte ihn etwas höflicher. Unser Erschrecken über das wunderliche Benehmen des Führers wäre indessen weit heftiger gewesen, wenn wir damals schon gewußt hätten, was wir später erfuhren, nämlich, daß vor mehreren Jahren ein Herr und eine Dame in einem einspännigen Whisky ohne andre Begleitung ankamen, gerade vor die Höhle fuhren, das Pferd anbanden, hineingingen und nie wieder gesehen wurden.

Der Führer leuchtete jetzt in den Abgrund vor uns herab. Die wenigsten Wanderer wagen sich den steilen Pfad hinunter, der einhundert funfzig Fuß tiefer führt; sie lassen bloß den Führer mit einigen Lichtern hinabgehen und begnügen sich mit dem schauerlichen Anblicke von oben. Wir thaten dies auch. Kühne, bogenähnliche Vertiefungen, emporstrebende Säulen, geformt von der Hand der Natur, sahen wir im flimmernden Lichte, das Wasser plätscherte lebendiger im tief-

sten Grunde. Der Führer sagte uns, es wäre dort von krystallener Helle. Endlich stieg er wieder herauf, wir traten den Rückweg an, ein ferner Schimmer des Tages, den unser, an die Dunkelheit gewöhntes, Auge jetzt in der zweiten Höhle vom Eingange entdeckte, erfreute uns unbeschreiblich.

Zwei Stunden waren wir in der Wohnung der Nacht und des ewigen Schweigens geblieben. Wie wir nun wieder hinaustraten an's erfreuliche Sonnenlicht, wie uns nun wieder die milde, schmeichelnde Sommerluft warm und lebend empfing, da war uns als erwachten wir von einem beängstigenden Traume; alles umher, die ganze Gegend in ihrer wilden Pracht erschien uns in himmlischem Glanze. Es freue sich, riefen wir mit Schiller:

Es freue sich, was da lebet im rosigen Licht!
Dort unten aber ist's fürchterlich
Und der Mensch versuche die Götter nicht.

Wir fuhren weiter nach Buxton, einem Badeorte, wo wir übernachten wollten. Die Aus-

sicht vom Gipfel eines hohen steilen Berges, dicht hinter Castleton, über welchen der Weg führt, ist des Verweilens werth. Man erblickt das fruchtbare, bebaute Thal und von beiden Seiten die wunderbar gestalteten Felsen, die es umschließen.

Einer dieser Berge heißt Win Hill, der andere Lose Hill, von einer Schlacht, die hier in uralten Zeiten gefochten worden seyn soll. Der merkwürdigste unter ihnen ist der Mam Torr, auch der Shivering Hill, der schaudernde Berg genannt. Die Sage geht, daß seine Oberfläche sich immer auflöse und wie Sand herabkrümle, ohne daß er dadurch abnehme. Der schaudernde heißt er, weil das Herabrieseln des Sandes von weitem aussieht, als ob er zusammenschaudre. Die Wahrheit ist, daß Regen und Wetter jährlich größere und kleinere Fragmente von Mam Torr ablösen, indem er ungewöhnlich schroff und steil ist, aber auch, daß er, genauen Beobachtungen zu Folge, allerdings kleiner dadurch wird. Die Landleute bleiben in-

deß bei ihrem alten Glauben und rechnen ihn zu einem der sieben Wunder des Peaks-Gebirgs. Ueber unfruchtbare Felsen, öde Heiden ging es fort bis Burton, welches wir noch zu guter Tageszeit erreichten.

Burton.

Ebenfalls ein Badeort, aber wie himmelweit verschieden vom zauberisch schönen Matlock! Rund umgeben von kahlen Felsen, liegt es wie in einem Kessel. Wild und traurig ist die ganze Gegend umher, große Schätze verbarg die Natur hier tief im Schooß der Erde, aber dem Wanderer lächelt sie nicht freundlich entgegen.

Eine Meile von Burton liegt die ebenfalls berühmte Pools-Höhle; man versicherte uns, sie wäre nach der von Castleton kaum sehenswerth, und überdies noch beschwerlicher zu besu-

chen. So viel bedurfte es nicht einmal, um uns von dem Unternehmen, sie zu sehen, abzuschrecken. Buxton, sonst ein unbedeutendes Dorf, ist durch seine warme Heilquelle, welche die Römer schon gekannt haben sollen, ein ziemlich ansehnlicher Ort geworden. Das Wasser ist lauwarm, schmeckt nicht übel, und wird sowohl zum Trinken, als zum Baden gegen Gicht, Skorbut und viele andere Uebel gebraucht.

Man lebt hier ziemlich einfach und langweilig. Der Morgen wird mit Promeniren im Crescent, einer im Halbzirkel gebauten Reihe zierlicher Häuser, hingebracht. Letztere enthalten viele hübsche Wohnungen für die Brunnengäste und ein Paar elegante Gasthöfe, in welchen sich die zu Bällen und Assembleen bestimmten Säle befinden. Dessen ungeachtet haben sie das Ansehen eines einzigen großen Prachtgebäudes von mehr als 300 Fenstern in der Front. Elegante Läden, ein Paar Leihbibliotheken, in welchen man nach englischem Badegebrauch von der Promenade ausruht, und einige Kaffeezimmer erfüllen das

Erdgeschoß; rings umher läuft ein oben bedeckter Säulengang für die Spaziergänger, zum Schutze bei dem hier sehr gewöhnlichen Regenwetter. Das Brunnengebäude und die Bäder liegen ganz in der Nähe. Nach der Morgenpromenade wird die übrige Zeit des Tages mit Spazierenfahren und Reiten zugebracht, obgleich die Gegend eben nicht einladend ist.

Die Jagd macht hier für die Herren eine Hauptergötzlichkeit aus. Liebhaber davon können auf eine Kuppel Jagdhunde, die dazu gehalten wird, subscribiren. In England fehlt es überhaupt am Wilde, hier aber in dieser öden Wüstenei giebt es noch bisweilen Hasen und Füchse, auch wilde Enten und andere Wasservögel in Menge auf den nahgelegenen Sümpfen des Strömchens Wye. Des Abends ist Ball oder Spiel-Assemblee, und dreimal die Woche Schauspiel in einer zu diesem Behufe ganz artig aufgeputzten Scheune.

Die größte Merkwürdigkeit sind hier die prächtigen

tigen, vom Herzog von Devonshire erbauten Pferdeställe; man hält sie für die schönsten und in ihrer Art vollkommensten in Europa, und unsers Wissens mögen sie diesen Ruhm wohl verdienen. Im Zirkel gebaut, umgeben von einer Colonnade, unter welcher die Pferde, geschützt vor Wind und Regen, den ganzen Tag nach englischer Weise gepflegt, geputzt und gestriegelt werden, umschließen sie eine sehr schöne bequeme Reitbahn. Ein Theil des Gebäudes enthält Wagen-Remisen, und das Ganze ist von beträchtlicher Größe, so daß es aussieht, als ob die vierbeinigen Brunnengäste hier die Hauptpersonen wären. Ein daran hinfließender Bach dient dazu, diese Prachtställe reinlich zu halten und fast allen üblen Geruch zu verbannen.

Das Interessanteste für uns war eine Fensterscheibe in der Halle, dem ältesten Absteigequartier in Burton, in welchem Maria Stuart auf ihrer unglücklichen Reise von Schottland ver-

weilte. Sie schrieb mit prophetischem Sinn folgende Zeilen darauf:

„Buxton! whose fame thy Baths shall ever tell;
„which J perhaps, shall see no more, farewell!"

Manchester.

Früh Morgens verließen wir Buxton und erreichten gegen Mittag diese berühmte, große Fabrikstadt. Dunkel und vom Kohlendampfe eingeräuchert, sieht sie einer ungeheuren Schmiede oder sonst einer Werkstatt ähnlich. Arbeit, Erwerb, Geldbegier scheinen hier die einzige Idee zu seyn, überall hört man das Geklapper der Baumwollspinnereien und der Weberstühle, auf allen Gesichtern stehen Zahlen, nichts als Zahlen.

An Freude und Vergnügen zu denken, hat das arbeitsame Völkchen hier eben nicht viel Zeit, doch sind einige Anstalten dazu getroffen. Es

giebt hier ein Theater, einen Concert- und einen Assembleesaal, in welchem sich Winters die Subscribenten zum Spiel, mitunter zum Tanze versammeln; und damit der liebe Gott doch auch sein Theil bekomme, hat man ihm ganz kürzlich eine neumodische tempelartige Kirche erbauet, die aber ziemlich schwerfällig gerathen ist.

Im Ganzen blieb der feine Geist der Geselligkeit Manchester, wie andern blos von Fabriken lebenden Städten, ziemlich fremd. Die Männer erholen sich in Tavernen bei der Bouteille von der ermüdenden Arbeit, die Frauen haben ihre Zirkel unter sich. Wie amusant aber solch eine Gesellschaft von lauter Engländerinnen seyn mag, wünschten wir lieber zu errathen, als zu erfahren.

Die Gegend rings um Manchester hat wenig Einladendes. Die öffentliche Promenade in der Stadt, eine Art von botanischem Garten, wäre nicht übel, führte sie nur nicht immer dicht am Kranken- und Irrenhause auf und ab; so aber hört man unaufhörlich das Geschrei und Geplap-

per der armen Verrückten, sieht sie auch mitunter, wie sie gewaltsam in dem am Irrenhause hinfließenden Wasser zu ihrer Heilung gebadet werden. Dies ist, wie man wohl denken kann, eben nicht ergötzlich; doch die Einwohner von Manchester scheinen sich daran gewöhnt zu haben und lassen sich durch solche Kleinigkeiten nicht in ihrer Promenade stören.

Wir besuchten eine der größten Baumwollspinnereien. Eine im Sousterrain angebrachte Dampfmaschine setzte alle die fast unzähligen, in vielen über einander gethürmten Stockwerken angebrachten, Räder und Spindeln in Bewegung. Uns schwindelte in diesen großen Sälen bei dem Anblicke des mechanischen Lebens ohne Ende. In jedem derselben sahen wir einige Weiber beschäftigt, die nur selten reißenden Fäden der unaufhörlich sich drehenden Spindeln wieder anzuknüpfen, Kinder wickelten und haspelten das gesponnene Garn. In einem großen Saale reinigte man die noch ungesponnene Baumwolle; in großen viereckigen wattenähnlichen Stücken lag sie

ausgebreitet auf großen Tischen; eine Menge Weiber und Mädchen, in jeder Hand mit einem dünnen Stecken bewaffnet, prügelten lustig darauf los; in einem andern Saale ward sie durch eine einem ungeheuern Kamme ähnliche Maschine getrieben, und glich nun einem äußerst dünnen, aber doch zusammenhängenden Gewebe; noch in einem andern ward sie zu einem lockern, fast zwei Finger dicken Faden gesponnen und so durch viele Säle durch, immer feiner, bis zu der Feinheit eines Haares.

Alles wird hier auf die leichteste Weise durch Maschinen bewirkt, deren jede uns ein Wunder der Industrie erschien. So sahen wir zum Zusammendrehen und Einpacken der fertigen Stücke Garn ganz eigene Vorrichtungen. Eine andre, einer Schnellwage ähnliche Maschine zeigte vermittelst eines Zeigers die Nummer und zugleich den Grad der Feinheit der daran gehängten Garnspule. Alles in der Fabrik, auch das Geringste, geschieht mit bewundernswerther Genauigkeit und Zierlichkeit, dabei mit Blitzesschnelle. Am Ende

schien es uns, als wären alle diese Räder hier das eigentlich Lebendige und die darum beschäftigten Menschen die Maschinen.

Betäubt von den gesehenen Wundern verließen wir das Haus und bestiegen den Wagen, der uns zu einem andern Wunder, dem vom Herzog von Bridgewater angelegten Aquäduct, bringen sollte. Dieser Herzog hat sich um sein Vaterland, besonders um Manchester, unsterbliches Verdienst erworben, sowohl durch Anlegung der Kanäle, die hier den Waarentransport so sehr erleichtern, als durch die Verbesserung und Bearbeitung der benachbarten Kohlenminen, die denn doch die Seele des hier waltenden mechanischen Lebens sind. Der Aquäduct, zu welchem wir jetzt fuhren, ist des Herzogs höchster Triumph und erschien uns ein Werk, würdig der Zeiten der alten Römer.

Der Anblick war in der That feenhaft. Wie in der Luft sahen wir ein Kohlenschiff mit vollen Segeln hinschweben, während ein andres in entgegengesetzter Richtung darunter hinfuhr. Dies

seltne Schauspiel traf durch den glücklichsten Zufall von der Welt gerade mit dem Moment unserer Ankunft bei dem Kanale zusammen. Nachdem die Wirkung des ersten Erstaunens vorüber war, besahen wir uns die Sache näher. Ein schiffbarer Fluß strömt zwischen hohen Ufern dahin; ein Kanal führt auf dem höhern Lande in einer ihn gerade durchkreuzenden Richtung. Ueber den Fluß ist eine auf drei ungeheuern Bogen ruhende schnurgerade Brücke (anders wissen wir es nicht zu nennen) gebaut. Diese, Gott weiß wie? wasserdicht gemacht, empfängt den Kanal in einem Bette, welches tief genug ist, um nicht blos Kähne, sondern auch Schiffe von ziemlicher Größe zu tragen. Zu beiden Seiten des Kanals ist noch ein breiter Fußsteig gelassen. Wenn man oben wandelt und nicht gerade hinunter blickt, so ahnet man nicht das Daseyn der Brücke, sondern glaubt noch immer auf festem Lande zu seyn.

Jetzt ging es zu den nicht gar weit entfernten, sehr beträchtlichen Kohlenminen. Die wil-

den, in den Bergwerken durch das Nachgraben sich sammelnden Wasser, die sonst dem Bergmann so viel Noth machen, wurden auf Angabe des Herzogs in einen, Meilen weit in das Innere der Erde sich erstreckenden, für ziemlich große Kähne schiffbaren Kanal gesammelt. Tief und weit unter der Oberfläche führt er in verschiednen Richtungen hin, an einigen Stellen breit genug für zwei einander begegnende Kähne. Ueber ihm wölbt sich die nicht gar hohe, theils gemauerte, theils in den Felsen gehauene Decke. So wie er an's Licht des Tages kommt, ist er mit andern das Land durchkreuzenden Kanälen in Verbindung.

Der Eingang zu diesem Reiche der Unterwelt ist imposant: ein großes Thor, in einem senkrecht steilen, majestätisch hohen Felsen eingehauen. Wir bestiegen einen langen schmalen Kahn, der sonst zum Kohlentransporte dient; mit Bretern und Kissen waren ziemlich bequeme Sitze für uns darin bereitet, am Rande und im Boote selbst kleine Leuchter mit brennenden Lichtern angebracht; so schifften wir hinab auf der schwarzen stillen

Fluth. Unser Führer war über die Maßen redselig und wir merkten bald, daß er sich ein wenig zu sehr gegen die kalte unterirdische Luft versehen hatte; doch war hier an keine Gefahr zu denken. Immer fort perorirend bugsirte er uns langsam weiter, indem er sich von Zeit zu Zeit gegen die Wände des Gewölbes stemmte. Nach einer Viertelstunde verschwand jeder Schein des goldnen Tageslichts; kalt, düster, unheimlich war es um uns her.

An der ersten Mine kletterten wir aus dem Kahne. Eine Menge gewölbter Gänge in verschiedenen Richtungen durchkreuzten sich hier, alle so niedrig, daß man nur mit Mühe ganz gebückt durchkriechen kann. Die Kohlen liegen ganz frei da und wurden von halb nackten, bald knieenden, bald auf dem Rücken liegenden Männern mit einer Bergmannshaue losgebrochen. Die Arbeit schien uns höchst mühsam und beschwerlich, auch ist sie nicht ohne Gefahr, und viele Menschen verlieren hier ihr Leben. Giftige Dämpfe entstehen plötzlich und ersticken den Arbeiter,

oder entzünden sich an seinem Grubenlichte und verbrennen ihn, wenn er sich nicht mit dem Gesichte platt auf die Erde wirft, sobald er gewahr wird, daß die Flamme seines Lichts blau brennt. Der nächste Augenblick ist gewöhnlich schon zu spät.

Nachdem jedes von uns ein Stück Kohle heruntergeschlagen hatte, was wir zum Wahrzeichen mitnehmen mußten, waren wir nicht ferner begierig, tiefer ins Innere der Erde zu dringen. Wir eilten zurück in unser illuminirtes Boot, zu unserem noch besser illuminirten Führer, und erblickten bald darauf das schöne Licht der Sonne wieder.

Auf dem Rückwege nach Manchester hielten wir uns noch in einer ganz allein liegenden Bleistiftsfabrik auf. Den Eignern schien unser Besuch nicht viel Freude zu machen; doch ließ man uns, auf die Fürsprache unsers Begleiters von Manchester, die ganze Verfahrungsweise dabei sehen. Ein Mann hobelte die kleinen, etwa eine halbe Elle langen und breiten Breterchen von Cedernholz ganz glatt; ein anderer schnitt sie in

Streifen zu viereckigen Bleistiften und machte mit einem eignen Instrument die Spalte, welche das Blei aufnehmen sollte; ein dritter setzte das Blei hinein. Es waren etwa vier Zoll lange und halb so breite Stücke, gerade so dick, daß sie in die Spalte paßten. Vorher wurden sie in eine uns unbekannte schwärzliche Flüssigkeit getaucht, und wenn sie in die Spalte gefügt waren, mit einem sehr scharfen Messer dicht am Holze glatt abgeschnitten. Ein vierter Arbeiter leimte kleine, dazu abgepaßte Späne hinein, die das Blei bedeckten. Zuletzt ward der bis jetzt viereckige Bleistift auf einer Maschine rund gemacht. Das Ganze ging blitzschnell und war gar leicht und artig anzusehn.

Leeds.

Den folgenden Morgen setzten wir unsre Reise fort nach Leeds in Yorkshire. Traurig war die erste Hälfte des Weges, wieder mußten wir steile, himmelhohe Felsen erklimmen. Wie sehr irrt der Bewohner des festen Landes, der sich gewöhnlich ganz England als ein schönes fruchtbares, einem Garten ähnliches Land denkt. Oede, unangebaut, ohne Spur freudiger Vegetation war die Gegend umher; hier müssen, wie auf den westphälischen Steppen, durch die wir früher gekommen, die Jahreszeiten ebenso unmerkbar für die Bewohner hinschwinden: denn keine bringt ihnen die Gaben, womit sie glücklichere Erdstriche erfreuen. Kein Baum, kein Kornfeld, keine ländlichen Gärten, aber überall Blei- und Kohlenminen, Steinbrüche, Schmelzöfen, Ziegelfabriken, unterbrochen von großen, einzeln liegenden Baumwollspinnereien und andern Manufacturgebäuden.

Die Luft war schwarz und dick vom Kohlendampfe; überall sahen wir den Armen arbeiten, um den Reichen noch reicher zu machen, während jener selbst nur kümmerlich sein armes Leben dabei fristet. Ein Gemälde menschlichen Fleißes, doch nicht von der erfreulichen Seite. Wie erheiternd ist der Anblick des rüstigen Landmanns, der im Schweiße seines Angesichts der Erde sein Brot abgewinnt, indem er sie schmückt! Wie traurig sieht dagegen der bleiche, schmuzige Bewohner der Minen aus, der wie ein Maulwurf in ihr Inneres sich hinein wühlen muß, um nur wenige Jahre elend zu leben! Ein beängstendes Gefühl des Mitleids drängte sich uns unwillkürlich auf bei diesem Schauspiele, das wir bis jetzt nur zu oft und zu lange gehabt hatten.

Bei Wackefield war die Gegend freundlicher und ländlicher; wir dachten des guten Vicars, der uns allen aus Goldsmith's gemüthlicher Dichtung bekannt ist, aber vergebens suchten wir hier sein Dörfchen, sein wirthliches Dach. Wackefield ist ein Städtchen voll von Fabriken.

Gegen Abend erreichten wir Leeds, eine ziemlich große Stadt, welche hauptsächlich aus Tuchmanufacturen besteht. Unser Eintritt war von einer höchst traurigen, herzzerreißenden Scene begleitet. Wir bemerkten mit Erstaunen, daß der Wegegeldeinnehmer am Schlagbaum, dicht vor der Stadt, heftig weinte; neben ihm stand seine Frau mit der Geberde trostloser Verzweiflung; zwei ganz kleine Mädchen blickten stumm und verwundert auf Vater und Mutter. Gute Leute, was fehlt euch? fragten wir mitleidig. Unser einziger Sohn ist eben ertrunken, antwortete der Mann mit halb erstickter Stimme. Nun machte das verzweifelnde Mutterherz sich Luft, mit Händeringen rief sie: ach er war der schönste Knabe im Ort, vierzehn Jahr alt, immer gehorsam und fleißig; heute um vier Uhr kam er mit gutem Zeugniß fröhlich aus der Schule, und nun — Wir fuhren mit schwerem Herzen und nassen Augen weiter: denn wer von uns konnte es wagen hier trösten zu wollen?

Wunderbar ist's, daß in England nicht un-

endlich viel Kinder verunglücken; nirgends scheint der alte fromme Glaube, daß jedes seinen eignen Engel habe, der es beschützt, einheimischer als hier: denn nirgends werden sie mehr ohne sichtbare Aufsicht sich selbst überlassen. In den Städten und Dörfern, auf den volkreichsten Straßen kriechen kleine, kaum zweijährige Säuglinge in den Fahrwegen umher, größere Kinder laufen ohne Furcht im wimmelnden Gewühle zwischen Rädern und Pferden durch, und der Reisende sitzt mit ängstlich klopfendem Herzen im pfeilschnell rollenden Wagen und zürnt vergebens über die unachtsamen Mütter.

Die Tuchfabrikanten machen den größten Theil der Einwohner von Leeds aus; sie haben hier eine eigne Halle, in welcher jedem sein bestimmter, mit seinem Namen bezeichneter Platz angewiesen ist, auf welchem er an Markttagen seine Waaren zur Schau legt und feil hält. Diese Halle, ein großes, ganz bedecktes Gebäude, schließt einen geräumigen Hof von allen vier Seiten ein und ist einer Börse nicht unähnlich.

Man macht sehr hübsche Teppiche in Leeds, sie werden auf gewöhnlichen Webestühlen gearbeitet. Es war lustig zu sehen, wie schnell die schönen Blumen und Muster in reicher Farbenpracht vor unsern Augen entstanden. Bei den breiten Fußdecken für die Zimmer arbeiten immer zwei Personen an einem Webestuhle; bei den schmalen zu Treppen und Vorplätzen nur einer.

Harewoodhall und Harrowgate.

Von Leeds reisten wir über Harewoodhall nach Harrowgate. Harewoodhall, der Landsitz des Lord Harewood, ist ein großes, neues, in einem edlen Styl erbautes Gebäude. Der Park, durch welchen uns zu fahren erlaubt ward, zeichnet sich vor allen, die wir bis jetzt in England sahen, aus, sowohl durch seine bergige Lage, als auch weil er eigentlich ein dichter Wald voll Laubholz ist, durch welchen

Gänge und Fahrwege in mannichfaltigen Richtungen führen. Obgleich es in England an Bäumen nicht fehlt, so gehört doch ein eigentlicher Wald zu den Seltenheiten. Nach langem Entbehren war uns unbeschreiblich wohl unter den hohen, dicht verschlungenen Laubgewölben, durch welche die Sonne nur einzeln funkelnde Lichter auf unsern Weg streute. Seitwärts auf einem Hügel erblickten wir die mit Epheu bedeckte Ruine eines uralten Schlosses.

Wir wurden nicht müde, die weitläufigen schönen Spaziergänge zu durchstreifen, welche sich um das neue Wohngebäude hinziehen. In einer heitern schönern Welt, froh entgangen dem Pochen und Knarren und Hämmern, unter welchem wir uns eine Weile umhergetrieben hatten, erschien uns alles doppelt reizend. Berg und Thal, schattige und im Freien sich hinziehende Partien wechseln hier auf die anmuthigste Weise. Eine wild hinströmende Cascade, ein ziemlich großer See, unendliche Blumen in üppiger Pracht, Hecken und Wände von dem ächten wohlriechen-

den Jasmin, der bei uns nur mit Mühe im Zimmer erhalten wird, ja eine ganze hohe Wand, mit Heliotrop bedeckt, alles vereinte sich hier, um uns in ein Feenland zu versetzen.

Wir sahen auch die Küchengärten und Treibhäuser; beide sind ungewöhnlich groß und voll der mannichfaltigsten Pflanzen. Die Treibhäuser enthalten eine Menge der seltensten und schönsten Gewächse, Früchte aller Jahreszeiten und Zonen im Ueberflusse, viele davon schon reif, als Weintrauben, Ananas, Melonen, Nectarinen und eine uns unbekannte Frucht, die der Gärtner Grenadillen nannte.

Am besten gefiel es uns, daß man uns gefällig für Geld und gute Worte ein Körbchen mit diesen Herrlichkeiten füllte. Die Herrschaft war abwesend und der Ueberfluß in der That sehr groß.

Das Wohnhaus ist zwar nicht ganz modern meublirt, aber alles prachtvoll und wohl erhalten. Große hohe Säle, Galerien, Zimmer, größtentheils mit ausgezeichnet schöner Stuccaturarbeit

verziert, zuweilen in muntern, heitern Farben gemalt, alles lachend und freundlich bei aller Pracht und Größe. Schönere Spiegel haben wir in England nicht gesehen; auch fanden wir vortreffliche, in Italien gearbeitete, Marmorkamine und Tische. Eine große Bibliothek durfte nach der Sitte der englischen Großen hier nicht fehlen; dicht dabei war ein höchst elegantes Lesekabinet mit einer kleinen auserwählten Handbibliothek. Die Bücher darin handelten alle von Pferden.

So wie wir Harewoodhall verließen, nahm die Gegend wieder einen traurigen öden Charakter an, wild ohne romantisch zu seyn, bergig und doch nicht erhaben. Ueber formlose Hügel, farblose Haide rollten wir hin und sahen endlich den Badeort Harrowgate vor uns liegen.

Er besteht aus zwei nah an einander grenzenden Dörfern, die ganz zur Aufnahme der Badegäste eingerichtet sind. Es fehlt hier nicht an öffentlichen und Privathäusern zum Wohnen, ja sogar eine Lesebibliothek, ein Theater und Assembleesäle sind mitten auf den rauhen Haiden von

Yorkshire zu finden. Auch einen Zeremonienmeister giebt es. Diesen wählt die Gesellschaft jedesmal aus ihrer Mitte. Ehre und Ansehn sind seine einzige Belohnung; er geht ab, wenn er will, und man wählt ihm dann gleich einen Nachfolger.

Traurig genug mag der Aufenthalt hier seyn, deshalb ist man auf ein eignes Mittel verfallen, die Gesellschaft mit Gewalt zusammenzuhalten und sie auf diese Weise erst eigentlich gesellig zu machen. Alle die unter einem Dache wohnen, sind gezwungen mit einander zu essen und sogar den ganzen Tag zusammen zu leben: denn niemandem wird neben seinem Schlafzimmer noch ein zweites Zimmer erlaubt; und da kein Engländer und keine Engländerin es begreift, wie man in gesunden Tagen in einem Zimmer, wo ein Bette steht, existiren mag, so müssen die armen Seelen schon mit einander aushalten und sich die Zeit vertreiben, so gut es gehen will.

Bei den öffentlichen Tischen herrscht auch ein eignes Ceremoniel: der zuletzt Angekommene wird

ganz unten hin placirt und rückt, so wie er Nachfolger bekommt, immer höher hinauf, bis er endlich die Ehrenstelle oben am Ende der Tafel erhält. Aber Würde bringt Bürde: mit dieser Stelle ist zugleich die Pflicht verbunden, die ganze Gesellschaft zu serviren, vorzulegen, zum Essen zu nöthigen, zu fragen, was jeder zu haben wünscht, zu sehen, daß jeder bedient werde, kurz, nach englischer Weise den Wirth zu machen. Dies ist keine kleine Aufgabe, und wir glauben, daß die Mehresten herzlich zufrieden sind, wenn ein neuer Ankömmling sie nöthigt sich auf der andern Seite wieder eben so allmählich zu degradiren, als sie vorher stiegen.

Gleich bei unsrer Ankunft wurden uns diese Gesetze bekannt gemacht, und nur nach vielen Bitten erhielten wir ein eignes Zimmer und die Erlaubniß, diesen Mittag allein zu speisen; für den Abend, versicherte man uns, würde keine Entschuldigung angenommen werden. Diese Ankündigung erschreckte uns. Die Quellen von Harrowgate werden gegen Skropheln, Skorbut

und böse Hautschäden gebraucht. Zum Vergnügen konnte Niemand hier seyn, das sahen wir ein, und da wir nicht sehr begierig waren die Bekanntschaft einer Gesellschaft zu machen, die um solcher Uebel willen sich versammelt hatte, so ließen wir eiligst anspannen und fuhren bei sinkendem Abend noch funfzehn Meilen weiter nach dem Städtchen Rippon, wo wir die Nacht blieben.

Studley-Park. Fountains Abbey. Hackfall.

Rippon, ein freundliches reinliches Landstädtchen, liegt in einer zwar bergigen, aber angenehmen fruchtbaren Gegend. Es ist ein Borough und hat also das Recht, bei jeder Parlamentswahl ein Mitglied zu wählen und nach London zu schicken. Nun gehören alle Häuser in Rippon einer alten achtzigjährigen Dame, die unermeßlich reich, auch die Besitzerin von Stud-

ley-Park, Hackfall und mehrerer Güter im fruchtbaren Yorkshire ist. Sie allein, als die einzige Grundbesitzerin in Rippon, wählt also dies Mitglied, und das Gewicht, welches sie hierdurch in der Nachbarschaft, ja im ganzen Königreich erhält, ist fast nicht zu berechnen. Nach ihrem, wahrscheinlich jetzt schon erfolgten, Tode erbt eine Miß Lawrence alle ihre Reichthümer und Rechte. Diese Dame, obgleich auch schon längst über die Jugendjahre hinaus, wird, wie man leicht denken kann, von Anbetern und Freiern umlagert, wie weiland Penelope, sie aber widersteht allen und erklärt laut: sie würde jetzt keinen heirathen, weil Niemand sich um sie bewarb, ehe sie die reiche Erbin war, welche sie erst kürzlich durch den unerwarteten Tod ihres Bruders wurde. Miß Lawrence ward uns übrigens als sehr gut und auch im Aeußern nicht unliebenswürdig geschildert.

Wir fuhren nach dem nicht weit entlegenen Studley-Park: das Haus enthält nichts besonders Sehenswerthes, auch die Außenseite des-

selben zeichnet sich auf keine Weise aus. Die sehr weitläufigen Spaziergänge gehören aber zu den schönsten in England. Einen einzigen Pavillon ausgenommen, in welchem ein sehr bequemes Badezimmer, nebst artigem Boudoir und noch ein Paar Piecen angebracht sind, enthalten sie keine bedeutenden Gebäude, dafür aber die schönsten mannichfaltigsten Bäume, Fels und Thal und lebendiges Wasser. Die Natur war diesem Flecken hold, und die bescheidene Kunst wagte es nur ganz leise ihrer Spur zu folgen.

Der Park hat einen von den gewöhnlichen Parks ihn unterscheidenden ernstern Charakter. Freie sonnige Partien, grüne Rasenplätze trifft man weniger, aber herrliche Schattengänge, unter dem Schutze himmelhoher Buchen und Eichen, am Abhange der bewachsenen Felsen, auf lachenden Höhen und in duftigen Thälern. Mit unbeschreiblichem Vergnügen wandelten wir hier und ahnten nicht, daß die Krone des Ganzen uns noch erst wunderbar überraschen sollte. Unser Führer, ein alter vernünftiger eisgrauer Gärtner,

seit mehr als vierzig Jahren hier im Dienst, öffnete plötzlich eine kleine unscheinbare Gartenthür, und wir erblickten in einem lieblichen grünen Thale die schönsten gothischen Ruinen, die wir je sahen.

Vom Morgenstrahl geröthet, lagen sie da in stiller feierlicher Pracht. Es waren die Ueberbleibsel von Fountain Abbey, einem uralten, im zwölften Jahrhundert erbauten Kloster, nun schon seit zweihundert und funfzig Jahren in Trümmern. Diese zeugen vom ehemaligen ungeheuern Umfange. Das Dach fehlt gänzlich, die Seitenwände größtentheils auch; aber noch stehen, wie trauernde Geister auf dem Grabe der Vergangenheit, viele reich mit Skulptur gezierte Säulen, die weiland das Schiff der Kirche ausmachten; feste Gewölbe, hohe Bogenfenster trotzen noch der Zerstörung, alles bezeichnet ehemalige hohe geistliche Pracht. Einige alte steinerne Särge stehen umher, gewaltsam an's Licht der Sonne gezogen. Deutlich zu unterscheiden ist noch die Stelle, wo sonst der Hochaltar war, so auch die Kreuzgän-

ge, das Refectorium, der Versammlungssaal. Viele unterirdische Gänge und Gewölbe sind fast noch unversehrt; auch erkennt man eine Küche und an dem die Wand schwärzenden Rauche die Stelle wo sonst der Herd stand.

Fountain Abbey ist ein großes Grab vergangener Zeiten, dennoch drängt sich überall das frische Leben der ewig jungen Natur üppig hervor. Epheu umschlingt die verwitternden Pfeiler und kleidet sie in die Farbe der Hoffnung, junge Blumen und Sträuche nicken aus den hohen Bogenfenstern und von den Kapitälen der Säulen. In der Kirche wandelt man unter den Schatten bejahrter Bäume. Ueberall neues Entstehen mitten unter den Trümmern der Zerstörung, überall die Lehre, Menschenwerk ist vergänglich, wie Menschenleben, aber der Geist der schaffenden Natur waltet fort, kennt weder Vernichtung noch Gränzen.

Welche Verzierungen für einen Park sind diese Ruinen, wie sinkt alles so kleinlich dagegen zusammen, was selbst große Fürsten auf ihren

Landsitzen unternehmen, um nur etwas Aehnliches zu erkünsteln! Der vorige Besitzer von Studley-Park erkaufte sie freilich für eine große Summe, aber er gab seinem Besitzthum dadurch einen hohen einzigen Werth und sicherte zugleich diese heiligen Ueberreste zwar nicht gegen den langsam zerstörenden Zahn der Zeit, aber doch gegen vernichtenden Muthwillen, der leider überall dem Schönen droht.

Von Studley-Park ging es nach Hackfall. Alle Parks, die wir bis jetzt sahen, erschienen uns als freundliche Punkte unsrer Reise, an die wir noch nach Jahren gern zurückdenken werden; hier aber fühlten wir das Trostlose des Geschicks der Reisenden, nur flüchtig am Schönen vorüber streifen zu können und es nur im Bilde davonzutragen. Hier wünschten wir Hütten zu bauen. Wie schön muß sich's in diesem heimlich verborgenen Thale wohnen! Grünend, blühend liegt es zwischen malerisch geformten und bewachsenen Felsen. Wege schlängeln sich bald in schwindelnder Höhe, bald tiefer in

lieblichen Schatten an den Bergen hin; ganz unten braust und blinkt und wogt ein spiegelheller Fluß, von allen Felsen rauschen und gaukeln Bäche zu ihm hinab, bald sprudelnd und schäumend, bald wie im leichten Tanz. Endlich gelangt man hinauf zur höchsten Höhe. Ein Pavillon ziert sie. Von dort aus blickt man weit ins offne fruchtbare Land. Da liegt die Welt vor uns und ihr unruhiges Treiben, und zu unsern Füßen das Thal mit seinem stillen Frieden. Zögernd, wider Willen, verließen wir Abends diesen lieblichen Ort, über Berg und Thal rollten wir hin durch den schönen fruchtbaren Theil von Yorkshire, bis Catterick Bridge, einem großen, ganz isolirt liegenden Gasthofe.

Englische Gasthöfe.

Die Annehmlichkeiten eines solchen Gasthofes in England kennt man auf dem festen Lande nicht; darum erlauben wir uns hier einiges darüber zu sagen. Durchgängig, auch in den Städten, sind die englischen Gasthöfe sehr lobenswerth: Zimmer, Betten, Bedienung, Reinlichkeit übertreffen alles, was man in andern Ländern, besonders in Deutschland, in dieser Art antrifft, aber wir möchten fast behaupten, daß die guten Gasthöfe auf dem Lande wieder die in Städten in dem Maße übertreffen, wie jene die deutschen.

Die Theurung ist auch nicht so groß, als man denken möchte, wenn man nur erst die Sitte kennt. Der Umstand, daß man durchaus nicht portionweise speiset, ist freilich unangenehm. Alle Vorräthe des Hauses an Fleisch, Fischen, Gemüsen und dergleichen sind mit der höchsten Sau-

berkeit und mit einer Art Eleganz in einem auf der Flur befindlichen, mit Glasfenstern versehenen Kabinet zur Schau gestellt. Hier trifft man gewöhnlich die Wirthin oder ihre Stellvertreterin an. Außer einigem Backwerk findet man nichts fertig zubereitet; die Häuser, in welchen die öffentlichen Fuhrwerke zu bestimmten Stunden einkehren, machen jedoch hiervon eine Ausnahme. In diesen ist Mittags oder Abends der Tisch gedeckt, an welchem alle ankommende Reisende um einen festgesetzten Preis in Gesellschaft speisen können. Außer diesem aber muß der einzelne Fremde in jenem Vorrathsmagazine seine Mahlzeit und die Art der Zubereitung derselben selbst wählen und geduldig warten, bis sie fertig ist. Wählt man nun einen Hammel- oder Rinderbraten oder sonst ein großes Stück, so bekommt man es ganz auf den Tisch und muß es auch ganz bezahlen, wenn es gleich kaum angeschnitten wieder abgetragen würde. Dies ist freilich nicht angenehm, aber der Landeskundige weiß sich einzurichten und bestellt kleinere, leichter

zu bereitende Gerichte. Das Logis ist nicht theuer. Für das Zimmer, in welchem man speiset und den Tag zubringt, wird, auch bei längerem Aufenthalt, gewöhnlich nichts gerechnet, es sey denn, daß man nur im Hause wohne und immer auswärts speise. Im Schlafzimmer bezahlt man nur das Bette, und dieses kostet selten mehr als einen Schilling die Nacht. Und welch ein Bett! die schönsten Matratzen, die feinsten Betttücher und Decken. Schöne Vorhänge umgeben das Bett, ein hübscher kleiner Teppich liegt davor, eine feine weiße Nachtmütze und ein Paar Pantoffeln fehlen auch nie dabei, deren sich reisende Engländer, die immer wenig Gepäcke mit sich führen, ohne alle Scheu bedienen.

Es ist uns immer aufgefallen, wie dieses Volk, bei aller Reinlichkeitsliebe, tausend kleine Rücksichten nicht kennt, die dem Deutschen, noch mehr dem Franzosen, zur Natur geworden sind. Kein Engländer, zum Beispiel, der nicht zu den vornehmsten Classen gehört, wird sich weigern mit andern aus einem Glase oder Porterkruge

zu trinken, oder mit Bekannten, auch wohl Fremden, in einem Bette zu schlafen, wenn es im Hause an Raum fehlt.

Auch in Städten erscheint der Wirth gleich, um den Fremden beim Austritte aus dem Wagen zu empfangen, aber auf dem Lande ist's, als käme man zu einem längst erwarteten Besuch. Der Wirth öffnet selbst den Schlag und hilft den Reisenden heraus; in der Thür steht die Wirthin; mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt knickst sie ein halb Dutzend Mal kurz hinter einander, bemächtigt sich der reisenden Damen sogleich, führt sie in ein besonderes Zimmer und sorgt auf alle Weise für ihre Bequemlichkeit, während ihr Mann bei den Herren die Honneurs macht. Wenn man auch nur die Pferde wechselt, ohne das geringste zu verzehren, so bleibt diese Höflichkeit sich dennoch gleich: Wirth und Wirthin begleiten die Reisenden an den Wagen, danken für die erzeigte Ehre und bitten bald wieder zu kommen. Freilich haben die Wirthe auf jeden Fall einigen Nutzen von

den Reisenden, da sie die Post für eigne Rechnung bedienen.

Je weiter man in's nördliche England dringt und sich Schottland nähert, je mehr nimmt diese Aufmerksamkeit der Wirthe zu, verbunden mit einer Art Cordialität, die nicht unangenehm auffällt. Der Wirth bringt immer die erste Schüssel auf den Tisch, sey sein Gasthof noch so groß und ansehnlich; ihm folgt seine Frau, selbst alle Kinder des Hauses, die nur einigermaßen sich dazu schicken, folgen dem Alter nach in Procession, alle bringen etwas; oft sahen wir zuletzt so einen kleinen goldlockigen Cherub von drei, vier Jahren geschäftig mit einem Pfefferbüchschen dahergetrippelt kommen. Die Aufwärter (Waiters) scheinen Flügel zu haben, so schnell kommen sie auf jeden Klingelzug, und in allen Zimmern hängen gute gangbare Klingeln, welche der reisende Engländer nach Herzenslust handhabt.

So wie es keine aufmerksameren Wirthe giebt, so giebt es auch keine viel verlangenderen Gäste als in England. Das Wirthschaftswesen wird

aber gewissermaßen fabrikmäßig betrieben: Jeder hat sein Departement, und so geht alles in schneller Ordnung. Die Pferde besorgt der Stallknecht, (Hostler genannt,) hat aber wohl im Stalle seine Untergebenen zum eigentlichen Dienste, denn er selbst sieht zu elegant dazu aus; er nimmt nur die Befehle der Fremden an und führt die Pferde vor. Dann ist noch der Stiefelwichser; dieser, gewöhnlich der pfiffigste und gescheidteste vom ganzen dienenden Personal, wird schlechtweg Boots (Stiefeln) gerufen, und ist eine sehr wichtige Person im Hause. Er besorgt gewissermaßen die auswärtigen Angelegenheiten, bestellt Commissionen, führt die Fremden im Orte herum und giebt von allem Rede und Antwort. Unaufhörlich hört man in einem ganz eignen hellklingenden Fistelton durchs ganze Haus Boots! rufen, und immer ist er zur Hand. Miethlakaien kennt man in England nicht, sie wären auch ganz überflüssig.

Abends beim zu Bette gehen wird jedesmal das Kammermädchen (Chambermaid) geru=

fen, sie erscheint im langen feinen kattunenen Kleide, mit einer schneeweißen Mousselinschürze, einem artigen Spitzenhäubchen, kurz, so nett und damenhaft gekleidet als möglich. Ihr Amt ist, den Fremden, ohne Unterschied der Person und des Geschlechts, einen Nachttischleuchter mit einem Wachslicht anzuzünden, ihn in's Schlafzimmer zu führen und zuzusehn, daß es ihm an keiner Bequemlichkeit mangle. Dies geschieht jeden Abend und wenn man Monate lang im Hause verweilte.

Beim Abschied erscheinen dann Waiter und Hostler und Boots, ganz zuletzt noch bittet die Chambermaid mit einem artigen Knicks, ihrer nicht zu vergessen, do'nt forget the Chambermaid. Man giebt diesen Leuten nicht viel, wenn man die Theurung des Landes bedenkt, und man giebt gern, denn man wurde gut bedient. Nach dieser Digression kehren wir zurück nach Catterick Bridge.

Krankheits halber mußten wir einige Tage dort verweilen und wurden gewartet und gepflegt,

als wären wir unter Bekannten und Freunden. Die Wirthin, Mistreß Ferguson, wich nur aus dem Krankenzimmer, wenn ihre Geschäfte es nothwendig machten; ihr Mann ritt selbst nach dem vier Meilen entlegenen Städtchen Richmond, um den Apotheker des Orts zu holen, und der Sohn des Hauses, ein Landgeistlicher aus der Nachbarschaft, schleppte seine halbe Bibliothek herbei, um Kranken und Gesunden Unterhaltung zu verschaffen. Der Apotheker war ein vernünftiger guter Arzt, und das Uebel wich seinen Heilmitteln bald.

In ganz England sind die Apotheker die am meisten gesuchten Aerzte; man nennt sie auch Doctor. Besuche der eigentlichen Aerzte werden, außer bei reichen vornehmen Kranken, nur bei sehr großer Gefahr gefordert. Sie sind zu kostbar: weniger als eine Guinee darf man keinem für jede einzelne Visite bieten. Diese wird ihnen gewöhnlich jedesmal beim Abschiednehmen in die Hand gedrückt. Eine Consultation des Arztes in seinem eignen Hause kostet die Hälfte. Die Apo-

theker werden ungefähr wie die Aerzte in großen deutschen Städten bezahlt. Uebrigens wimmelt's nirgends so von Quacksalbern wie in England; dies bezeugen die öffentlichen Blätter, deren größte Hälfte aus Ankündigungen von Arkanen besteht.

Richmond.

Gänzlich hergestellt kamen wir nach Richmond, einer kleinen Landstadt, am Abhange eines Felsen erbaut. Die Ruinen des uralten Schlosses Richmond, von welchem die jetzigen Herzoge von Richmond zwar den Namen führen, aber keine funfzig Pfund Einnahme haben, stolziren hoch auf dem Gipfel desselben über der Stadt. Letztere liegt höchst malerisch, und die Ruinen der sie umgebenden, alten, ehemaligen Wälle gewähren eine weite herrliche Aussicht. Wald, Wiese, hübsche Landhäuser, Gärten, Dörfer, kleine fruchtbare Anhöhen wechseln auf eine

unbeschreiblich anmuthige Weise rings umher, und ein Strom, über den eine schöne steinerne Brücke führt, belebt das Ganze. Jeder Schritt entdeckt neue Schönheiten; der wilde Fels, auf dem Schloß und Stadt erbaut sind, bildet einen wunderbaren Kontrast mit den lieblichen Umgebungen. Die Ruinen, zwar in einem ganz andern Geschmack und weniger prächtig, als die von Fountain Abbey, zeugen dennoch von ehemaliger Größe und gesunkener Herrlichkeit. Sie werden gar nicht unterhalten und drohen stündlichen Einsturz, zur großen Gefahr für die an ihrem Fuße liegenden Wohnhäuser. Ein einziger Thurm steht erhalten da, alles Uebrige sind nur hohe, üppig mit Epheu bewachsene Mauern. Die Abtheilungen der Gemächer sieht man noch deutlich und die hohen Bogenfenster, aber das Dach fehlt gänzlich; Regen und Wind haben überall freien Zugang.

Aukland. Durham. Sunderland und Newcastle.

Von Richmond nach Aukland kamen wir in wenigen Stunden; es ist der Sitz des Bischofs von Durham. Sein Wohnhaus, ein großes gothisches Gebäude, zwar recht nett, aber doch ganz bürgerlich und einfach meublirt, zeigt keine Spur geistlicher Pracht, alles ist, so wie es sich eigentlich für einen solchen Oberhirten schickt. Der zu dem Hause gehörige Garten ist in Hinsicht der darauf verwendeten Kunst kaum nennenswerth, aber von Natur eines der schönsten lieblichsten Fleckchen der Erde. Er vereinigt Fels und Wald; ein rauschender Fluß stürzt bald gaukelnd, bald unwillig über wildes Gestein, das sich ihm vergeblich in den Weg wirft. Unendlich viel schönes könnte hier mit Geld und Geschmack hervorgebracht werden, und doch, wenn man diese ungeschminkte Natur sieht, muß man unwillkürlich wünschen, daß alles so bleibe wie es ist.

Wir fuhren durch den großen, sehr angenehmen Park nach der Stadt Durham. Sie ist eine der ältesten, wenngleich nicht der größten in England und liegt sehr malerisch in einem reizenden, von fruchtbar angebauten Bergen umgebenen Thale. Den folgenden Morgen gingen wir über Sunderland nach Newcastle.

Sunderland ist wegen einer eisernen Brücke, der größten in England, sehr merkwürdig. Ein einziger ungeheurer Bogen wölbt sich hundert Fuß hoch über die Fläche des Wassers, so daß ein Schiff, ohne die Masten umzulegen, darunter hinsegeln kann. Nie sahen wir Zierlichkeit und Stärke so vereint. Wie ein Zauberwerk scheint die Brücke in der Luft zu schweben. Nur der Bogen, auf welchem sie ruht, und die Geländer, die sie an beiden Seiten einfassen, sind von Eisen, sie selbst ist von Stein.

Auf einem bequemen Platze unter der Brücke konnten wir den Mechanism derselben recht betrachten. Sechs neben einander parallel hinlaufende Bogen vereinigen sich zu einem Ganzen.

Jeder dieser Bogen besteht aus einer dicken eisernen Stange, die auf einer Menge neben einander aufrecht gestellter, ebenfalls eiserner Ringe ruht, von welchen jeder funfzehn Fuß im Diameter hält. Diese Ringe ruhen unten wieder auf einer der obern ähnlichen Stange; verschiedene Eisen sind symmetrisch angebracht, um die sechs Bogen neben einander zu verbinden. Das Ganze liegt an beiden Enden auf zwei mehr als armdicken eisernen Querstangen, die aber inwendig hohl sind.

Der zierliche Anblick dieses Kunstwerks ist unbeschreiblich; augenscheinlich sieht man, wie viel mehrere schwache Kräfte vereinigt tragen können. Wenn auch etwas an diesen Bogen durch Zeit oder Gewalt zerstört würde, so bleibt doch immer unendlich mehr übrig, das Ganze zu erhalten, und man möchte fast behaupten, es könne nie sehr baufällig werden, weil man mit leichter Mühe jedem kleinen Schaden bald abhelfen kann. Es wohnt hier ein eigner Wächter neben der Brücke, der darauf zu sehen hat, daß sie im-

mer im Stande erhalten werde. Man hat einen auch in Deutschland bekannten großen Kupferstich, welcher den Kunstbau dieser wahren Wunderbrücke sehr gut und deutlich dargestellt.

In Newcastle, wohin uns jetzt unser Weg führte, fanden wir nichts zu thun als auszuschlafen. Die Stadt ist ziemlich groß, hat neben vielen engen und winklichen auch einige hübsche Straßen und ist, besonders wegen des Steinkohlenhandels, für Großbritannien sehr wichtig. Aber alles hat auch das Ansehn und den Geruch dieses Geschäfts und also für den blos zum Vergnügen Reisenden wenig Einladendes.

Alnwick-Castle und Berwick.

Alnwick, diesen alten Sitz der Herzöge von Northumberland, erreichten wir einige Stunden nachdem wir Newcastle verlassen hatten. Schon sein Anblick aus der Ferne versetzte uns

zurück in längst vergangne Tage. Ganz so wie sie zu den Zeiten des Faustrechts erbaut ward, wo jeder sich selbst gegen feindliche Nachbarn schützte so gut er es vermochte, steht die Burg noch wohlerhalten da, mit runden Eckthürmen, einer rings umherlaufenden Mauer, wohl versehen mit Schießscharten, Brustwehren und allem was damals die Vertheidigungskunst erfinden mochte. Sie ist ein Meisterstück der Bauart jener Zeiten, von beträchtlicher Größe, mit mehrern Thoren und Zugbrücken, die über den Schloßgraben führen. Alles ist alterthümlich und sieht dennoch aus, als wäre es gestern erbaut.

Auf den Zinnen der Mauer und der Thürme stehen alte Krieger in drohender Stellung, von Stein gehauen, in Lebensgröße. So viel wir von unten davon urtheilen konnten, sind diese Figuren recht gut gearbeitet. Ueber jedem Thor steht einer davon in gebückter Stellung, mit beiden Händen einen großen Stein haltend, als wäre er im Begriff den Eintretenden damit zu zerschmettern. Die Idee kann man eben nicht

gastfreundlich nennen; aber diese ganze Verzierung, so wunderlich und einzig in ihrer Art sie ist, macht einen großen Effect. Von weitem glaubt man fast, die Geister der alten Krieger, die einst hier hausten, wären zurückgekehrt und wollten der Neugier den Eintritt in ihr Heiligthum wehren: in so drohender mannichfaltiger Bewegung und Gebehrde stehen sie da. Auch sind sie nicht so harmlos, als man denken möchte. Mancher dieser alten Helden kam schon ungerufen herunter, wenn es ihm oben zu windig ward, und richtete auf der Erde Schaden und Unfug an.

Das Innere der Burg ist ebenfalls noch unverändert: hohe gewölbte Zimmer mit Bogenfenstern voll künstlicher gothischer Verzierungen und Schnörkeln, ungeheure Pfeiler und Mauern, lange sich durchkreuzende Galerien, dunkle, krumme Gänge würden ein sehr schauerliches Ganze machen, wären die Zimmer nicht mit hellen Farben heiter und lustig aufgemalt. Indessen glauben wir doch, daß einer der englischen neueren

Schauerromane, einsam um Mitternacht hier gelesen, seine Wirkung nicht verfehlen würde. Mit Grausen blickten wir hinab in's Burgverließ. In einem sehr dunkeln Gewölbe sahen wir eine Fallthüre von eisernem, starkem Gitterwerk. Durch diese Thüre mußte der unglückliche Gefangne auf einer Leiter hinabsteigen in die schwarze Nacht. Die Leiter ward wieder hinaufgezogen und nun war er allein mit sich und seiner Verzweiflung, wie im Mittelpunct der Erde, ohne Hoffnung, ohne Tageslicht, außer dem spärlichen Schimmer, der vielleicht durch das Gitter der Fallthüre in dem halbfinstern Gewölbe sein Grab erreichen mochte.

Wir eilten fort von dieser Wohnung alter Gräuel, hinaus in den freundlichen Sonnenschein, in den artigen, die Burg umgebenden, ganz modernen Garten, zu den wohl angelegten Treibhäusern, in welchen wir uns zu unsrer Freude, da der Herzog nicht dawar, mit Weintrauben und Melonen für die Reise versorgen konnten. Den Park, der sich eben durch nichts von an=

dern Parks auszeichnet, sahen wir nur von weitem aus den Fenstern der Burg. Man wollte uns nicht erlauben hindurchzufahren, was doch bei andern Parks selten Schwierigkeit findet.

Jetzt führte der Weg längs der Küste des Meeres, das wir fast nie aus dem Gesichte verloren, nach der uralten Stadt Berwick, an der äußersten Spitze Northumberlands.

Wir erblickten unterwegs ein altes Schloß, in welchem eine Gesellschaft emigrirter französischer Nonnen ihr Klosterleben nach der strengen Regel des Ordens von la Trappe, unter englischem Schutze, fortführt. Ist es Kraft, oder Glaube, oder Verblendung, was diese Mädchen bewegt, die Freiheit, welche ein furchtbares Schicksal ihnen wiedergab, von neuem zu opfern und die Ketten selbst wieder zu schmieden, die sie an ein Leben voll Entsagung und Elend fesselten? Verfuhr die Welt mit ihnen allen so hart, daß sie ihren Anblick nicht mehr ertragen mögen? Oder sind sie vielleicht durch langes Entbehren in Dumpfheit des Geistes und sinnlose

Gewohnheit so versunken, daß sie keines Genusses mehr fähig sind? so wie man von Leuten erzählt, die lange hungern mußten und dadurch unfähig wurden Nahrung anzunehmen, da sie ihnen geboten ward? Wir fanden keine Gelegenheit diese Fragen zu lösen: denn so gern wir das Schloß und seine Bewohnerinnen in der Nähe gesehen hätten, mußten wir doch diesem Wunsch entsagen, denn sie erlauben keinem Fremden den Eintritt.

In Northumberland, besonders in Berwick, der letzten englischen Stadt, fiel uns die Sprache der Einwohner auf. Das wunderliche allgemeine Schnarren, womit sie den Buchstaben R aussprechen, und die vielen ganz unbekannten Provincialausdrücke, welche sie einmischen, machten, daß wir Mühe hatten sie zu verstehen. Schon in Newcastle spricht man das Englische sehr fehlerhaft, fast wie plattdeutsch aus.

Schottland.

Die Fahrt von Berwick nach Edinburgh, vier und funfzig englische Meilen, fast immer im Angesichte des Meeres, wäre allein der Reise werth: von so seltner wunderbarer Schönheit ist die Gegend, aber deshalb wohl um so unbeschreibbarer.

Bis dicht hinab an die Wellen ist die Küste bebaut wie ein Garten: Kornfelder, Wiesen, mit Heerden bedeckt, Obst- und Gemüsegärten wechseln, alles in der Pracht der üppigsten Vegetation. Dazwischen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken, und in ihrer Mitte Dörfer, die um so malerischer erscheinen, da sie schon ein

ländlicheres Ansehn haben und nicht, wie die englischen, kleinen Städten ähnlich sind. Das Land ist nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es sich zu kleinen Anhöhen und sinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche, einzelne Landhäuser liegen überall zerstreut, ehrwürdige, epheubewachsene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alten Mauern und zeugen von vergangner Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieses ewig wechselnden Elements, das jeder Gegend, auch der ödesten, Leben und Pracht giebt!

Kleine Inseln mit Leuchtthürmen, entfernte blaue Felsen, die zackig und wild am Horizonte sichtbar werden, alles, alles vereint sich hier, um ein Ganzes voll wunderbarer Schönheit zu bilden. Zwei Lager, jedes von ungefähr 3000 Mann, die eben hier die Küste bewachten, contrastirten mit der ländlichen Anmuth rings umher. Der Anblick dieser Krieger, ihre Zelte, ihre glänzenden Waffen und Uniformen brachten ein neues, fremdes Leben in diese entzückende Gegend.

Schon hier, so nahe an der englischen Grenze, fiel uns der Unterschied zwischen dem englischen und schottischen Volke merklich auf. Freundliches, gutmüthiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber fröhlicher Armuth, erinnerte uns immer an die Bewohner deutscher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler erblickt, sind hier schon hoher Luxus. Die arbeitende Classe und der größte Theil der Kinder, selbst wohlhabender Aeltern, laufen Sommer und Winter barfuß umher; vielleicht geschieht dies fast eben so oft aus Gewohnheit als aus Armuth; aber es fällt sehr auf, wenn man aus England kommt, wo dergleichen unerhört ist.

Edinburgh.

In keinem der vielen schönen Gasthöfe dieser Stadt konnten wir unterkommen. Es waren eben

die letzten Tage der Woche, in welcher dort alljährlich Pferderennen gehalten werden. Wir fanden alles vollgepfropft von Fremden, die theils jenes edle Vergnügen, theils die es begleitenden Lustbarkeiten, das Theater, die Bälle, Concerte und tausend andere Freuden herbeigezogen hatten. Da wir bald eine artige Wohnung bei einem Kupferstichhändler, einem der unzähligen Mackintoshes, fanden, waren wir es wohl zufrieden, das Volk einmal in seiner Nationalfreude zu sehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, ist eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich, und verdient in dieser Hinsicht mit Marseille verglichen zu werden. Die Altstadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, schmuziger, den Einsturz drohender Häuser, die anscheinend ohne Ordnung in engen, winklichen Straßen an und über einander geworfen zu seyn scheinen; die neue Stadt dagegen wetteifernd mit den schönsten Städten Europens. Edinburgh's ganze Lage ist einzig in ihrer Art, von hoher romantischer Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felsens, der sich an eine lange, majestätische Reihe anderer Felsen anschließt, liegen die Häuser der alten Stadt, wie Schwalbennester angeklebt, unter und über einander; einige dieser Häuser haben, von einer Straße aus gesehen, zehen Stockwerke, während sie von der andern Seite deren nur zwei oder drei zählen, und man aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seite auf der hohen, gerades Fußes ins Freie in eine andere Straße geht. Wie krumm, wie eng, wie winklich der größte Theil dieser Straßen ist, läßt sich schwer beschreiben. Einige derselben führen steile hohe Berge hinauf und hinab, auf die allerbeschwerlichste Weise. Auf dem höchsten Gipfel dieser Felsenkette thront die uralte Wohnung der schottischen Könige, das Castel, hoch über den Häusern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felsen steil, fast senkrecht emporsteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut ist. Einige schöne steinerne Brücken führen hin-

über und vereinigen beide Städte. Tief im Abgrunde sieht man von einer dieser Brücken Straßen, die dort unten liegen, wie im Erebus, denen Sonne und Mond fast nie scheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zu der Grundlage der Brücke hinaufreichen. Die Menschen, die dort wandeln, erscheinen, von oben gesehen, wie Gnomen. Es ist unbegreiflich, wie man im Angesichte der schönen, neuern Stadt diese unfreundlichen Wohnungen ertragen kann. Nur ein Theil dieser Kluft ist bebaut, der übrige wird zum Theil als Viehweide benutzt, zum Theil liegt er steinig und unfruchtbar da.

Die neue Stadt kann sich in Hinsicht der Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflasterten, mit breiten Fußwegen auf beiden Seiten versehenen Straßen mit den schönsten Städten Europens messen; in Hinsicht der Schönheit, der Solidität und des guten Geschmacks der aus Quadersteinen erbauten Wohnhäuser übertrifft sie solche vielleicht.

Wie in London, giebt es auch hier große

Plätze, umgeben von schönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen mit eisernem Geländer eingefaßten artigen Garten oder einen schönen Grasplatz. Fast alle Straßen bieten Aussicht auf's Meer. Dieses große, ewig wechselnde, ewig neue Schauspiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerstreut liegender Inseln einen neuen Reiz. Ferne, blaue Berge begränzen von der einen Seite die große Perspective, die von der andern sich in's Unendliche ausbreitet.

Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unserer Bekannten zubrachten. Diese, eine englische Meile lange, Straße besteht nur aus einer Reihe sehr schöner Häuser; gegenüber begränzt eine eiserne Balustrade jene Kluft, welche die alte Stadt von der neuen scheidet, und welche, gerade hier unbebaut, Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht steigen daraus die ganz nackten Felsen empor, wild, zackig, in schönen wechselnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere alte Gebäude; über ihnen droht, von blauen Nebeln

umwoben, König Arthur's Sitz, ein wunderbar geformter Fels, fast wie ein Thron gestaltet. Von ihm erzählt sich das Volk manche schauerliche Sage der Vorzeit. In seiner Nähe erblickt man auf einem andern Felsen die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten ward, ehe sie nach England in den Tod ging. Das Meer begränzt die Aussicht am Ende der Straße. Hier sahen wir die sinkende Sonne die Spitzen der Felsen röthen, später den Mond die Wellen des Meeres versilbern, und schieden mit der Ueberzeugung, daß nicht leicht eine andere, große, volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauspiel darbieten wird.

Die dritte Abtheilung von Edinburgh ist Leith. Eigentlich eine Stadt für sich, aber, fast mit Edinburgh zusammenhängend, kann sie doch dazu gerechnet werden. Leith liegt in der Tiefe, hart am Hafen, in einer niedrigen, etwas sumpfigen, unangenehmen Lage. Hier sind die Schiffswerfte, Magazine, Comptoire und die Woh-

nungen derer, die mit allen diesen Dingen sich beschäftigen. Hier giebts des Drängens, Stoßens, Treibens genug. Leith ist nicht so bergig, aber fast so häßlich als die Altstadt Edinburgh; die Straßen sind voll Gewühl und Getümmel; wir waren froh, bald zu entkommen.

Das schönste Gebäude in Edinburgh ist das Register-Office; es dient zu mannichfaltigen öffentlichen Zwecken. In einer durch eine Kuppel von oben erleuchteten Rotunde sahen wir hier die marmorne Statue des jetzigen Königs. Mrß. Damer, eine Dame von Stande in London, hat sie der Stadt geschenkt und, was das merkwürdigste dabei ist, sie hat sie selbst verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren, die Statue selbst ist ein unförmliches Machwerk.

Das Kastell ist ehrwürdig durch seine ehemalige Bestimmung, sein Alter und seine imposante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felsens. Holyreadhouse, die Residenz des Königs von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen sollte, ist ein großes, ganz gewöhnliches,

altmodisches Schloß, welches sich auf keine Weise auszeichnet, aber dennoch dem Palaste von St. James in London weit vorzuziehen. Verschiedene Privatpersonen, denen der König die Erlaubniß dazu gab, bewohnen es jetzt; auch war es die Residenz des Grafen Artois. Die Wohnungen im Schlosse und dem es zunächst umgebenden Bezirke haben das Vorrecht, daß Niemand Schulden halber darin arretirt werden kann. Sie werden deßhalb sehr gesucht, besonders, wie man uns versicherte, vom schottischen Adel.

Der Graf Artois lebte hier, so viel möglich wie weiland zu Versailles. Zweimal die Woche speiste er öffentlich, allein, wie es die Etikette fordert. Dreimal die Woche hielt er Lever vor einem Hofe von Emigranten, die er um sich versammelte. Wir sahen seine Zimmer; sie sind so ganz bürgerlich einfach, daß sie ihn doch oft an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge erinnert haben müssen. Uns waren nur drei Gegenstände darin merkwürdig: das Bildniß der Toch=

ter Ludwigs XVI., das ihrer Tante, der Prinzessin Elisabeth, und eine Aussicht auf Maltha, welche diese unglückliche Dame zu Paris im Tempel malte, und hoffentlich so, unterm Schutze der ewig heitern Kunst, wenigstens einige Stunden den großen Schmerz vergaß, der schwer auf ihr lastete.

Bei aller romantischen Pracht und Schönheit, eignet sich die Lage Edinburgh's dennoch wenig zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten, an ländlicher Lieblichkeit; doch findet man auch diese, wenn man sich nur die Mühe geben will sie eine oder zwei Stunden weit aufzusuchen.

Das Pferderennen, das man wohl das Karneval der Britten nennen darf, erfüllte während der ersten Tage unsers Aufenthalts daselbst die ganze Stadt Edinburgh mit ungewöhnlichem Leben. Die Vergnügungen jagten einander in dieser Woche. Sonst lebt man hier stiller, einfacher, mehr ein Familienleben auf teutsche Weise, als in London. Die Kinder werden nicht,

wie es dort durchaus gewöhnlich ist, in Pensionen erzogen, sie wachsen im Hause unter den Augen der Aeltern heran.

Die äußere Frömmigkeit und besonders die Feier des Sonntags wird hier noch strenger beobachtet, als dort. Einer unserer Bekannten, welcher uns an einem Sonntagmorgen zu einer Spazierfahrt abholte, schloß sorgfältig die Jalousien an seinem Wagen, so lange wir in der Stadt fuhren, weil er sich scheute den Leuten, die in die Kirchen gingen, zu zeigen, daß er in einer Stunde spazieren fahre, welche eine so heilige Bestimmung hat. Am Sonntagmorgen werden alle musikalischen Instrumente, alle Bücher, die nicht religiösen Inhalts sind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch die unbedeutendsten, sorgfältig weggeschlossen, damit auch selbst ihr Anblick nicht störend werde. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu Hause, wobei die Hausgenossen bis auf die geringsten Bedienten erscheinen müssen. Jede Ergötzung ist hoch verpönt; den Herren bleibt nur die Flasche,

bei der sie an diesem Tage noch länger als sonst nach Tische verweilen, und den Damen der Theetisch.

Zuvorkommende, gutmüthige Freundlichkeit und ein gewisses treuherzig-fröhliches Wesen unterscheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man achtet hier die Fremden mehr als in England, ist bekannter mit ihren Sitten und Gebräuchen; denn Armuth zwingt den Schotten oft, in der weiten Welt ein Fortkommen zu suchen, und er sucht es lieber recht fern, als in England, wo man sein geliebtes Vaterland mit ungerechter Verachtung betrachtet. Der größte Theil der in Deutschland und andern Ländern angesiedelten Britten sind eigentlich Schottländer.

Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit ist der Charakter des Volks im Allgemeinen; dazu eine ungemeßne Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vaterländischen Literatur. Mit ihr, wie mit den Alten, ist jeder bekannt, der nur auf Bildung einigen Anspruch macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht vor allem, was auf ihre ehemaligen besseren Ta-

ge hindeutet. Maria Stuart hat hier noch unzählige warme Verehrer, und jede Reliquie, die von ihr übrig ist, wird wie ein Heiligthum betrachtet und sorgsam vor dem Untergange geschützt.

Die bildende Kunst will unter brittischem Himmel nicht recht gedeihen; doch daß sie wenigstens nicht immer dort nach Brote geht, davon fanden wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künstler, mit Namen Reaburn. Wir besuchten ihn in seinem eignen, elegant gebauten und meublirten Hause, in welchem er mit seiner Frau und vier Kindern auf einen sehr angenehmen Fuß lebt. Ein ähnliches Landhaus besitzt er vor der Stadt, und alles dieses erwarb ihm sein Pinsel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunstzweig erwählt, der wohl nirgends so belohnt werden würde, als in Großbritannien; er malt Pferde, aber so wunderschön, mit solcher Wahrheit, daß selbst ein nicht englisches Auge davon entzückt werden muß. Auch menschliche Portraite gelingen ihm mit ziemlichem Glück, aber die Conterfeis der

vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch sein Glück und seinen Ruhm gegründet. In einem großen, von oben erleuchteten Saale, den er sich zu diesem Zweck erbauen ließ, sahen wir viele seiner Gemälde im schönsten Lichte, mit wahrer Freude. Besonders schön ist das Portrait seines achtjährigen Sohnes, in Lebensgröße. Fast ganz gegen den Anschauer gewendet, sitzt der Knabe auf einem allerliebsten kleinen schottischen Schimmel, den Zügel hält er locker in der Hand, als wollte er eben herunter steigen. Das Bild ist unbeschreiblich lieblich und wahr, Licht und Schatten so verständig vertheilt, man kann nicht davon wegkommen. Herr Reaburn selbst ist ein unterrichteter und liebenswürdiger Künstler, wie wenige; wir verlebten einige sehr genußreiche Stunden in seiner Gesellschaft.

Pferderennen.

Das Pferderennen, welches so viel Fremde in Edinburgh versammelt hatte, konnten wir nicht unbesucht lassen; wir wohnten noch den beiden letzten und daher wichtigsten bei. Gewöhnlich werden sie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten, großen Wiese gehalten, hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu erwählt, eigentlich die sandige Fläche, von welcher sich das Meer zur Zeit der Ebbe zurückzieht. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns schien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte dem alten Poseidon einmal eine Laune anwandeln, und er schickte seine Wogen etwas früher zurück, so möchte wohl die Katastrophe des Königs Pharao im rothen Meere nochmals wiederholt werden, und Edinburgh wäre mit einem Male verödet, denn Niemand bleibt bei diesem wichtigen Vor-

gange zu Hause, wenn er nicht muß. Uns kam das ganze Vergnügen etwas wunderlich vor.

Auf dem nassen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich ist, wie die Pferde festen Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fischmarkt riecht, ist ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte, invalide Soldaten stehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieses Platzes sitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüste, gravitätisch wie Rhadamant mit seinen Collegen; die Helden des Tags, die Pferde, stehen daneben.

Eine unzählige Menge Menschen umgiebt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenstern der benachbarten Häuser von Leith, auf den Mauern, auf eigends dazu erbauten Gerüsten, auf dem Quai des Hafens, überall, wo nur ein Plätzchen zu finden ist, haben neugierige Fußgänger sich hingestellt. Diese bunte, fröhliche Menge giebt, vom Rennplatz aus gesehen, einen sehr hübschen Anblick. Die glücklichen, welche

über ein Fuhrwerk oder Pferd disponiren können, tummeln sich, in Erwartung des großen Schauspiels, lustig auf der Rennbahn herum und geben selbst dem Beobachter einen sehr belustigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte, mit vier stolzen Pferden bespannte Equipagen und dann Karren mit einem alten lebensmüden Gaul davor, Reiter und Reitpferde jeder Art, Whiskys, Carricles, alle mögliche Fuhrwerke, die Luxus und Lust zu fahren, es sey auf welche Weise es wolle, nur erfinden konnten, fahren und reiten unter einander herum im buntesten Gewühl. Alles patscht ohne Zweck und Ziel die Kreuz und Quer im Schlamme und nassen Sande lustig darauf los.

Während der Zeit wird alles genau von den Kampfrichtern untersucht, damit kein Betrug irgend einer Art beim Rennen vorgehe. Die Jokeys, welche schon geraume Zeit vorher sich durch strenge Diät auf diesen großen Tag bereiten mußten, werden sorgfältig gewogen; keiner darf schwerer sein als der andre, deshalb wird dem

Leichteren das fehlende Gewicht durch Blei in den Taschen ersetzt.

Die wettlustigen Zuschauer schließen indessen ihre Wetten. Ein Trommelschlag wirbelt durch die Luft, und Alles eilt sich an den Seiten zu rangiren; Jedes strebt einen guten Platz zum Sehen zu bekommen, viele Männer steigen aus den Kutschen hinaus oben auf die Imperiale, einige Frauenzimmer setzen sich auf den hohen Kutschersitz neben ihren Kutscher; Alles ist in der gespanntesten Erwartung. Mit dem zweiten Trommelschlage laufen die Renner aus, man hält vor Begierde, sie zu sehen, den Athem an, man sieht sie fast nur einen Moment mit Blitzesschnelle vorüberrauschen, und hernach auf der entgegengesetzten Seite, ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, sie rauschen zum zweiten Mal vorbei, sie nähern sich zum zweiten Male dem Ziele, und nun reiten alle alte und junge John Bulls, auf die halsbrechendste Weise, ohne auf irgend etwas zu achten, wie wüthend, hinterdrein, um bei der Entscheidung gegenwärtig zu

seyn. Zweimal, ohne anzuhalten, durchlaufen die Pferde im Kreise die Bahn, und das, welches das zweite Mal zuerst am Ziele ist, hat gesiegt.

Der Weg, den die Renner so zurücklegen, beträgt, genau gemessen, vier englische Meilen, von denen man fünfe auf eine deutsche rechnet; die Zeit aber, die sie darauf zubringen, ist unglaublich kurz. So wie das erste Rennen vorüber ist, fährt und reitet Alles wieder auf dem Platze durch einander wie zuvor, bis ein neuer Trommelschlag verkündet, daß andre Pferde zum Laufen bereit sind, und die Zuschauer wieder zur Ordnung verweist. Jeden Morgen während der Woche des Pferderennens werden drei solche Wettläufe gehalten. Nach dem dritten eilt Alles sehr befriedigt nach Hause.

Es ist nicht erfreulich, die Pferde am Ziel anlangen zu sehn; ermattet, mit Schweiße bedeckt, athmen sie kaum noch, und das Blut strömt aus ihren von den Sporen zerrissenen Seiten. Auch die Jokey's sinken fast hin vor

Ermattung; das pfeilschnelle Reiten benimmt ihnen den Athem, sie müssen unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zertheilen suchen, um nur nicht zu ersticken.

Die übrige Zeit des Tages, welche Toilette und die Freuden der Tafel frei lassen, wird in dieser Woche auf mannichfache Weise hingebracht. Anstalten genug gab es dazu. Wachsfiguren, Seiltänzer, unsichtbare Mädchen und ein sehr interessantes Panorama von Konstantinopel. Nächstdem wechseln Abends Bälle, Concerte und Assembleen in den, zu diesem Zweck bestimmten, sehr schönen Sälen. Auch ein Vauxhall giebt es hier. Obgleich recht hübsch eingerichtet, hält es doch keinen Vergleich mit dem berühmten Vauxhall in London aus, das wohl immer das einzige seiner Art bleiben wird.

Das Theater wird stark besucht und das Publicum darin ist laut, ungestüm und souverain herrschend, wie in London; das Haus nicht groß, aber sehr hübsch decorirt, gut erleuchtet und zweckmäßig eingerichtet. Nur die Schauspieler zeich-

nen sich auf keine Weise aus; keiner unter ihnen erhebt sich über die Mittelmäßigkeit, und die Schauspielerinnen bleiben sogar noch weit unter ihr zurück. Die Anwesenheit eines sehr vorzüglichen Komikers vom Londner Theater, Mr. Bannisters, der in dieser der Freude geweihten Woche in Edinburgh Gastrollen gab, machte dies sehr fühlbar; alle übrige Schauspieler erschienen gegen ihn als Marionnetten, die nur dawaren, um das Stichwort gehörig anzubringen. Auch bewies ihm das Publikum mit lautem Klatschen und Zurufen, wie sehr sein Spiel es erfreute, und da er vollends in den Zwischenacten mit ein Paar drolligen Liedern auftrat, welche auf die jetzigen politischen Zeitläufte sowohl als auf herrschende Modethorheiten Anspielungen enthielten, da überstieg der freudige Euthusiasm alle Gränzen. Fast jedes Lied mußte dreimal wiederholt werden, und es war als ob die Mauern des Hauses dem freudigen Lärm und Gelächter würden weichen müssen. Wer nie in einem brittischen Theater dem Getöse beiwohnte,

mit welchem die Zuschauer sowohl Beifall als Mißbilligung auszudrücken pflegen, der kann sich in der That keinen Begriff davon machen; es giebt nichts, das damit vergleichbar wäre.

In dem sehr hübschen Concertsaale ward ein ächt schottisches Concert vor einem sehr brillanten Auditorium gegeben. Es war als ein Vocalconcert angekündigt und bestand nur aus drei Singstimmen, begleitet von einem Pianoforte. Die Sänger gaben den ganzen Abend nur leichte Romanzen, Lieder und dreistimmige Kanons, hier Glees genannt. Diese Art Musik ist in England, noch mehr in Schottland sehr beliebt. Musik und Text waren ganz schottisch, letzterer oft aus Ossian entlehnt, erstere durchaus sanft und klagend, durch Molltöne sich hinwindend. Manche uralte Melodie ertönte hier und wurde mit heißer Vaterlandsliebe aufgenommen. Das Ganze wäre für eine Stunde etwa recht angenehm gewesen; aber es hatte den Fehler aller Ergötzlichkeiten in Großbritannien, es währte zu lange. Das Auditorium war indessen sehr auf-

merksam bis an's Ende; nur einige ältliche Herren, die sich wahrscheinlich bei Tische das Wohl der Nation zu sehr zu Herzen genommen hatten, verfielen in süßen Schlummer und schnarchten überlaut den Grundbaß zu dem etwas magern Accompagnement des Pianoforte. Die Singstimmen waren gut und sangen diese einfachen Melodien, wie dergleichen gesungen werden müssen, schmucklos, richtig und ausdrucksvoll.

Die lärmende Woche war nun vorüber, die Sehenswürdigkeiten wurden eingepackt, die Assembleesäle geschlossen, die Fremden reisten fort, die Einheimischen zogen zum Theil auf ihre Landhäuser und Alles kehrte zur gewohnten Ordnung und Stille zurück.

Wir blieben noch einige Zeit, um Edinburgh auch in der Ruhe zu sehen und zu genießen; dann kam auch der Tag unsrer Abreise. Wie wir aus der Thür unsrer Wohnung traten, hatten wir einen in England ganz ungewohnten Anblick: eine große Anzahl Bettler umlagerte unsern Wagen bis zur Hausthür; wir mußten unsern

Weg von den Söhnen und Töchtern des Elends erkaufen. Endlich rollten wir fort. Die Morgensonne röthete das alte Schloß, König Arthurs Sitz, und die Ruinen von Mariens Gefängnisse. Nochmals blickten wir zurück auf das spiegelhelle Meer und eilten nun erwartungsvoll den Hochlanden zu.

Carron. Stirling.

Rasch ging es vorwärts auf ebnem Wege, durch ein schön cultivirtes, nicht sehr bergiges Land. Bald erblickten wir von weitem viele große Gebäude, mit abenteuerlichen, hohen Schornsteinen. Dicke, schwarze Rauchwolken stiegen aus diesen empor und wälzten sich verfinsternd über die blühende Gegend; hoch aufsprühende Flammen blitzten aus dem Dampfe gen Himmel.

Es waren die berühmten Eisengießereien von Carron, denen wir uns nahten, vielleicht die größten in der Welt. Hier werden Kanonen,

Mörser, große Kessel und alles mögliche Eisenwerk gegossen. Seit einigen Jahren wird Fremden der Eintritt in diese Cyklopenwohnung nicht mehr gestattet, auch uns ward er verweigert. Wir waren eben nicht unzufrieden darüber, denn auf Reisen sieht man manches, weil man einmal da ist, ohne Freude und Antheil, aus einer Art von Pflichtgefühl und wäre zuweilen gern der Mühe überhoben. Das Ganze hat hier, bei aller ungeheuren Größe, dennoch wenig Einladendes. Der Steinkohlendampf versetzte uns den Athem, betäubendes Getöse und Gehämmer erscholl aus dem Innern der Gebäude; ewige Dämmerung herrscht in diesen Rauchwolken, die weit und breit mit Asche und Ruß Bäume und Pflanzen bedecken und die Vegetation ins Gewand der Trauer hüllen.

Nicht weit von Carron sahen wir einen großen Kanal, der die beiden Ströme Clide und Forth verbindet und für den innern Handel von unbeschreiblichem Nutzen ist. Gegen Abend erreichten wir Stirling.

Diese ziemlich große, lebhafte Stadt wird schon zu den Hochlanden gerechnet. Jetzt war sie voller Soldaten, und Straßen und Häuser um so lebendiger. Ihre Lage am Fuße eines hohen Felsen ist sehr schön. Einige Straßen führen gerade den Fels hinauf, auf dessen höchstem Gipfel ein altes Schloß thront. Jetzt ist es zum Theil zu Kasernen, zum Theil zu Officierswohnungen eingerichtet.

Von der Terrasse vor dem Schlosse genossen wir einer wunderschönen Aussicht. Ein breites, fruchtbares Thal lag vor uns in aller Pracht der höchsten Cultur, der üppigsten Vegetation, mit einzelnen Wohnungen, Dörfern, stattlichen Bäumen wie besäet. In den mannigfaltigsten Krümmungen windet der Fluß Forth sich durch die lachende Gegend; bald geht er vorwärts, bald kehrt er auf lange Strecken zurück, und schleicht dann wieder zögernd weiter, als sträube er sich dies Paradies zu verlassen. Eine schöne, steinerne Brücke, dicht vor der zu unsern Füßen liegenden Stadt, macht die Landschaft noch malerischer.

In der Ferne sieht man die Rauchwolken von Carron wie aus einem Vulkan emporsteigen. Schöne blaudämmernde Berge schließen von zwei Seiten die Perspective, gerade aus ist sie unbegränzt.

Stirling besitzt viele Fabriken, sehr schöne Teppiche aller Art werden hier gemacht; auch das vielfarbige gewürfelte Wollenzeuch, worin die Bergschotten sich kleiden. Wir besahen eine dieser Fabriken und waren auf's neue gezwungen den erfindungsreichen Geist zu bewundern, welcher in diesem Lande alle Arbeiten auf so mannichfaltige Weise vereinfacht und erleichtert. Als zuvor noch nie gesehen bemerkten wir hier eine Maschine, mit welcher ein Mädchen mehr als funfzig Spulen Wolle zugleich abhaspelte. Die Spulen waren in einem großen Zirkel neben einander befestigt und der Faden jeder dieser Spulen an die drüber stehende sehr große Haspel gebunden; das Mädchen setzte mittelst eines Rades die sehr einfache Maschine auf das zweckmäßigste und mit der größten Leichtigkeit in Bewegung.

Auch die Hunde werden hier zur Industrie gezwungen. Wir sahen einen sehr schönen großen Hund, welcher in einem Rade herumsteigen mußte, wie ein Eichhörnchen, um eine Mühle zur Reibung der Farben zu treiben. Diese Arbeit schien ihn aber nicht sonderlich zu amusiren, er nahm seinen Augenblick wahr und entwischte mit unglaublicher Behendigkeit, gerade wie er uns seine Künste vormachen mußte. Jung und Alt lief mit großem Geschrei hinter ihm her, aber er entkam glücklich seinen Verfolgern zu unsrer großen Freude und zum großen Leidwesen seines Herrn.

In Edinburgh wird die Nationaltracht der Bergschotten weit weniger gesehen als hier in Stirling, wo dieses schon sehr häufig der Fall ist. Die Männer tragen enge, blaue Mützen, oben mit einer rothen Quaste, bisweilen auch mit einer Feder geziert, mit einem Aufschlage von roth und weiß gewürfeltem Zeuche; eine ziemlich lange Jacke und darunter ein nicht ganz bis an das Knie reichendes, sehr faltenreiches Röckchen

oder Schurz von dem blau und roth gewürfelten schottischen wollnen Zeuche, welches vor mehreren Jahren den Damen den Anlaß zur Mode à la Duncan gab, und in Seide, Band und Halbseide nachgeahmt, noch immer von ihnen getragen wird. Ein Gürtel, in welchem oft eine Art von Dolch steckt, befestigt diesen Schurz um die Hüften; auch hängt ein lederner, mit Troddeln gezierter Beutel daran, in welchem die Schotten Tabak und Geld verwahren. Ihre Fußbekleidung besteht in roth und weiß gewürfelten Strümpfen, unten mit einer starken ledernen Sohle versehen, welche auch nur bis etwas über die Hälfte der Wade reichen; von da an bis über das Knie sind die Beine ganz blos. Diese Fußbekleidung giebt den Schotten etwas sehr Fremdartiges, sie sehen damit aus wie die römischen Soldaten in der Oper, und die rothen Streifen in den Strümpfen haben das Ansehn von übergeschnürten rothen Bändern.

Das Hauptstück ihrer Kleidung, wir möchten sagen, ihres Mobiliars, ist der Plaid, ein lan=

ges breites Stück von jenem gewürfelten schottischen Zeuche, wie ein sehr großer Shawl. Den Plaid tragen sie bei gutem Wetter wie ein Ordensband nachlässig von einer Schulter zur Hüfte vorn und hinten wieder herüber geworfen. Zuweilen wird er auf der Schulter quer mit einer großen silbernen Nadel befestigt. Diese Art Draperie sieht recht gut aus. Bei Regenwetter oder Kälte nehmen sie den Plaid über den Kopf und hüllen sich ganz hinein; Nachts dient er ihnen auf Reisen statt Hütte und Bette, und auch in ihren Wohnungen schlafen sie gewöhnlich in den Plaid gewickelt ohne weiteres auf der Erde oder wo sie Platz finden.

Die Tracht der Weiber hat nichts Ausgezeichnetes. Auch sie bedienen sich häufig jenes schottischen Zeuches, übrigens gehen sie sehr ärmlich, schmutzig sogar, mit nackten Füßen, oft in bloßen, kurzgeschnittenen Haaren, ohne Haube oder Hut. Die Schottländerinnen stehen im Ganzen in Hinsicht auf Schönheit nicht hinter den Engländerinnen zurück. Sie übertreffen sie vielleicht;

aber in Hinsicht der Kleidung ist bei der geringeren Klasse, bei den Dienstmädchen und den Dorfbewohnerinnen der Unterschied zwischen den Engländerinnen und Schottländerinnen sehr groß. Keine langen Kleider, keine hübschen Strohhüte mehr, die man in England überall sieht. Bloße Füße, schlechte, blauwollne Röcke, unförmliche, bis an die Knie reichende, weite Jacken, bisweilen unter der Brust mit einem Gürtel gehalten, öfter noch loshängend, weiße Hauben, die tief in's Gesicht gehen und bis auf die Schultern herabhängen: dies ist das Costume der ärmern Schottländerinnen in den Städten, und mit weniger Abweichung auch auf dem Lande und in den Gebirgen.

Die Wohnungen, sowohl in den Dörfern, durch die wir jetzt kamen, als auch die einzeln zerstreut liegenden Hütten sehen höchst ärmlich aus. Oft sind sie nur aus bloßen aufgethürmten Feldsteinen und Lehmerde wie zusammengeknetet und haben kaum das Ansehn menschlicher Behausungen. Wie diese anscheinend große Armuth

mit der großen Fruchtbarkeit und Cultur dieses Landstrichs sowohl, als mit der Bildung der Einwohner zu vereinigen sey, ist uns unbegreiflich.

P e r t h.

Von Stirling gingen wir eine Tagereise weiter nach Perth. Diese Stadt ist nicht klein, hat hübsche große Häuser und schöne breite Straßen, voll lebendigen Gewühls. Alles sieht wohlhabend aus, denn auch hier blühen Handel und Fabrikwesen; besonders berühmt sind die großen Bleichereien von Perth.

Wie wir aus Stirling abfuhren, erfreuten wir uns noch an mancher schönen Ansicht dieser herrlichen Gegend. Allmälig verlor nun das Land an Reiz, doch blieb es noch immer sehr cultivirt und fruchtbar. In bläulichem Dufte

breitete sich jetzt die Felsenkette der Hochlande düster vor uns aus; mühselig erklimmten wir ein Paar ziemlich hohe Berge, über welchen noch höhere drohten. Der Weg senkte sich wieder etwas, die Berge zogen sich zurück und begränzten ein liebliches Thal, belebt von dem schönen Strome Tay, an dessen Ufern die Stadt Perth erbaut ist.

Wir machten von Perth aus eine kleine Ausflucht nach Scoone Palace, dem ehemaligen Sitze der schottischen Könige, wo sich auch das Parlament versammelte; heut zu Tage eine Art Rattennest, eher einer alten Scheune, als einem Palast ähnlich.

Scoone-Palace gehört dem Lord Mannsfield, als ein Geschenk König Jacobs des zweiten an seine Familie. Der Besitzer wohnt hier noch immer von Zeit zu Zeit, obgleich das Haus so schlecht ist, daß mancher Krämer oder Mäkler schwerlich zu seinem Sommeraufenthalt damit vorlieb nehmen würde. Ein neues Wohnhaus wird jetzt neben dem alten Gebäude erbaut,

dieses aber mit aller der Sorgfalt unverändert erhalten, die sein ehrwürdiges Alter und seine ehemalige hohe Bestimmung verdienen.

Man zeigte uns noch manches uraltes Zimmer darin, manche verblichne Reste ehemaliger königlicher Pracht. Das Bette, in welchem Maria Stuart während ihrer Gefangenschaft in jenem jetzt in Trümmern liegenden Schlosse bei Edinburgh, wohl oft vergebens, Ruhe und Vergessen ihres Kummers suchte, wird hier wie ein Heiligthum aufbewahrt; auch eine Stickerei, die sie dort sehr mühsam und fleißig verfertigte. Mit Silber und Seide hat sie auf einen violetsammtnen Vorhang eine Menge zerstreuter mannichfaltiger Blumen gestickt; das Dessein ist steif, die Arbeit eine Art Kettenstich, sehr sauber und zierlich.

Eine lange, schmale, düstre Gallerie diente dem schottischen Parlamente zum Versammlungsorte; wenn man sie sieht, wird es schwer an ihre ehemalige große Bestimmung zu glauben, so unscheinbar ist sie. An der gewölbten, mit

Holz bekleideten Decke bemerkt man Spuren von Malerei, die auch in ihrem glänzendsten Zustande sehr unbedeutend gewesen seyn muß.

In einer alten, abgelegnen Kapelle im Garten, jetzt das Begräbniß der Familie Mannsfield, wurden sonst die Könige von Schottland gekrönt. Zwei Monumente der Familie Mannsfield sind darin aufgestellt. Das des ersten Lords, der diese Besitzung zum Geschenk erhielt, ist für die damalige Zeit sehr gut gearbeitet. Auf einem großen marmornen Sarkophage kniet er mit andächtiger Geberde vor einem Altare, auf welchem ein Buch liegt; neben ihm stehen zwei seiner Freunde geharnischt, in völligem Rittercostume.

Das zweite Monument, aus einer spätern Zeit, enthält in einer schönen, einfachen Urne von weißem Marmor die Herzen eines andern Lords und seiner Gemahlin. Scoone-Palace machte nicht den Eindruck auf uns, den solche Ueberbleibsel vergangner größrer Zeiten sonst zu erregen pflegen. Es erschien uns wie Greise, die

alle Schwäche des Alters zeigen, ohne Spuren ehemaliger jugendlicher Kraft und Schönheit.

Die Gegend zwischen Perth und Scoone-Palace ist sehr angenehm und reich. Auf dem Rückwege verweilten wir bei einer der großen Bleichereien, deren es hier viele giebt. Der Besitzer derselben war sehr willfährig uns überall herumzuführen. Hier braucht's der Dampfmaschinen nicht, um alle die verschiedenen Treibwerke in Bewegung zu setzen; das Wasser vertritt ihre Stelle auf eine weniger kostspielige Weise. Eine Baumwollenspinnerei oben im Hause, das Stampfen der Leinwand und das Glätten derselben wird durch Wasser betrieben. Die letztere Behandlung des Leinenzeuchs, besonders des Tischzeuchs, schien uns merkwürdig. Die Waaren erhalten hier einen Glanz, der alles Aehnliche, selbst den schönsten Atlas weit übertrifft. Diesen bringt man hier dadurch hervor, daß das Stück Leinwand vermittelst eines Treibwerkes von einer großen hölzernen Walze auf die andere gerollt wird; diese zwei Walzen haben eine

kleinere von Zinn zwischen sich, an welche sie so eng anschließen, daß die Leinwand nur mühsam beim Aufrollen sich dazwischen durchdrängen kann, und diese Reibung ist es, welche ihr den vorzüglichen Glanz giebt.

Wir waren entschlossen von Perth aus eine Tour durch einen Theil der eigentlichen Hochlande zu machen. Die Wege in diesen sind, wenn auch nicht so gut, wie im übrigen Königreiche, dennoch zum größten Theil fahrbar, seitdem man vor nicht langer Zeit die sogenannten Militär-Straßen anlegte; aber Posten sind noch nicht eingerichtet, Pferde überhaupt selten; deshalb mietheten wir welche in Perth für die ganze Strecke Weges, und reisten dem Gebirge zu.

Dunkeld.
Sitz des Herzogs von Athol.

Durch eine zuerst ziemlich flache, fruchtbare Gegend gelangten wir in ein Thal von erhabener Schönheit. Hohe, wilde Felsen umgeben es von beiden Seiten. So wie der Weg an ihrem Fuße immer in einer gewissen Höhe sich hinwindet, öffnen sich neue, entzückende Aussichten. Tief unten rauscht und wogt der ziemlich breite Strom Tay. Kleine Kornfelder und Baumgärtchen grünen und blühen an den Ufern, zwischen ihnen zerstreuen sich einzelne Hütten. In einem tiefern Winkel, heimlich zwischen die Felsen gedrängt, sahen wir ein Dörfchen; Schaaren fröhlicher Kinder trieben darin ihr lautes Spiel, die Mütter spannen in den Thüren, die Männer, in ihrer romantischen Tracht, waren in den Feldern und Gärten beschäftigt. Das Ganze sah sehr fremd aus, und doch wieder so heimisch, so ruhig und zufrieden. Nachdem wir in einer

Fähre über den Strom gesetzt waren, erreichten wir Dunkeld, und fanden gegen unsere Erwartung einen sehr guten Gasthof in diesem abgelegenen Winkel der Welt.

Das Haus des Herzogs von Athol sahen wir nur von außen, weil er sich eben dort aufhielt. Es schien uns ein hübsches, großes Gebäude, ohne alle äußere Verzierung, auf einem mit Blumenstücken und Sträuchen verzierten Grasplatze erbaut. Eine Brücke, über einen tiefen Abgrund geschlagen, führt zum Park. Dem Wohnhause gegenüber liegt das Familienbegräbniß, und dicht daneben die große, mit Moos bewachsene Ruine einer Kirche, die während der Reformationszeit in blindem Eifer verbrannt und zerstört ward. Die Kirche muß prächtig gewesen seyn, dies bezeugen noch ihre Trümmer. Schöne Pfeiler ragen aus dem Schutte hervor, die Seitenwände mit ihren hohen Bogenfenstern entgingen zum Theil der Zerstörung, und man erblickt noch Spuren ehemaliger, reicher Verzierung daran.

In der Mitte der Kirche begraben Dun-

felds Bewohner ihre Todten neben denen, die schon lange hier schliefen; manches neue, ländliche Monument steht fremd da neben den alten versunkenen Kreuzen, zwischen Trümmern, die ihnen ungern Raum zu geben scheinen. Mit feinem Sinn für die erhabne Schönheit der Gegend sind auf den waldbewachsenen Felsen, welche hier von beiden Seiten den Strom Tay umgeben, herrliche Spaziergänge angelegt. Im funkelnden Lichte der sich neigenden Sonne gingen wir unter hohen Eichen und Tannen; gegen uns über, auf der andern Seite des Wassers, ragten die schönen, waldigen Felsen hoch gen Himmel; eine Mühle lag hingeschmiegt in eine Ecke am Fuße der Berge, und das Wehr glänzte silbern im Sonnenstrahl.

Unser Führer, der alte, recht vernünftige Gärtner des Herzogs, führte uns, da wir ermüdet schienen, zu einer Art von Niesche oder gemauerten Laube auf der Höhe, und nöthigte uns zum Ausruhen. Das Plätzchen war freundlich. Vor uns der grüne Wald, ziemlich in der Nähe das

Gebrause des Stroms. Auf der Hinterwand der Niesche sahen wir ein großes, nicht ganz schlechtes Gemälde: es stellt den Barden Ossian vor, der uns hier ohnehin immer gegenwärtig war, umgeben von den weißarmigen Mädchen von Coma. Plötzlich, auf den von uns nicht bemerkten Druck einer verborgnen Feder, verschwand das Gemälde; und wir befanden uns am Eingange eines ringsum auf eine fantastische Weise mit Spiegeln decorirten Pavillons. An den Seitenwänden, am Eingange, an der Decke sogar, waren Spiegel zwischen wunderlichen Arabesken angebracht; die Vorhänge an den großen Bogenfenstern flogen, ebenfalls wie von unsichtbaren Händen gezogen, in die Höhe; zu unsern Füßen dicht unter dem Pavillon gähnte uns ein Abgrund an, senkrechtsteil, tief, schwarz und fürchterlich; gegenüber thürmten sich wilde, nackte Felsen in ungeheuern Massen über einander, von ihnen stürzte mit donnerndem Gebrause ein Waldstrom schäumend in den Abgrund. Der Kontrast des geschmückten Saals mit der wilden Natur,

der in den Spiegeln rings umher, selbst über unsern Häuptern an der Decke unzählige Mal wiederholte Wasserfall, sein ungestümes Brausen, der Glanz der Abendsonne, welcher in diesem Augenblicke Felsen und Wasserfall mit magischem Lichte umfloß, gaben ein für den ersten Augenblick wahrlich betäubendes Schauspiel. Erst nach und nach wurden wir fähig, es in seiner ganzen erhabnen, fast feenhaften Schönheit zu genießen.

Lange konnten wir uns nicht davon trennen, erst spät in der Dämmerung gingen wir durch schöne Schattengänge zurück, sahen den Wasserfall noch von einer andern Seite, ohne weitern künstlichen Schmuck, in natürlicher Wildheit hinabbrausen in der milden Beleuchtung des eben aufsteigenden Mondes, setzten dann über den Strom und kamen herzlich müde zurück in den Gasthof.

Kenmore.

Immer noch am romantischen Ufer des Stroms Tay führte unser Weg nach Kenmore, einem Dörfchen, arm und klein wie alle in diesem Lande. Wir fuhren über Berg und Thal, zuweilen dicht an Abgründen hin, die uns schaudern machten. Bald näherten wir uns ganz dem Gestade des Stroms; bald sahen wir ihn nur in einiger Entfernung; zuweilen verloren wir ihn völlig aus dem Gesichte: aber immer führte uns der sich auf mannichfaltige Weise schlängelnde Weg wieder in seine Nähe. Ein unnennbar freudiges Gefühl von Ruhe und Frieden bemächtigte sich unser in dieser stillen Abgeschiedenheit, wo klare lebendige Wasser durch fruchtbare angebaute Thäler rieseln und brausen, von hohen Bergen umfriedet. Diese starrten nicht, wie die von Derbyshire, rauh und nackt uns entgegen, schöne Waldungen bekleiden sie, fast bis zum höchsten Gip-

fel hinauf, und winken freundlich dem Wanderer in ihre erquickende Schatten.

Der Anblick der armen Hütten, die wir einzeln in den Thälern, am Fuße der Felsen, oder in der Nähe des Stroms zerstreut liegen sahen, würde uns schmerzhaft berührt haben, wenn die Bewohner mit ihrem kläglichen Loose weniger zufrieden geschienen hätten. Wir sahen große Armuth, aber nicht eigentliches Elend. Jede Hütte hat ihr kleines Kartoffelfeld, das die Einwohner nährt, und einige Ziegen und Schafe, von einer besondern, sehr kleinen Race, fast wie die Heideschnucken auf der lüneburger Haide, welche ihnen Milch, Käse und die nothwendige Kleidung gewähren.

Die Häuser in den schottischen Hochlanden sind wohl die schlechtesten menschlichen Wohnungen im cultivirten Europa; so enge, daß man nicht begreift, wie eine Familie darin Platz findet, aus rohen Steinen, oft ohne allen Mörtel, nur zusammengetragen. Die Fugen sind mit Moos und Lehmerde verstopft, Thüren aus Bre-

tern schlecht zusammengeschlagen, ohne Schloß und Riegel, (denn wer sollte hier Diebe fürchten?) Fenster, so klein, daß man sie kaum bemerkt, oft sogar ohne Glas. Die niedrigen Dåcher von Schilf, Moos, Rasen, bisweilen auch aus Holz und Schiefer, haben oft, statt des Schornsteins, nur eine Oeffnung, durch welche der Rauch hinauszieht. Das Innere dieser Hütten entspricht dem Aeußern. Menschen und Thiere hausen unter dem nåmlichen niedern Dache friedlich beisammen, nur durch einen schlechten breternen Verschlag von einander getrennt. In dem einzigen Zimmer des Hauses sieht man deutlich, bei dem fast gånzlichen Mangel alles Hausgeråths, wie wenig der Mensch zum Leben eigentlich braucht. Der Fußboden besteht aus festgetretenem Lehm; der große Feuerplatz, dicht auf der Erde, ohne alle Erhöhung, dient zugleich zum Feuerheerd und Kamin. Ein an einer Kette hangender Kessel über dem Feuer, einige hölzerne Schemel, ein grob zusammengezimmerter Tisch, und in der Ecke ein Lager von Moos oder

Stroh: das ist alles, was diese von aller Weichlichkeit entfernten Menschen zu ihrer Bequemlichkeit haben.

Das Ansehn der Männer ist wild, und ihre fremde Kleidung, die so sehr von jeder andern europäischen abweicht, ist zum Theil Schuld daran. Im Umgange verliert sich der Eindruck gänzlich, den ihr erster Anblick erregt. Ihr von Luft und harter Arbeit gebräuntes Gesicht ist ausdrucksvoll, seine Züge sind angenehm und regelmäßig. Stiller, an Trauer gränzender Ernst scheint der Grundton ihres Wesens; dennoch können sie sehr fröhlich seyn. Sie sind gebildeter, als man vermuthen möchte. Die Geschichte ihrer Väter und ihre Heldengesänge sind keinem fremd. Fast in jeder Hütte, in welcher wir einkehrten, sahen wir eine Bibel, ein Gebetbuch, auch wohl irgend eine alte Chronik, aus welchen der Hausvater Sonntags die Seinen erbaut. Winters mögen die Wege den Besuch der Kirchen sehr erschweren, doch kann gewiß nur die Unmöglichkeit den frommen Bergschotten davon abhalten,

obgleich die meisten einen sehr weiten Weg dahin zu machen haben.

Wir beten und spinnen! antwortete mir ein junges, schönes Mädchen auf die Frage: was thut ihr denn Winters, wenn Kälte und Schnee euch in euern Hütten gefangen hält?

In jedem Hause beinah hängt der Stammbaum der Familie, auf welchen sie oft mit Stolz blicken; gewöhnlich ist ein horizontal liegender geharnischter Ritter darauf abgebildet, der oft den Namen irgend eines alten schottischen der Fabel halb verfallnen Königs führt. Aus seiner Brust sprießt der Baum, der sich in unzählige Aeste verbreitet. Bekanntlich giebt's nur wenige, aber unendlich zahlreiche Familien in Schottland, deren Glieder alle Einen Namen führen, sich in allen drei Königreichen, ja sogar in der ganzen Welt ausbreiten, aber doch durch ein heiliges Band sich vereinigt fühlen und dies gewissenhaft anerkennen, wo sie sich treffen, wenn sie sich auch vorher nie sahen.

In Kenmore nahm uns abermals ein guter

Gasthof auf, umringt von etwa zwanzig solcher Hütten, wie wir oben beschrieben. Sie machten das ganze Dorf aus. So klein sind alle Dörfer, die einzelnen Wohnungen liegen sehr zerstreut, oft Meilen weit von einander. Wir ließen uns von Kenmore nach Taymouth führen, dem nahen Sitz des Lord Breadalbaine, eines der bedeutendsten Grundbesitzer in diesen Gegenden. Das alte unscheinbare Haus ward eben eingerissen, und ein neues im modernen gothischen Geschmack darneben erbaut. Die Lage von Taymouth ist unbeschreiblich anmuthig in einem fruchtbaren freundlichen Thale, durchrauscht vom Strome Tay, geschmückt mit herrlichen alten Eichen und Buchen, umgeben von hohen majestätischen Felsen. Auch hat die Kunst es aufgegeben, etwas zu ihrer Schönheit hinzuzuthun. Die wenigen Spaziergänge und Anlagen, welche sonst hier gewesen seyn mögen, werden nicht weiter unterhalten und kehren allmählich zu ihrem ursprünglichen Zustande zurück. Doch bemerkten wir einen Park nach englischer Art, voll zahmer

Rehe und Hirsche, die hier in dieser großen, freien Natur eben so albern aussahen, als sie uns in dem gartenähnlichen England gefielen.

Killin.

Eine sehr kleine Tagereise von Kenmore liegt Killin. Von ersterem Orte an wurden die Felsen immer höher und wilder. Wir fuhren an ihrer Seite hin, fast immer im Angesichte des Stroms. Dieser ward nun zum See Loch-Tay. Drohende, starre Felsen erhoben sich furchtbar über unserm Haupte, immer höher und höher über einander, während wir den längs dem Ufer des Sees sich hinwindenden Weg verfolgten. Wolken in seltsamer Gestalt umlagerten die höchsten Gipfel der Berge und wogten im Winde, kamen und schwanden, alles um uns war feierlich, groß und einsam. Wir erstiegen, geführt von einem Einwohner des Tha-

les, den Gipfel eines Berges. Unsere Führer nannten ihn uns Ben-Lawers. Die Aussicht oben war eine der einsamsten der Welt, wir erblickten nur andere kahle schauerliche Felsen und zwischen ihnen dunkle einsame Thäler. Ben-More, der höchste Berg in Schottland, drohte aus der Ferne, das Haupt in graue Nebel gehüllt. Heerden von jenen kleinen Schafen, geführt von einem einsamen Knaben, belebten allein die feierliche Wüste.

Wir kehrten zurück zum Loch-Tay und erreichten bald Killin, ein einsames ziemlich ansehnliches Haus, umgeben von einigen, hart am Ufer des Sees erbauten Hütten. Die Flüsse Dochart und Lochy fallen hier in den See und bilden in sanften Krümmungen kleine Halbinseln. Das Thal, welches diesen einschließt, ist so grün, Bäume und Sträuche wachsen in so üppiger Fülle, wie wir es nimmer in diesem nördlichen Winkel der Welt erwarten konnten. Alles ist angebaut wie ein Garten, kleine wogende Kornfelder wechseln mit Kartoffelbeeten, und

steinerne Einfassungen schützen die Felder gegen Beschädigung der Thiere des Waldes und der überall weidenden Schafe. Hohe Felsen umgeben dies liebliche Plätzchen, als wollten sie es wie ein schönes Geheimniß den Augen der Welt verbergen. Lange hielt uns noch die herrliche Aussicht auf Fels und Thal am großen Erkerfenster im Gasthofe zu Killin fest. Sie ist als eine der schönsten in diesem Lande berühmt, wie unzählige Inschriften, in Prosa und in Versen, an diesem Fenster verkünden, und wahrlich sie verdient diesen Ruhm.

Der See bildet hier gerade vor dem Hause eine kleine wunderschöne Bucht, ein einsamer Kahn durchschnitt die silberne Fläche in mannichfaltigen Wendungen. Bäume und Sträuche spiegelten sich im klaren Wasser, die Felsen glühten rings umher im Abendroth, die Nebel, welche ewig ihre Gipfel umwogen, glänzten wie Purpur und Gold, und aus dem Kahn zu uns herüber tönten die klagenden Moll-Akkorde eines schot-

tischen Volksliedes durch die feierliche Stille der sinkenden Nacht.

Während wir in stiller Freude an diesem Fenster verweilten, besorgten unsre treuherzig-freundlichen Wirthe alles aufs beste, was wir bedurften. Bald dampfte eine köstliche Lachsforelle auf dem Tisch, die Beute jenes Fischers, dessen einfaches Lied wir eben belauscht hatten. Diese Bewohner der schottischen Seen sind von einer ganz eignen Gattung; sie verdienten wohl, daß unsre modernen Gastronomen einzig um ihretwillen Wallfahrten nach Schottland anstellten, denn selbst die berühmten Forellen in der Schweiz werden an Vortrefflichkeit von ihnen übertroffen.

Nahe an Killin, auf dem Wege nach Tyndrum, kamen wir am folgenden Morgen einem Wasserfall vorbei. Von einer beträchtlichen Höhe eilt er dem stillen Loch-Tay zu, wild einher brausend und schäumend, über abgerißne Felsentrümmer. Seit Jahrhunderten schon glänzen seine Tropfen, gleich Thränen, auf den grün bemoosten Steinen eines ganz nahen Heldengrabes der

Vorzeit, und sein Rauschen ertönt wie der Nachhall der Bardenlieder, die einst hier, mit ihm wetteifernd, die Thaten des Todten besangen und seinen Geist in die ewigen Hallen der Väter geleiteten.

Weiter hin wurden die Felsen immer schroffer und höher, öder und einsamer die ganze Gegend umher. Wilde Bergwasser rieselten von allen Bergen und stürzten hinab ins Thal. Es war ein Ossianischer Tag: graue Nebel hingen an den Spitzen der Berge, wogten zuweilen herab und durcheilten, gejagt vom Winde, wie Geistergestalten die Schluchten der Felsen. Einzelne Sonnenblicke flogen über das Thal, durch welches bald silberhell, bald wild tobend ein starker Bach sich wand. Nur selten erinnerte uns in dieser Wildniß ein kleines Kornfeld, eine niedrige Hütte, daß in dieser abgeschiedenen Einsamkeit noch Menschen leben.

Hier erscheint die Natur, wie Ossian sie malte, die Ströme, die Felsen, die uralten einzelnen Eichen. Der Wind heult über die Haide,

die Distel wiegt ihr Haupt im Sturme am Grabe der alten Krieger. Die vier grauen, bemoosten Steine erheben sich noch einsam am Hügel der Helden und verkünden stumm dem stillen Wanderer die Geschichte vergangener Jahrhunderte. Viele solcher alten Denkmale sahen wir, von den Urenkeln der Helden, deren Asche sie umschließen, mit Ehrfurcht geschont und bewahrt. König Fingal ruht, der Sage nach, in diesem Thale, im tiefen dunkeln Bette, und die Einwohner glauben die geheiligte Stätte noch bezeichnen zu können. Ossian's, seines Sohnes, Name und Lieder sind zwischen diesen Felsen noch nicht verhallt, und die Geister der Helden können noch immer von ihrem Wolkensitze der alten wohlbekannten Töne sich erfreuen.

Wir erreichten Tyndrum, einen fast ganz allein liegenden Gasthof, in einer schauerlich wilden Einöde, auf der höchsten bewohnten Höhe der schottischen Hochlande. Der Regen stürzte jetzt in Strömen herab. Lange sahen wir zu, wie die schweren Wolken an den Bergen hinroll-

ten, einzelne Streifen von Sonnenlicht bisweilen auf Momente die nackten Gipfel der Felsen verklärten, und der Wind den Regen wild herumpeitschte. Gegen Abend klärte sich das Wetter auf, wir erfreuten uns des wunderbaren Spiels der Wolken, der Wirkung des schnell erscheinenden und wieder verschwindenden Sonnenlichts an den Bergen. Im flachen Lande kann man sich keinen Begriff von diesen magischen Erscheinungen machen. Die schweren Regenwolken schienen wie eine dunkle Decke auf den höchsten Gebirgen zu lasten, leichteres Gewölk zog sich wie ein heller Schleier um andere tiefere Berge, verdeckte sie in diesem Momente ganz, rollte sich dann zusammen und verschwand im nächsten, oder zog pfeilschnell dahin in wunderbaren Gestalten, im ewigen Kampfe mit Sonnenlicht und Sturm, unendlich wechselnd mit Licht und Farbenspiel.

Dalmally.

Der Weg von Tyndrum hierher war schlechter wie bisher, doch immer noch fahrbar, die Wildniß noch schauerlicher und öder. Nur das Rauschen der von den kahlen Felsen schäumend herabstürzenden Bergströme tönte durch die leblose Stille der öden Haide. Hie und da klimmten einige Schafe an den mit spärlichen Berggräsern und Haidekräutern bekleideten Felsen, einsam und traurig blickte dann und wann ein Hirtenknabe von den Höhen herab auf unsern Wagen, der ihm eine seltene Erscheinung seyn mochte; jede andre Spur des Lebens war verschwunden.

Viele halbversunkene alte Gräber zeigten, daß sonst ein mächtigeres Leben hier waltete. Am Himmel war geschäftige Bewegung, Nebel und Wolken und Sonne trieben noch immer ihr wunderbares Spiel.

Dalmally ist ein so kleines Dorf wie die

andern: es besteht aus einer Hand voll armer Hütten und wieder aus einem für diese abgelegene Gegend sehr guten Gasthofe. Hier sahen wir die erste Kirche in den Hochlanden. Kaum konnten wir sie von den übrigen Hütten unterscheiden, so arm und klein ist sie. Der sie umgebende Gottesacker entdeckte sie uns zuerst. Nur wenig Grabhügel erhoben sich in dem kleinen Bezirke.

Man stirbt beinahe gar nicht in diesem Lande, diese einfachen Menschen erreichen ein hohes, glückliches Alter. Mit sechszig Jahren dünken sie sich noch gar nicht alt, sie gehen bis an das von der Natur ihnen vorgeschriebene Ziel, und nur mit dem letzten Tropfen Oel erlischt still und fast unbemerkt das Lebenslicht. Wir sahen in diesem Dorfe einen Mann von hundert und drei Jahren, seine Nachbaren gaben ihm deren sogar hundert und eilf und beschuldigten ihn, daß er sich jünger angebe, als er sey. In unsern cultivirten Ländern hätte man ihm deren höchstens sechszig zugetrauet. Vor vierzehn Tagen hatte er eine Frau von vierzig Jahren geheirathet, an

seinem Ehrentage ein Tänzchen gemacht, und drei Lieder auf der Sackpfeife gespielt, denn er galt noch immer für einen der ersten Virtuosen auf diesem Lieblingsinstrument der Bergschotten.

Das Haferbrod, das Hauptnahrungsmittel der Bergschotten, hatten wir in Tyndrum zuerst kennen gelernt, und auch hier fanden wir kein andres; früher hatten wir noch immer in den Gasthöfen Waizenbrod erhalten. Es ist ein dünner runder Kuchen, wie in Deutschland die Pfannenkuchen, hart wie eine Brodrinde gebacken und von beiden Seiten mit ein wenig Waizenmehl bestreut, der Geschmack davon etwas bitter, fast wie rohe Hafergrütze. Man rühmt es als sehr nahrhaft und gesund; mit der Zeit könnte man sich wohl daran gewöhnen.

In diesem Dorfe wurden wir auf das lebhafteste an Ossian erinnert. Ein Greis, in der Nationaltracht, saß auf einem Steine nahe am Kirchhofe; sein langer, schneeweißer Bart flog im Winde, sein Ansehn war wild, ein Paar dunkle Augen glühten unter einer hohen, kahlen

Scheitel hervor; der Plaid hing fantastisch von den Schultern herab, wie ein Mantel; zwischen den Knieen hielt er eine kleine Harfe, aus der er unzusammenhängende Akkorde wie mit Gewalt einzeln hervorriß. Mit starker, tiefer Stimme sang er dazu alte Volksgesänge in ersischer Sprache; sein Gesang war eintönig, fast mehr Declamation als Lied. Um ihn her war das ganze Dorf versammelt, unter ihnen auch der hundertjährige Greis; Alles hörte feierlich aufmerksam zu. Unser Nähertreten störte weder den Sänger, noch seine Zuhörer im geringsten, nur machten sie uns mit natürlicher Höflichkeit Raum in ihrem Kreise. Man sagte uns, der Greis sey ein Sänger, der mit seiner Harfe das Land durchziehe, ohne eigentliche Heimath, aber überall ein willkommner Gast, wie sonst die alten Barden. Leider konnten wir mit ihm nicht sprechen, denn er verstand nicht Englisch. Ueberhaupt trafen wir seit einigen Tagen selten Jemanden, der Englisch sprach oder es auch nur verstand, außer in den Gasthöfen. Die ersische Landes-

sprache hat mit der englischen durchaus keine Aehnlichkeit.

Inverary.

Ueber steile, unwirthbare Berge ging es weiter. Plötzlich senkte sich der Weg; ein großer silberner See breitete sich vor unsern erstaunten Blicken aus; es war Loch-Awe. Frische schöne Bäume, kleine Gärten vor den Hütten des Landmanns, und Getraidefelder bekränzen seine Ufer.

Vier und zwanzig englische Meilen lang streckt er sich hin durch das grünende Thal, viele kleine Inseln erheben aus seinen Fluthen die Felsenstirnen. Eine darunter zeichnete sich durch fantastisch geformte hervorragende Massen aus. Von fern glichen sie Ueberresten alten Gemäuers, selbst mehr in der Nähe konnten wir nicht entscheiden, ob es Felsen oder Ruinen wären. Kein Kahn war in der Nähe, uns hinüberzubringen;

auch schienen die Ufer zum Landen zu schroff. Einige Einwohner, denen wir begegneten, verstanden unsere Sprache nicht. Unbefriedigt über diesen Punkt mußten wir weiter, aber der Anblick des Sees und seiner schönen Ufer erfreute uns um so lebhafter, als wir mehrere Tage lang die Natur in ihrer furchtbaren Größe angestaunt hatten. Im Gasthofe zu Inverary erfuhren wir später, daß jene Felsenblöcke wirklich die Ueberbleibsel eines uralten, zu den Besitzungen des Lord Breadalbine gehörenden Schlosses seien. Nur bei sehr hohem Wasserstande, wie jetzt, erscheint der Fels, den sie krönen, einer Insel gleich; sonst hängt er mit dem Ufer zusammen.

Zu bald mußten wir uns von dem herrlichen See wegwenden, um steilere Felsen als zuvor zu erklimmen; alles um uns ward wieder still, groß und schauerlich. Abermals senkte sich nun der Weg, frisches Laubgehölz nahm uns auf in seine freundlichen Schatten; bald sahen wir uns in einem schönen englischen Park, angestaunt von

zahmen Rehen, die am Wege standen. Mitten drinnen ein gothisches Schloß mit vier runden Eckthürmen.

Wir befanden uns jetzt in einer wahrhaft paradiesischen Gegend. Vor uns lag das schöne große Schloß Inverary, der Sitz des Herzogs von Argyle, mitten in einem durch herrliche Bäume und Büsche verschönten fruchtbaren Thale. Lustpfade schlängeln sich nach verschiedenen Richtungen hindurch, alle lockend und lieblich. Im Hintergrunde erheben schöne waldbewachsene Felsen das stolze Haupt, seitwärts dem Schlosse winkt der eigentliche Garten voll blühender Rosenbüsche; die zahmen Rehe schleichen neugierig um das leichte Geländer, das ihn umgiebt; auf der andern Seite erhebt sich ein hoher, schroffer Fels von wunderbar drohender Gestalt. Seine Spitze krönt ein Pavillon, zu welchem man ohne sehr große Beschwerde auf bequemen Pfaden steigt und dort einer Aussicht von unendlicher Schönheit genießt, die alles vereint, was die Natur Erhabnes und Freundliches darbietet. Korn=

felder, Wiesen, Gebüsch füllen in der reizendsten Mannichfaltigkeit das übrige Thal.

Vom Schlosse an erstreckt sich eine schöne Wiese bis hinab an den Loch-Fine. Dieser ist eigentlich ein schmaler Meerbusen, der hier tief ins Land hinein läuft. Eine schöne Brücke wölbt sich dicht am Schlosse über ihn. Nahe und ferne Berge dehnen sich an beiden Ufern hin. Die Länge des Loch-Fine ist dem Auge unübersehbar, das ferne Meer, dem er angehört, begränzt ihn; grün, wie dieses, spiegelt seine dunkle Fläche, kleine, weiße Wellen hüpften, wie im Tanz, und schaukelten lustig die Fischerböte, kleinen Schiffe und Barken, die, darauf schwimmend, der Scene neues frisches Leben gaben.

Dem Schloß seitwärts über der Brücke liegt das Städtchen Inverary, mit dem kleinen Hafen voll Fahrzeuge mancher Art. Es hat ein sehr zierliches, nettes Ansehen mit seinen geraden Straßen und den weißen hübschen Häusern, unter denen der Gasthof sich stattlich erhebt. Alles sieht aus, als wäre es erst gestern fertig gewor-

den. Und so ist's beinahe auch. Sonst lag die Stadt dem Schlosse gegenüber, aber der Herzog, dem sie an der Stelle die Aussicht zu verderben schien, ließ sie abtragen und an ihrem jetzigen Platze wieder aufbauen. So etwas kann man denn doch wohl nur in Großbritannien erleben!

Wir sahen das Schloß, ein geräumiges, edles, mit Geschmack decorirtes Gebäude. Zuerst tritt man in eine Halle, mit einer Kuppel von der Höhe des Schlosses; offne Gallerien, welche in die Zimmer führen, umgeben die Halle. In der Mitte der ersten Gallerie steht das Lieblingsinstrument der Britten, eine Orgel, und eine kleine Zahl marmorner Statüen von Werth. In den Zimmern bemerkten wir sehr schöne Kamine von hiesigem bunten und schwarzen Marmor; auch ein wunderschönes, in Rom gearbeitetes von weißem karrarischen Marmor. Zwei französische Maler haben ein Zimmer recht hübsch mit Arabesken verziert; der Plafond und die Superporten ahmen, grau in Grau gemalt, erhabne Bildhauerarbeit aufs täuschendste nach.

Einige Zimmer sind mit reichen lyoner Stoffen behangen und meublirt, andere enthalten viele, zum Theil gut gemalte, Familienbildnisse, und einige sehr schöne italienische Landschaften. Alle diese Pracht kontrastirt auf das reizendste mit der sie umgebenden herrlichen Natur; nach den wilden erhabnen Umgebungen, in denen wir die zunächst vergangnen Tage verlebt hatten, erschien sie uns fast in feenhaftem Schimmer. An die armen Hütten der Hochländer durften wir freilich dabei nicht denken; doch tröstete uns die Ueberzeugung, daß auch sie in ihrer frommen Beschränktheit glücklich sind.

Arroguhar.

Von Inverary bis Cairndow fuhren wir neun englische Meilen, auf schönem ebnem Wege, durch ein fruchtbares angebautes Thal, fast immer längs dem Ufer des Loch-Fine. Wir hätten

geglaubt irre zu fahren, wenn das hier möglich wäre, wo nur Eine fahrbare Straße durch das Gebirge führt: denn der Kastellan im Schloß von Inverary hatte uns den Weg, welchen wir jetzt nehmen mußten, als den fürchterlichsten im ganzen Lande beschrieben; dunklere Klüfte, steilere, ödere Felsenberge sollten wir noch nicht gesehen haben, besonders sprach er viel von einem hohen Berge, er nannte ihn „rest and be thankfull" (ruht und dankt).

Gleich hinter Cairndow merkten wir indessen gar wohl, daß wir uns auf rechtem Wege befanden. Das Steigen begann, der See, das schöne Thal und alle Anmuth der Gegend verschwanden unserem Blicke. Mehrere Stunden hindurch ging es immer höher und höher, über nackte Felsen, durch dunkle enge Klüfte, zuweilen durch düstre Thäler, dann wieder hoch auf Bergen. Nur feines grünes Moos deckt, wie ein Teppich, das Gestein, sonst keine Vegetation, kein Leben, Todtenstille und öde Einsamkeit herrschen rings umher. Kein Laut ertönt in dieser

Wüste als das Brausen der Felsenbäche, die hin und wieder hinabstürzen; keine Spur menschlichen Daseyns ist sichtbar, außer zuweilen eine jener armen Hütten, neben dem schäumenden Bache in eine Felsenecke gedrückt, einsam verloren. Diese traurigen Wohnungen machen die Einsamkeit noch auffallender. Im Winter müssen ihre Bewohner, ausgeschlossen von aller Möglichkeit, zu Menschen zu kommen, ein Leben führen wie auf einer wüsten Insel, und noch verlaßner hier in diesem Lande, wo der Himmel auch im Sommer nicht freundlich lächelt. Dennoch verändern sie ihren Aufenthalt nie. Bei aller Oede trägt diese Gegend aber auch den Charakter unbeschreiblich erhabner Größe. Die mächtigen Felsen stehen rings umher wie anbetende Riesen, in schauerlichem Schweigen; die rothe Blüthe des Haidekrauts bedeckt ihre kolossalen Konturen mit einem Purpurmantel, ohne sie zu verhüllen; ihre Häupter sind umwoget von ewigen Nebeln, die im Sonnenstrahl zur Glorie werden; ein leiser feuchter Duft schwebt über Berg und Thal,

mit magischem Schimmer alles harmonisch vereinend.

Endlich hatten wir den steilsten Gipfel des Weges erreicht; rest and be thankfull, lasen wir auf einen Stein gegraben und daneben die Namen der Regimenter, welche unter der Leitung ihrer Obern diesen Weg bahnten.

Hier begegneten wir dem einzigen Wanderer auf dem ganzen Wege durch diese Wüste, einem jungen raschen, in seinen Plaid gehüllten Hochländer. Er sprach ein wenig Englisch, und half uns sehr bereitwillig eine nahe Anhöhe ersteigen, wo eine ausgebreitetere Aussicht sich uns eröffnete.

Dort übersahen wir die imposanten Massen, die schwarzen zackigen Kronen unzähliger andrer, von aller Vegetation entblößter Berge; die Wasserfälle, die von ihrer Seite herabtanzen und sich in dunkeln Tiefen verlieren, ohne daß wir ihr Brausen auf dieser Höhe vernehmen konnten. Zwischen diese Felsen eingeklemmt, liegt auch das schauerliche Thal Glencoe, dessen Einwohner zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, in Einer

Nacht unter dem meuchelmördrischen Schwerte der nach Rache dürstenden Engländer fielen, weil sie mit Treue dem Könige anhingen, den sie als den einzigen rechtmäßigen Erben der schottischen Krone anerkannten.

Wie Vogelnester erschienen von hier aus die wenigen kleinen Wohnungen am Fuße der Felsen, oder am Eingange der schauerlichen, düstern Thäler, die so enge sind, daß sie, größern Felsenspalten gleich, wohl nur wenig Stunden des Tageslichts sich erfreuen. Hin und wieder sahen wir auch in der Ferne Heerden jener kleinen Schafe kümmerlich die Spitzen der Haidekräuter benagen. Nur auf einem Punkte schimmerte uns dunkelblau ein Wasser und etwas Grün entgegen: es war Loch-Long, an dessen Ufern Arroguhar liegt, das Ziel unsrer heutigen Reise. Nun ging es tief hinab, immerfort über öde Felsen, durch düstre Klüfte und enge Thäler, bis zu den Ufern des Loch-Long, der wie ein Strom sich durch ein Felsenthal windet.

Dieser See ist eigentlich ein hier tief in das

Land sich erstreckender Arm des atlantischen Meeres; sein Name Loch=Long bedeutet in ersischer Sprache den See der Schiffe. Die Umgebungen desselben sind ernst und erhaben. Steile Felsen steigen senkrecht aus seinen salzigen Fluthen und streuen ewig dunkle Schatten über sie hin, während im Sonnenscheine die Bergwasser glänzen, die von hohen Gipfeln hinab ihm von allen Seiten zueilen.

Arroquhar, ein einzelner Gasthof, von wenigen Hütten umgeben, liegt hart am Ufer des Sees. In früheren Zeiten war dieses Haus der Sitz einer edlen Familie, und noch immer erkennt man in dessen Bauart die Spuren jener höhern Bestimmung.

Loch=Lomond.

Wenige Meilen von Arroquhar gelangten wir durch Schluchten, welche sich zwischen hohen

Bergen eng hinwinden, an die Ufer dieses schönsten und größten Sees in den Hochlanden. Ländliche Anmuth und erhabne Größe wechseln in seinen Umgebungen. Bald scheinen die prächtigen, größtentheils waldbewachsenen Berge sich um ihn zu drängen, als wollten sie sich in seinen klaren Fluthen spiegeln; dann treten sie wieder zurück, und Wiesen und Felder umgeben das glänzende Gewässer.

Zuerst empfing uns ein frischer grüner Wald am Ufer; unter hohen Laubgewölben fuhren wir hin und freuten uns des Silberglanzes im See und der mannichfaltigen Reflexe. Ein hoher Berg, einer der höchsten, über die wir bis jetzt gekommen waren, stellte sich uns in den Weg; wir erreichten seinen Gipfel, der Weg senkte sich, und vor uns, unabsehbar breit, in aller seiner hohen Pracht, lag der ganze, herrliche See da, besäet mit kleinen und größern grünenden Inseln, zwischen denen Fischerböte leicht hinruderten. Millionen weiße, sich kräuselnde Wellchen belebten die silberne Fläche, aus der auf der andern

Seite der mächtige Ben=Lomond senkrecht steil emporsteigt, bis zu den Wolken, die sein Haupt verhüllen.

Die ganze Gegend ist von so wunderbarer Schönheit, daß jeder Versuch, sie zu beschreiben, vollkommen zwecklos wäre; aber nie werden wir den Tag vergessen, den wir an diesen Ufern verlebten.

Unsre Herberge in dem hart am See erbauten Dörfchen Luß, leider dem letzten Orte in den Hochlanden, durch den wir kamen, war indessen gar nicht erfreulich. Eine Gesellschaft betrunkner Bergschotten hatte sich in einem der untern Zimmer einquartiert und tanzte zu einer verstimmten Violine und einem Dudelsack, ganz unter sich, ohne Frauenzimmer, aufs lustigste herum. Die Mädchen hatten nicht bleiben wollen, das hinderte aber die Männer nicht, dennoch ihre Nationaltänze aufzuführen und sich vortrefflich dabei zu divertiren. Das pferdemäßige Stampfen, das Freudengekreisch bei irgend einem wohlgelungnen Sprunge würde uns ins Freie getrieben

haben, wenn uns auch die himmlische Gegend nicht herausgelockt hätte. Nur für die Nacht war uns bange und nicht ohne Grund. Unser Wirth war ebenfalls betrunken und dabei so gesellig, daß wir ihn alle Augenblicke aus dem Zimmer complimentiren mußten. Seine Tochter, ein sehr hübsches Mädchen, erschien uns dabei recht interessant; sie gab sich alle Mühe, den Vater zur Ruhe zu bringen, und doch mit so zarter Schonung, immer strebend das kindliche Verhältniß nicht zu verletzen, und wieder wie beschämt, daß wir, die Fremden, die so weit herkamen, ihre Berge zu sehen, ihn in solchem Zustande treffen und dadurch an Bequemlichkeit leiden mußten.

Glasgow.

Hinter Luß ward die Gegend allmählich flacher, der Weg besser; alles kündigte uns an, daß wir das Land der Poesie verließen und zurückkehrten zum platten Lande mit seinem Alltagsleben. In Dunbarton schieden wir von unserem Fuhrmanne und seinen vier treuen Rossen, die uns über so manchen hohen Berg, durch so manches friedliche Thal geführt hatten. Wir nahmen Abschied von den Hochlanden, aber die Erinnerung davon blieb uns. Sie reiht sich an so manche andere schöne Erinnerung aus der Schweiz und aus vaterländischen Gebirgen, von denen diese, die wir jetzt verließen, sich indessen so merkwürdig als merklich unterscheiden.

Die Gegend von Dunbarton wird als schön gerühmt; unsere Phantasie war nur von der nächsten Vergangenheit noch zu sehr erfüllt, als daß wir sie genau beachten konnten. Die Lage

des Städtchens schien uns indessen sehr freundlich. Ein hoch darüber emporragender Fels, dessen steilen Gipfel ein festes Schloß krönt, nimmt sich malerisch aus, mitten in der wasserreichen Ebne, deren Horizont die dunkeln Gebirge umkränzen, welche wir eben verlassen hatten. Mit Postpferden langten wir gegen Abend in Glasgow an.

Die Stadt ist ziemlich groß; schöne breite Straßen und Plätze, sehr hübsche von Quadersteinen erbaute Häuser erinnerten uns an Edinburgh. Auch hier fanden wir, wie dort, in allen Häusern breite steinerne Treppen, mit eisernen Geländern versehen; ein Luxus, auf welchen die Einwohner sehr stolz sind und ihn bei jeder Gelegenheit als einen großen Vorzug vor London preisen. Dort, meinen sie, könne man in einem obern Stockwerke keine Nacht ruhig schlafen, weil man, wenn Feuer im Hause auskäme, in der entsetzlichsten Gefahr wäre, elendiglich umzukommen.

Gleich bei unserm Eintritte in den Gasthof

erhielten wir eine lustige Probe der hiesigen Industrie. Ein Gentleman ließ auf das dringendste um die Erlaubniß bitten, uns in unserem Zimmer besuchen zu dürfen. Da wir endlich nachgaben, erschien ein sehr höflicher Herr mit ein Paar dicken Büchern unter dem Arme und erbot sich, als Sprachmeister uns Englisch zu lehren; er hatte vernommen, daß wir beim Aussteigen aus dem Wagen ein Paar Worte Französisch unter einander sprachen, und hielt uns folglich für eine ausgewanderte französische Familie, der er seine Hülfe nothwendig anbieten müsse.

Glasgow ist weit lebhafter als Edinburgh, denn Handel und Wandel sind hier zu Hause; übrigens aber konnte uns Niemand, so viel wir uns auch erkundigen mochten, irgend ein merkwürdiges Gebäude oder sonst einen Gegenstand angeben, welcher näherer Betrachtung für ein nicht kaufmännisches Gemüth würdig gewesen wäre. Wir ruhten also, im eigentlichsten Sinne des Worts, die wenigen Tage, die wir hier zubrachten; denn die Fabriken, die man uns zu

zeigen sich erbot, wären doch nur Wiederholungen des schon Gesehenen gewesen. Dazu regnete es unbarmherzig fast die ganze Zeit über, wir sahen es mit Vergnügen regnen und dankten dem Himmel, daß er diese Sündflut nicht in den Hochlanden über unsere Häupter herabströmen ließ.

Unter den Einwohnern Glasgows war uns wohl: gastfrei, anständig, zwanglos im Umgange, gebildet, vereinigten sie die guten Eigenschaften, die wir schon an ihren Landsleuten rühmten, mit der Wohlhabenheit und allem vernünftigen Luxus, welchen der hier blühende Handel nur gewähren kann. Wir zogen manche nützliche Erkundigung über die weitere Fortsetzung unserer Reise ein, und da der Himmel sich aufzuklären schien, eilten wir weiter, nach Hamilton.

Unterwegs hielten wir bei dem Landsitze des Lord Douglas an. Der Regen hatte die Promenaden durchnäßt, und so angenehm und geschmackvoll angelegt sie uns auch erschienen, eilten wir dennoch schnell hindurch, hin zu den Ruinen von Bothwell-Castle. Hier lebte die

Königin Maria einige der wenigen glücklichen Tage, die ihr zu Theil wurden. Einzelne Mauern und Gewölbe stehen jetzt noch da, verödet, zertrümmert, ein trauriges Denkmal der schönsten Frau ihrer Zeit.

Im Schlosse zu Hamilton, dem Sitze des Herzogs gleichen Namens, setzte uns eine der größten und schönsten Gemäldesammlungen Großbritanniens in Erstaunen, und erneute zugleich unsern Verdruß über die zwecklose Weise, mit der diese Schätze hier zu Lande dem Fremden gleichsam nur von weitem gezeigt werden, um ihn zu tantalisiren. Hier, wo wir Wochen lang hätten verweilen mögen, mußten wir uns in ein Paar Stunden abfertigen lassen. Eine größere, sehenswerthere Sammlung aus den italienischen Schulen giebts vielleicht in allen drei Königreichen nicht; auch fehlt es nicht an guten niederländischen Gemälden. Wir erinnern uns nur, wie eines Traums, der herrlichen Gestalten, an denen wir flüchtig vorüberrauschten, vor allen eines großen Altargemäldes aus der ersten, schönen Zeit

der Kunst, die heilige Familie vorstellend. Den Namen des Meisters konnte unsere Führerin nicht nennen. Die Farben sind verblichen, aber die liebliche Einfalt, der zauberische Ausdruck des Ganzen zog uns unwiderstehlich an und raubte uns einen großen Theil der Zeit, die uns vergönnt war hier zuzubringen. Nächstdem wissen wir auch, daß wir einen sehr schönen, kleinen Johannes von Correggio dort sahen, eine Madonna von Titian; unter den Niederländern eine sehr kräftige, ausdrucksvolle Darstellung Daniels unter den Löwen, von Rubens, und mehrere treffliche Familien-Portraits von van Dyk. Aber weiter als zu dem Bewußtseyn, daß diese Gemälde dort wirklich neben vielen andern eben so vortrefflichen existiren, geht unsere Erinnerung nicht, sogar in dem Momente wo wir das Schloß verließen, wußten wir nicht viel mehr. Wie konnte diese flüchtige Eile nur einen bleibenden Eindruck geben?

Die Fälle des Stromes Clyde.

Durch eine der reizendsten Gegenden Schottlands reisten wir weiter nach Lanark, um die berühmten Wasserfälle des Clyde zu sehen. Am Abhange hoher, zum Theil mit Wald bekleideter Felsen wand unser Weg sich hin; wir blickten hinab auf ein fruchtbar angebautes Thal, durchschlängelt vom schönen Strome Clyde; Gehölze, Aecker, Landsitze, Dörfer wechselten höchst anmuthig.

An einer Stelle, wo dichtes Gehölz uns den Anblick des laut brausenden Stromes verbarg, stiegen wir aus und gingen einen sehr steilen und schlüpfrigen Fußpfad hinab, bis an das Ufer des Stroms. Ganz in Schaum verwandelt, stürzt er hier laut brausend von einer beträchtlichen Höhe hinab, über große Felsstücke, und windet sich dann zürnend und schäumend weiter durch das liebliche Thal. Die hohen, malerischen Fel-

sen, bekränzt mit schönem Gesträuche und hohen Bäumen, von welchen wieder leichtere Epheukränze hinflattern in der vom donnernden Fall ewig bewegten Luft, die große Wassermasse, die hier hinunterstürzt, der Kontrast des Schaumes, weißer als Schnee, mit dem dunkeln, im ewigen Thau stets frischen Grün, die Millionen Tropfen, die wie Diamanten im Abendstrahle blitzten, alles entzückte uns und hielt uns lange fest. Wasserfälle soll man aber nicht malen, weder mit dem Pinsel, noch mit der Feder; die Wahrheit dieser Bemerkung fühlt man am lebhaftesten, wenn man den Versuch wagt.

Ziemlich spät langten wir in Lanark an. Den folgenden Morgen setzten wir unsre Reise fort nach Douglaßmill, zu den beiden andern größern Fällen des Stroms.

Die Gegend zwischen Lanark und Douglaßmill gehört zu den schönsten im unteren Schottland. Eine Meile ging es über Berg und Thal durch frisches, dichtes Gehölz hin; nun erstiegen wir mühsam einen ziemlich hohen Berg,

höhere Felsen drohten über ihm gen Himmel. Als wir oben waren, erschreckte uns die fürchterlich schönste Ansicht, die wir jemals sahen: jeder Blick hinab war schwindelerregend, und doch war's unmöglich, nicht immer hinzusehen. Hart am Rande eines tiefen steilen Abgrunds fuhr unser Wagen, keine Hand breit Raum zwischen uns und dem schrecklichsten Untergange. Ein Fehltritt der Pferde, der kleinste Unfall am Wagen wäre unvermeidlicher Tod gewesen; es war unmöglich, den Wagen halten zu lassen, unmöglich an der Felsenwand, an welcher wir hinfuhren, auszusteigen; dennoch vergaßen wir alle Gefahr bei dem Anblicke des wunderschönen Thales, das uns viele Klaftern tief im Glanze der Morgensonne entgegenschimmerte, durchströmt vom Clyde, der zögernd zwischen den blühenden Gärten und fruchtbaren Feldern sich fortwand.

Eine kleine Stadt liegt mitten im Thale, nicht weit davon drei oder vier große ansehnliche Gebäude mit schönen Gärten. Es sind Baumwollspinnereien, deren Maschinen hier, wie in

Perth, vom Wasser getrieben werden. Wir sahen die Räder behend sich drehen, die kleinen Fälle, welche durch diese veranlaßt werden, blitzten wie flüssiges Silber; aber wir hörten nicht ihr Geräusch, es war zu tief unter uns.

Jetzt senkte sich der Weg den Berg hinunter; dichtes Gehölz empfing uns wieder in seine Schatten, laut hörten wir den Strom donnern, und bald hielten wir vor einem Garten stille. Wir traten hinein, erstiegen einen kleinen Hügel, und vor uns stürzte der Strom weit wasserreicher und majestätischer als gestern über wilde hohe Felsen; noch einige Schritte weiter hinauf, und wir sahen ihn abermals über noch höhere Felsen, in noch tiefere Abgründe gewaltig herabbrausen. Er fällt von einer so steilen Höhe, daß er einen Bogen bildet; wer es wagen will auf dem schlüpfrigen Boden, kann zwischen dem Felsen und der großen Wassermasse hingehen. Unten in dieser krystallnen Grotte ist man wie im Nixenreiche; es muß ein betäubendes Gefühl seyn, dazustehen und dieses ungeheure Toben und Wo-

gen über seinem Haupte, vor seinen Augen zu haben, ja von allen Seiten davon umgeben zu seyn; aber selten nur wagt Jemand sich hinab, der bloße Anblick des Wagestücks schreckt zurück.

Als wir den Garten verließen, fuhren wir an einem schönen Landhause vorbei, zu welchem er zu gehören scheint; wir wünschten dem Besitzer desselben Sinn für sein Glück.

Nichts hinderte uns des Gesehenen im Nachgenuß uns zu erfreuen, denn öde und traurig war die Gegend bis Douglaßmill, einem kleinen elenden Neste; eben so bis Elvanfort, einem noch elendern Winkel, und immer so weiter, bis wir gegen Abend in dem artigen Städtchen Moffat ankamen. Hier fanden wir eine freundliche Wirthin in einem sehr guten Gasthofe und ruhten aus von den Freuden und Leiden des vergangnen Tages.

Moffat ist ein kleiner, von den Schotten häufig besuchter Badeort; die hiesigen Heilquellen werden für sehr wirksam gehalten, nur konnten wir nicht erfahren, für welche Gattung von Uebeln sie

eigentlich gebraucht werden. Für die Langeweile wohl nicht, wie so manche andere Bäder. Die Lage des Ortes ist angenehm, und das Städtchen selbst sieht sehr freundlich aus; aber wir bemerkten keine Anstalten zu den hergebrachten Badelustbarkeiten, weder zu Assembleen, noch zu Bällen, noch zu Schauspielen, und schlossen daraus, daß wohl nur Kranke herkommen, denn für körperlich Gesunde scheint nicht gesorgt zu seyn.

Ueber Locherby kamen wir den folgenden Tag nach Gretnagreen, einem kleinen Dorfe, dem letzten auf der schottischen Gränze. Unbedeutend, wie es aussieht, ist es dennoch ein Ort von großer Wichtigkeit. Hunderte bereuen es lebenslang, sich einmal unbesonnen hingewagt zu haben. Gretnagreen ist der Schrecken aller Aeltern, Vormünder, Onkel und Tanten in England, die reiche oder schöne Mädchen zu hüten haben; der Trost und die Hoffnung aller Misses, die in Pensionen sich Kopf und Herz mit Romanlectüre anfüllten, der Hafen, nach welchem alle Glücksritter zusteuern, die besonders aus Ir=

land mit leerem Beutel und vakanten Herzen nach Bristol, Bath, auch wohl nach London kommen, um mit Hülfe des kleinen blinden Gottes und seines oft noch blindern Bruders endlich ein solides Glück zu machen.

In Gretnagreen wohnt nämlich der alte berühmte Hufschmidt, der die unauflöslichsten Ketten schmiedet. Er ist dort Friedensrichter, und dies Amt macht ihn zu einer sehr wichtigen Person. Denn in Schottland braucht es zu einer ganz legalen Trauung keines Aufgebots, keiner Einwilligung der Aeltern, keines Priesters. Das liebende Paar geht zum ersten besten Friedensrichter, versichert, es sey frei und ledig, auch nicht in verbotnem Grade verwandt, und wird von ihm ohne weitere Umstände getraut. Diese Trauung ist so gültig und vor allen brittischen Tribunalen so unauflöslich, als wäre sie von dem ersten Bischof im Lande vollzogen. Wer also in England, wo andere Gesetze gelten, ein von irgend einem widerwärtigen Argus bewachtes Liebchen hat, der nimmt die erste Gelegenheit

wahr, packt es in eine Chaise, mit vier raschen Pferden bespannt, und galopirt damit fort, nach Gretnagreen, dem nächsten schottischen Gränzorte, wo oben erwähnter Hufschmidt Tag und Nacht bereit ist sein Amt um ein Billiges zu verwalten.

Im Gasthofe, wo wir abstiegen, wollte die Wirthin nicht gern von diesen Dingen sprechen, kaum, daß sie uns das Haus des Hufschmidts von weitem zeigte; gern hätte sie alles abgeläugnet, aber Mauern und Fenster sprachen von diesem Geheimnisse in ihrem Hause. Alles ist mit Inschriften und Namenszügen glücklicher Paare angefüllt, die ihrem wonnevollen Herzen Luft machten und leblosen Gegenständen ihre süßen freudigen Gefühle anvertrauten.

Dem Hufschmidte war gar nicht Rede abzugewinnen; er sah wohl, bei uns war nichts zu verdienen; von andern Einwohnern aber hörten wir, daß Gretnagreen ein gar besuchter Ort ist, und oft mehrere Paare in einem Tage anlangen.

Auffallend war es uns die erste Tagereise hinter Gretnagreen auf englischem Boden, daß man uns nirgends anhielt, um Wegegeld zu fordern; alle Schlagbäume flogen gleich auf, und die Zöllner kamen sehr gefällig in die Gasthöfe, wo wir Pferde wechselten, das Geld zu holen. Alles scheint in dieser Gegend stillschweigend vereinigt, den Flüchtlingen hülfreiche Hand zu leisten.

England.

Die Lakes.

Ueber Carlisle, einem hübschen, lebhaften Städtchen, dem ersten wieder auf englischem Boden, kamen wir nach Wighton, um von dort aus die Landseen von Cumberland und Westmoreland, eine der gepriesensten Gegenden Englands, zu besuchen. Seit ungefähr zwanzig Jahren ist es in London Mode geworden, hierher zu wallfahrten, um sich von der schönen Natur entzücken zu lassen. Die Londner nennen diese Gegenden die englischen Hochlande, so wie man in

Deutschland die Gegend bei Schandau die sächsische Schweiz nennt, und auch ungefähr mit dem nämlichen Rechte.

Von Wighton aus kamen wir durch eine rauhe, öde Gegend, bis ganz nahe vor Keswick. Hier öffnet sich ein angenehmes, bebautes, fruchtbares Thal; ein kleiner See, Bassenthwaitewater, giebt ihm Reiz und Leben. Die Gegend ist bergig, aber die Felsen haben weder die schönen Formen, noch die imposante Größe der schottischen.

Keswick ist ein kleines, freundliches Städtchen mit sehr angenehmen Umgebungen, die wir unstreitig sehr reizend gefunden hätten, wären wir nicht eben aus Schottland gekommen. Aber diese kahlen Felsenhügel verschwinden gegen jene gigantisch über einander gethürmten Kolosse; diese Seen ziehen sich zu Fischteichen zusammen, wenn man an Loch-Lomond dabei denkt. Man sollte solche Vergleichungen nicht machen; sie wurden uns indessen sowohl von den Einwohnern, als durch die Benen-

nung der englischen Hochlande gleichsam aufgedrungen.

Hinter Keswick wird die Gegend romantisch schöner, die Felsen werden höher; nur vermißten wir die Wälder, die in Schottland die niedrigern Berge mit ihrem wechselnden Grün bekränzen. Zuerst kamen wir wieder an einen See, der, unregelmäßig, bald breiter, bald schmäler, sich durch das Thal windend, fast einem Strome gleicht. Er heißt Derwentwater, und gern begrüßten wir die freundliche Nymphe hier wieder, die Matlocks Felsen bespült. Einige hübsche Landsitze liegen sehr angenehm an den Ufern des Sees; Berge, Bäume, Felder umgeben ihn in reizender Mannichfaltigkeit. Ein enges, rings von Felsen eingeschlossenes Thal empfing uns, als wir den See verließen, durchrauscht von einem lebendigen Flüßchen, welches sich gegen die Mitte des Thales in einen kleinen schmalen See verwandelt, der Thirlmere-Lake heißt. Einige Brücken geben dem Ganzen ein recht pittoreskes Ansehen. Wir wurden hier lebhaft an den Plaui-

schen Grund bei Dresden erinnert; es war, als sähen wir ein Miniaturgemälde jener berühmten Gegenden.

Nahe bei Ambleside öffnen sich weit ausgebreitete Aussichten, die durch den Kontrast mit dem engen Thale, durch welches wir vorher uns wanden, um so reizender erscheinen. Freundlich und lachend lag hier die Welt vor uns in mannichfaltiger Schönheit, verschiedne kleinere Seen blitzten uns aus der Ferne entgegen, umgeben von aller Anmuth einer reichen Vegetation und hoher Kultur. Ambleside liegt hoch; von allen Seiten bieten sich schöne Aussichten auf die benachbarte Landschaft dar; aber die schönste derselben erwartete uns jenseit des freundlichen Städtchens.

Ein großer spiegelheller See trat allmählich zwischen Bergen und Waldungen hervor. Zehn kleine Inseln von mannichfaltiger Gestalt scheinen darauf zu schwimmen, alle mit freundlichem Grün bekleidet, mit Gebüsch und Bäumen gekrönt. Auf der größten dieser Inseln erhebt sich

die elegante Villa eines reichen Gutsbesitzers, umgeben von freundlichen Gärten. Sie heißt Corwens-Insel, nach dem Namen ihres Eigenthümers. Zierliche, zu jener Villa gehörige Gondeln wiegen sich auf den klaren Wellen, alles athmet Freude und Lust.

Die Ufer des Sees sind von unbeschreiblicher, mannichfaltiger Schönheit: rauhe, zackige Felsen, grüne bebaute, zum Theil waldige Hügel, prächtige einzeln stehende Bäume, Wiesen, Kornfelder, Dörfer, einzelne ländliche Wohnungen liegen umher in lieblichem Gemisch. Die Berge von Keswick schließen die bläulich dämmernde Ferne. In Lowood stiegen wir ab. Es ist dies ein sehr guter, einzelner Gasthof, hart am Ufer des Sees, an einer der schönsten Stellen erbaut. Der See heißt Winandermere; er enthält mehrere Stunden im Umfange und ist der größte in England.

Lancaster.

Nachdem wir den See Winandermere, die Krone dieser berühmten Gegend, gesehen hatten, hielten wir es für überflüssig, auch die übrigen kleineren Seen der Reihe nach zu besuchen, und setzten daher unsern Weg weiter fort nach Lancaster. Das Land umher ist angebaut wie ein Garten, die Stadt selbst weder groß, noch lebhaft, noch hübsch. Viele Quäkerfamilien bewohnen sie. Diese guten Leute stellen sich jetzt im Aeußeren mehr den Kindern der Welt gleich. Selten nur hört man noch das alte treuherzige Du aus ihrem Munde; auch von der feierlichen Steifheit ihrer Bewegungen und Kleidung haben sie vieles nachgelassen; dennoch bleibt immer genug, um sie vor Andern auszuzeichnen.

Die Mädchen und Frauen von Lancastershire sind, unter dem Namen der Hexen von Lancaster (Lancaster Witches), als die schön-

sten in ganz England berühmt, und wir trafen fast bei jedem Schritt in der Stadt Lancaster auf Beweise, daß sie dieses Ruhms vollkommen würdig sind. Reizenderes giebt es nichts als die hiesigen Quäkermädchen in ihrer anspruchslosen bescheidenen Tracht. Die dunkeln Farben, in welche sie sich gewöhnlich kleiden, die Schürze und das große Halstuch vom allerfeinsten Mousselin, das schwarzseidene Hütchen, alles ohne die mindeste Verzierung, geben den frischen, blühenden Gesichtern eine unendliche Lieblichkeit. Es ist etwas Klösterliches in ihrer Erscheinung; aber da sie frisch und frei in Gottes Luft umherwandeln, so erregen sie nicht das beängstende Mitleid wie die Nonne; auch ist ihre einfache, reinliche Kleidung dem Auge weit angenehmer, als jene gothische entstellende Verhüllung.

Das Gefängniß in Lancaster verdankt seine vortreffliche Einrichtung dem Helden der Humanität, dem großen Howard. Es ist ein großes Gebäude, von außen etwas bastillenartig, wie es denn wohl nicht anders seyn kann. Hohe

Mauern mit Eckthürmen, in welchen die Schlafstellen der Gefangenen angebracht sind, umgeben es; inwendig enthält es viele kleine, ebenfalls durch hohe Mauern von einander abgesonderte Höfe, die alle von den Thürmen aus bewacht und übersehen werden. In diesen Höfen halten sich die Gefangenen den Tag über auf und erfreuen sich des Sonnenlichts und der frischen Luft; an jeden Hof stößt ein Zimmer, in welchem sie essen und sich nach Belieben am Tage beschäftigen können; Abends werden sie in ihre Schlafstellen zurückgebracht.

Die ganze Anstalt erschien uns zweckmäßig und dabei so menschlich als möglich, selbst des Kerkermeisters Amt hatte nicht alles mitleidige Gefühl in ihm erstickt; wir bemerkten mit Vergnügen, daß er immer ganz leise sprach, wenn von den Unglücklichen, die wir da sahen, und den Ursachen ihrer Gefangenschaft die Rede war. Diese sind nach der Art und Größe ihrer Vergehungen in den verschiedenen Höfen vertheilt, immer gleich und gleich zusammen.

Im ersten, größten Hofe, gleich am Eingange, befanden sich die, welche Schulden halber der Freiheit beraubt wurden; es waren ihrer sehr viele; der größte Theil davon schien ganz fröhlich; mehrere spielten Ball und waren sehr lustig. Andere aber standen in sich versunken da, mit trübem Blick, das ganze Gewicht ihres Unglücks lastete sichtbar schwer auf ihrer Seele.

Wir konnten uns nicht überwinden die ganze Anstalt in ihren Einzelheiten zu sehen; die hohen Mauern, die engen, niedrigen Thüren, das Rasseln der Riegel beängstigte uns, obgleich der blaue Himmel, und die freundliche Sonne auch in diese Wohnungen des Elends ihre mildernden Strahlen herabsenden.

Noch zwei große, helle Gerichtssäle, welche sich ebenfalls in diesem Gebäude befinden, wurden uns gezeigt. Das eine derselben, in welchem die öffentlichen Sitzungen gehalten werden, ist sehr zweckmäßig eingerichtet. Es besteht aus einer halben, von der Kuppel an gleichsam in der Mitte durchschnittenen Rotunde, das Licht

fällt von oben hinein. Den Richtern gegenüber sind viele Reihen Stufen zu Sitzen für die Zuschauer über einander aufgeführt, nach Art der römischen Amphitheater. Wenn dieser Gerichtssaal bei irgend einem das allgemeine Interesse erweckenden Rechtsfalle mit Menschen angefüllt ist, muß er einen sehr imposanten Anblick gewähren.

Wir reisten über das sehr hübsche, freundliche Fabrik-Städtchen Preston nach Liverpool. Gleich hinter Preston glaubten wir uns wie durch einen Zauberschlag aus England nach Holland versetzt. Das Land so flach als möglich, unabsehbare Wiesen, von Kanälen durchkreuzt, Gräben voll Wasser an beiden Seiten der mit Steinen gepflasterten Landstraßen, alles genau wie in Holland, nur das nette, geschniegelte Ansehn der holländischen Landhäuser fehlte. In England wird kein Haus von außen gemalt oder abgeputzt; in wenigen Jahren bekommen daher die Backsteine, aus welchen die meisten erbaut sind, ein altes, räuchriges Ansehen, welches dem nicht daran gewöhnten Auge mißfällt. Nichts

ist dagegen hübscher und freundlicher als die ländlichen Wohnungen in Holland; das Holzwerk wird dort regelmäßig alle Jahre mit Oelfarbe angestrichen, die Ziegelsteine werden roth gefärbt, die Fugen derselben weiß gemacht; alles sieht daher immer neu aus und giebt dem Ganzen ein unbeschreiblich fröhliches und wohlhabendes Ansehen.

Liverpool.

Diese Stadt, nächst London die größte und bedeutendste in England, steht dennoch, sowohl in Hinsicht der Schönheit als des Umfangs, weit hinter Edinburgh zurück. Aber Handel und Betriebsamkeit haben über Liverpool ihr Füllhorn ausgeschüttet, und Reichthum und Luxus glänzen dem beobachtenden Fremden überall entgegen.

Die reichen Kaufleute wenden ihren Ueberfluß

auf eine sehr zweckmäßige Weise an, indem sie die an sich nicht schöne Stadt mit vielen neuen, prächtigen Gebäuden verzieren. Vier neue palastähnliche Kaffeehäuser, (Newshouses) Neuigkeitshäuser hier genannt, sind seit kurzem durch Subscription erbaut; ein schönes Theater, ein Concertsaal, ein großer Gasthof, viele mildthätige Anstalten, welche der Menschheit Ehre machen, verdanken den reichen Einwohnern ebenfalls ihr Daseyn. Das prächtigste und kostbarste Werk ihrer vereinten Kräfte sind aber die Docks.

In diesen künstlichen Häfen liegen die Schiffe sicher und bequem, fast mitten in der Stadt zusammen, werden selbst da erbaut, ausgebessert, aus- und eingeladen, und überdies sind die Ladungen vor Dieben sicher gestellt. Solche Docks kosten ungeheure Kräfte, um sie zu Stande zu bringen, sind aber auch für den Handel vom größten Nutzen.

Die Promenade längs ihren Ufern fanden wir nicht angenehm: das Gewühl, das Schreien,

das Drängen und Stoßen ist betäubend, der Seegeruch unangenehm, aber der Anblick der offnen See über die Docks hinaus entschädigte uns; den am Ufer des Meeres Gebornen geht es damit wie den Bergbewohnern mit ihren Bergen. Wir sehnen uns, wenn wir es vermissen, und sein Wiedersehn erfreut wie das eines alten Freundes. Das Meer verschönert jede Gegend, ja die traurigste Sandsteppe erhält dadurch einen unbeschreiblichen Reiz. Das Brausen der Wellen tönt wie bekannte Stimmen aus unserm Jugendlande herüber, und wir horchen ihnen gern mit stiller Wehmuth zu.

Wir haben schon bemerkt, daß Liverpool keine eigentlich schöne Stadt sey; auch dessen Umgebungen zeichnen sich nicht vor andern aus. Doch müssen wir der schönen Wohnungen verschiedener reicher Kaufleute erwähnen, die ganz nahe vor der Stadt, etwas abgesondert von dieser auf einer mäßigen Anhöhe erbaut sind. Höchst elegant eingerichtet, vereinigen sie alle Vortheile des Land- und Stadtlebens auf die angenehmste

Weise. Nur wird dieser Vorzug ihnen wohl nicht lange mehr bleiben, da sich die Stadt täglich vergrößert, und man schon jetzt berechnen kann, daß im Verlauf von einigen Jahren jene Häuser mitten in ihr und ihrem Gewühl liegen werden.

Der gesellschaftliche Ton ist in Liverpool vielleicht ein klein wenig leichter als in London; doch fehlt es hier, wie dort, an dem allgemeinen Interesse im Gespräch, welches die Fremden bald einheimisch macht. Sind die gewöhnlichen Redensarten, welche in diesem Lande immer von der allgemein angenommnen Etikette herbeigeführt werden, abgethan, hat man über Wetter und Wohlbefinden sich ausgesprochen, so ist man in der Regel übel dran, wenn man von Handel und Politik nichts weiß oder nichts wissen will.

Die Männer dieser Stadt sind fast alle auf dem festen Lande gewesen, sie kennen fremde Sitten und Gebräuche; dies macht sie wenigstens toleranter gegen Ausländer. Die Frauen aber sind ächte Engländerinnen im vollen Sinne des Worts, und im allgemeinen fehlt ihnen die höhere

Bildung, die denn doch in einer großen Stadt, wie London, leichter zu erlangen ist, als in einer Provinzstadt. Dafür haben sie sich tausend Bedürfnisse und Ziererеien angeschafft, die ihren Reichthum und ihren guten Ton zugleich an den Tag legen sollen, dem daran nicht Gewöhnten aber höchst lästig und peinlich werden.

Die Liverpooler besitzen in hohem Grade die Tugend der Gastfreiheit, die dem Engländer in Städten sonst weder eigen ist, noch seiner Einrichtung nach seyn kann; daß aber die lange Weile an ihren wohlbesetzten Tischen auch hier gewöhnlich präsidirt, kann nicht geleugnet werden, wenigstens ist dies der Fall, bis die Damen aufbrechen und den Männern bei Wein und Politik freien Spielraum lassen.

In Liverpool, wie in ganz Lancastershire, leben viele Quäker-Familien; doch sind sie hier sehr ausgeartet und schämen sich ihrer alten einfachen Sitte. Der neumodische Ton steht ihnen wunderlich; besonders benehmen sich die jungen Herren, welche Elegants seyn wollen,

ungemein link. Sie, deren Väter selbst vor dem Könige nicht den Hut abnahmen, grüßen jetzt, zum Beispiel auf der Promenade, fast Jedermann, um zu zeigen, wie vorurtheilsfrei sie sind; ungefähr wie elegante Juden, die, um ihre vorurtheilsfreie Bildung an den Tag zu legen, sich an öffentlichen Orten mit Schinkenessen Indigestionen zuziehen. In einigen Läden fanden wir noch Quäkerinnen in der einfachen saubern Kleidung, die ihre Religion ihnen vorschreibt. Das „Du" klang in ihrem Munde so höflich und bescheiden, daß unser „Ihr" uns in dem Augenblicke recht lächerlich erschien. Es handelt sich sehr gut mit ihnen; ihre Waaren sind immer von vorzüglicher Güte, sie übertheuern Niemand, und kein Feilschen und Abdingen findet statt, das sie nur beleidigen würde.

Das Theater ist nicht groß, aber sehr elegant und bequem eingerichtet. Man hört überall im ganzen Hause vollkommen gut; die Erleuchtung ist vortrefflich, und die Decorationen lassen nichts zu wünschen übrig. Wir besuchten hier die Vor=

stellungen einiger neuern Schauspiele, welche wir schon in London gesehen hatten, und waren im Ganzen damit zufrieden, wenigstens mit den Schauspielern. Die Schauspielerinnen freilich scheinen sich einander das Wort gegeben zu haben, nicht über die beschränkteste Mittelmäßigkeit hinaus zu gehen.

Die Zuschauer waren weit weniger lärmend, als in London; unter ihnen bemerkten wir im Parterre die beiden betrunkensten Menschen, die uns je vorgekommen sind. Beide, ganz elegant gekleidet, saßen leichenblaß, starr und steif neben einander, wie Todte, mit stieren offnen Augen. Der eine fiel wie ein Stein vom Sitze herunter, der andere blieb, ohne es zu bemerken, steif sitzen. Einige Zuschauer im Parterre trugen sie heraus, aber mit so zarter Schonung, mit so viel Theilnahme, daß man deutlich sah, jeder dachte im Stillen: „heute Dir, morgen mir!"

Wir haben schon oben der vielen menschenfreundlichen Anstalten erwähnt, die hier der Wohlthätigkeit und dem Reichthume der Einwohner

ihr Daseyn verdanken. Eine davon, für Blinde, besuchten wir mit Freude und Rührung. Der Fonds dieser Einrichtung ist noch nicht hinreichend, um ein Haus zu erbauen, welches geräumig genug wäre, daß alle diese Unglücklichen darin wohnen könnten. Deshalb sind sie in der Stadt in Privathäusern eingemiethet, aber sie versammeln sich alle Tage in dem für sie eingerichteten Gebäude, Asylum genannt; dort speisen sie zusammen, erhalten Unterricht in der Musik, in den Handarbeiten, die sie bei ihrem traurigen Zustande verrichten können, und bringen übrigens den Tag nach Gefallen mit einander zu. In zwei Zimmern stehen gute Pianofortes zu ihrem Gebrauch, im dritten eine Orgel. Als wir in letzteres traten, saß ein junger Blinder an der Orgel und accompagnirte drei jungen Mädchen, seinen Unglücksgefährtinnen. Sie sangen dreistimmig eine rührende Klage, gemildert durch stille Ergebung und Hoffnung auf den Tag, der einst ihre lange Nacht erhellen wird. Ihre Stimmen waren angenehm und rein, sie bemerkten unsern

Eintritt nicht und sangen ungestört fort; gerührt standen wir am Eingange des Zimmers still und hüteten uns wohl sie zu unterbrechen.

Im Ganzen sind diese Blinden, wie fast alle ihre Unglücksgenossen, immer heiter und froh und gesprächig. In einem untern Zimmer fanden wir eine Menge spinnender Weiber und Mädchen, Räder und Zungen schnurrten lustig um die Wette. In einem andern Zimmer, wo sich Männer und Jünglinge mit Korbflechten beschäftigten, ging es nicht weniger munter her. Wir bewunderten die Feinheit und zierliche Form der Körbchen, sie flochten sogar Muster von grünen und rothen Weiden hinein, und wußten diese von den weißen durchs bloße Gefühl auf das genauste zu unterscheiden.

Die Blinden machen auch noch sonst allerhand nützliche Arbeiten, welche unten im Hause in einem Laden zum Vortheile der Anstalt verkauft werden; sie weben, machen Seile, ja es giebt sogar Schuhmacher unter ihnen. Diese Anstalt gehört wohl zu den zweckmäßigsten und

wohlthätigsten ihrer Art. Entfernt von allen Charlatanerien, strebt sie nur den Unglücklichen wirkliche Hülfe zu leisten, sie soviel möglich zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen und ihren einsamen dunkeln Pfad zu erheitern durch Arbeit und Musik. Hier werden sie nicht mit tausend Kleinigkeiten gequält, wie in andern ähnlichen Anstalten, wo man das, was der Menschheit das Ehrwürdigste seyn sollte, das Unglück, zum Zeitvertreib einer müssig gaffenden schauspiellustigen Menge herabwürdigt.

Am Tage, ehe wir Liverpool verließen, erscholl plötzlich von allen Thürmen ein betäubendes Glockengeläute, welches eine ganze Stunde ununterbrochen fortwährte; die Glocken erklangen lustig bald die Octave hinauf, bald herunter, bald Terzen, bald Quinten, die ganze Scala durch, nach Gusto der Küster. Jeder von diesen Herren bimmelte nach Belieben der Nachbarschaft die Ohren voll, ohne sich an seine Kollegen zu kehren. Wir glaubten, es sey die Nachricht einer gewonnenen Schlacht angekommen, oder der

Geburtstag eines Mitglieds der königlichen Familie würde gefeiert, oder wenigstens eine große, vornehme Hochzeit in der Stadt; denn auch an blos häuslichen Freudentagen darf jeder Engländer mit allen Glocken läuten lassen, wenn er dafür bezahlen will. Aber nichts von alle dem, sondern eine alte, vor mehr als hundert Jahren verstorbne Jungfer war die Ursache alles dieses Lärms. Diese hat in ihrem Testamente sämmtlichen liverpoolschen Küstern eine gebratene Hammelkeule mit Gurkensallat und dem dazu gehörigen Porter, für jeden Donnerstag Abend das ganze Jahr hindurch auf ewige Zeiten vermacht. Sie verzehren dieses Gastmahl in Gesellschaft, müssen aber vorher mit ihren Glocken einen furchtbaren Lärmen machen, der die Nachbarn der Kirchen in Verzweiflung bringt; alles zum Gedächtniß des Namens der Erblasserin, und es frägt sich, ob diese Erfindung, eine Art von Unsterblichkeit zu erhalten, nicht so gut und besser ist, als manche andere.

Die Gegend hinter Liverpool fanden wir eben

so holländisch als die, durch welche wir hereinkamen. Das Land so flach als möglich, aber höchst cultivirt, durchschnitten von schiffbaren Kanälen. Ueber Warrington, ein sehr freundliches Städtchen, berühmt durch Glasfabriken aller Art, kamen wir zum zweiten Male nach Manchester, von dort auf sehr unebnem steinigem Wege nach Daisley.

Die englischen Landstraßen werden mit Recht im Durchschnitt als höchst vortrefflich gepriesen. Aber in der Nähe großer Fabrikstädte, wo schwer beladene Wagen und Karren den ganzen Tag darauf hin und her rollen, sind sie es weit weniger und müssen den Chausseen um Dresden, im Dessauischen, im Oestreichischen und andern in Deutschland den Vorrang einräumen.

Eine Unannehmlichkeit für fremde Reisende in England besteht darin, das es sehr schwer wird früh auszureisen. Bei aller Vortrefflichkeit der Gasthöfe ist es dennoch unmöglich vor sieben Uhr Morgens das Frühstück zu erhalten: der Wirth und seine ersten Bedienten schlafen bis

spät in den Tag hinein; nur der Stiefelwichser ist zu jeder Stunde bereit, aber seine Macht erstreckt sich nicht weiter, als höchstens zur Herbeischaffung der Pferde. Diese Beschwerde fühlt indessen nur der Fremde, namentlich der Deutsche: denn die Engländer sind in der Regel gewohnt erst einige Stunden nach dem Aufstehen zu frühstücken, und reisen immer eine oder ein Paar Stationen, ehe sie ihren Thee mit geröstetem Butterbrote verlangen. In Paisley, wo wir dem englischen Gebrauch gezwungen folgen wollten, fanden wir das Haus in so großer Unordnung und Unsauberkeit, daß es uns unmöglich war den Wagen zu verlassen.

Unsre Reise fiel gerade in die Zeit der allgemeinen Bewaffnung der Nation gegen eine gefürchtete Landung. Alt und Jung spielte Soldaten; Comptoire, Werkstätte, Läden standen die Hälfte der Woche leer; jeder junge Mann suchte durch schöne Uniformen und Exerciren bei heiterm Wetter im Angesichte der Damen seinen Muth an den Tag zu legen; bei Regenwetter gingen

sie freilich, wie die päpstlichen Soldaten, mit Regenschirmen zur Parade.

Nach dem Exerciren wurden in Gasthöfen bei großen gemeinschaftlichen Gastmählern die durch diese patriotische Anstrengung erschöpften Kräfte hinter der Flasche wieder ersetzt, und die Nacht alsdann mit Tanz und Spiel vollends hingebracht. Diese Lebensweise galt damals durch ganz England, und die Chefs der jetzt leer stehenden Comptoire und Fabriken wollten ob der großen Vaterlandsliebe der jungen Helden schier verzweifeln.

In Daisley war eben diese Nacht solch ein patriotisches Fest gefeiert worden. Alles trug noch Spuren davon, welche, ziemlich abschreckend, dem Eintretenden auf alle Weise entgegenkamen. Hinter Daisley war die Gegend zuerst recht freundlich, ganz englisch; alles grün, über und über. Dann geriethen wir wieder zwischen unfruchtbare hohe Felsen. Dürftig mit Haidekraut bewachsen, boten sie uns alles Unangenehme einer Gebirgsreise, ohne uns durch erhabne Schönheit dafür zu entschädigen. Kurz vor Middle-

ton kamen wir durch eine enge, zwischen Felsen von schönerer Form sich hinwindende Schlucht; dann ging es weiter über noch höhere und freudenlosere Berge bis Sheffield.

Dies ist eine große, aber nicht freundliche Manufactur-Stadt. Kohlendampf, üble Luft, unbeschreiblicher Schmutz, wie in einer Schmiede, überall. Die Straßen hallen wieder von wildem, wüstem Geschrei und Gehämmer, alles hat ein grobes, unangenehmes Handwerks-Ansehn. Es werden in Sheffield sehr viele und sehr schöne Stahl- und plattirte Waaren verfertigt. Unsers Bleibens konnte aber dort nicht lange seyn; nichts zog uns an, wir eilten fort und freuten uns in dem nicht weit entfernten Landsitze des Lord Fitzwilliam, Wentworth-House, wieder einmal frische Luft zu schöpfen.

Wentworth-House und Rotherham.

Es ward uns erlaubt durch den Park von Wentworth zu fahren. Obgleich groß und angenehm, zeichnet er sich dennoch übrigens nicht aus; eben so wenig die Gärten und Anlagen.

Das Merkwürdigste hier sind die prächtigen Ställe und das Haus; erstere gleichen wahrlich mehr einem Palaste, als der Wohnung von Pferden. Sie umschließen einen großen viereckigen Hof von allen Seiten. Der eine Flügel des mit architektonischer Pracht verzierten Gebäudes ist zur Reitbahn eingerichtet; in den drei andern sahen wir eine Menge der schönsten Pferde, unter ihnen viele Jagdpferde, meistens von arabischer Herkunft; auch verschiedene berühmte Renner, welche bei manchem Wettrennen unsterbliche Lorbeeren errungen hatten. Die Luft war in diesem Pferdestalle weit reiner, als in der Stadt Sheffield. Die Pferde stehen alle auf steinernen, zum

Abzuge der Feuchtigkeit hin und wieder durchbohrten Platten. Dies verhindert allen unangenehmen Geruch. Ueber dem Stande der vornehmsten Pferde, der Jagdpferde und der Renner war ihr Name, der Name ihrer werthen Aeltern und bisweilen ein noch långerer Stammbaum zierlich geschrieben zu lesen. Einige Stuten hatten ziemlich große Spiegel vor sich, um zu bezwecken, daß ihre Nachkömmlinge ihnen an Schönheit gleich würden.

In einem abgesonderten Theile des Hofes lief ein sehr hübsches persisches Pferdchen umher. Man sagte uns, es wåre über zwanzig Jahr alt. Zahm, wie ein Hund, und auch nicht viel größer, kam das zierliche Thier auf jeden Ruf freundlich und schmeichelnd herbeigesprungen.

Das Haus paßt völlig zu der Pracht der Pferdeståλle. Es ist ein imposantes Gebåude; etwas schwerfållig erschien uns die übrigens pråchtige, aber mit Zierathen, Såulen, hohen, doppelten Treppen überladene Façade. Die Souterrains allein, zu welchen man von außen durch

eine große doppelte Thüre unter der großen Treppe gelangt, könnten für eine sehr schöne Wohnung gelten; sie enthalten eine große Halle, lange Galerien, Vorrathsgewölbe, Bedienten- und Officianten-Zimmer und eine ungeheuere Küche, in welcher vier französische Köche, ganz gegen die Landessitte, ihre Mysterien verwalteten.

Die Eintrittshalle oben zu den herrschaftlichen Zimmern ist sehr prächtig mit Wänden von künstlichem Marmor geziert. Eine hohe Kuppel erleuchtet sie, oben herum läuft eine Galerie. In hellblauen, den Lapis Lazuli nachahmenden Nischen stehen zwölf marmorne Copien der schönsten und berühmtesten antiken Statuen. Vor allen zeichnen sich Paris und Antinous von Cavaceppi aus. Dem Eingange der Halle gegenüber tritt man in eine kleine halbe Rotunde, deren Verzierung noch nicht ganz fertig war. Sie enthält die vortreffliche antike Statue eines sitzenden Redners mit einer wunderschönen Drapperie, und außerdem noch sechs schöne antike Büsten. In einer unabsehbaren Reihe prächtiger, jedoch

nicht ganz moderner, Zimmer sahen wir eine Menge Gemälde, viele, zum Theil sehr schöne Thierstücke und Landschaften von berühmten Meistern. Eine Menge Portraits der vierfüßigen Lieblinge des Lords, zum Beispiel ein Büffelochs, Hunde und Pferde, von guten Meistern gemalt, zierten ebenfalls die Wände.

Auch sich und seine Gemahlin hat Lord Fitzwilliam durch den Pinsel des Sir Joshua Reynold verewigen lassen; das Gemälde hing aber, neben verschiedenen ältern herrlichen Familienbildern von van Dyk, in keiner ihm sehr vortheilhaften Nachbarschaft. Schon durch die jetzige moderne Kleidung mußte es gegen jene alte, geschmackvolle Pracht verlieren. Die sehr große, prächtige Bibliothek enthält noch außer den Büchern ein hübsches, elegant aufgestelltes Naturalienkabinet. Müde und angegriffen vom Anschauen und Bewundern setzten wir unsern Weg fort nach Rotherham, wo uns Merkwürdigkeiten anderer Art erwarteten.

Hier waren wir wieder in Vulkans Woh-

nung, doch ging es uns diesmal nicht wie in Carron; wir wurden eingelassen und freundlich empfangen.

Diese Eisengießerei, an Größe und Bedeutung die nächste nach jener in Carron, gehört Herrn Walker. Obgleich auch hier Fremde ohne besondre Empfehlung nicht eingelassen werden, und wir keine an Herrn Walker hatten, so genügte ihm doch schon ein Blick auf einige offene Adreßbriefe, die wir von London aus für andere Orte in England mitgebracht hatten, und er gab Befehl, uns überall herumzuführen. Eine ungeheure Menge Blech wird hier geschmiedet, gereinigt, geschnitten, verzinnt, und dann in Kisten gepackt in alle Welt versendet, wo es unter tausenderlei Formen wichtige und angenehme Dienste leistet. Das zu verarbeitende Eisen kommt alles aus Rußland, theils roh, theils in langen Stangen.

Die Eisengießerei war uns besonders interessant. Einen schauderhaft schönen Anblick geben die hochsprühenden Flammen und Funken, die

rothen zischenden Feuerströme, welche sich mit glühendem Schein langsam hinwälzen, bis sie sich in die Form wie in ein Grab versenken, um dort auf immer zu erstarren. Ihn vermehren noch die schwarzen, kolossalen Männer, welche sich auf mannichfaltige Weise darum her beschäftigen. In Rotherham ward die große eiserne Brücke gegossen, die wir bei Sunderland bewunderten, und eine zweite, noch größere, ward vor kurzem nach Jamaika versendet. Das Eisen wird hier in unendlich verschiedene Gestalten gezwungen, von den kolossalen Brücken an bis herab zum demüthigen Plätteisen. Man verfertigt hier auch viel schönes Gitterwerk, in geschmackvollen, meistens der Antike nachgebildeten Mustern, und braucht es sehr häufig zu Verzierung der Balkone, Fenster, Gartenpforten, Thorwege und Treppen. Es sieht sehr reich und elegant aus. Durch die Erfindung, dergleichen Dinge zu gießen, statt sie zu hämmern, ist ihr Gebrauch ungemein verbreitet worden. Geschlagenes Eisen ist zwar weit dauerhafter als gegos-

jenes, aber dieses kostet auch nur halb soviel als jenes, und da es denn doch Eisen ist, so bleibt es seiner Natur nach noch immer dauerhaft genug.

Das Glück wollte uns so wohl, daß wir eine vierundzwanzigpfündige Kanone gießen sehen konnten. Aus zwei Oefen floß brausend das flüssige Metall in zwei mit Sand und Erde eingedämmte Kanäle, die sich bald in einem einzigen vereinten, aus dem es gewaltsam in die tief eingegrabne Form stürzte. Dantes Hölle und der feurige Phlegeton waren bei diesem Anblick die nächst verwandten Ideen. Drei Tage braucht es, ehe die Kanone erkaltet ist, dann zerbricht man die Form und bringt sie so heraus.

Wir sahen auch eine Kanone bohren; denn sie werden alle massiv gegossen. Aus dieser Operation pflegte man sonst ein Geheimniß zu machen, doch ward sie uns ohne viele Widerrede gezeigt, sobald wir den Wunsch äußerten sie zu sehen. Die dazu nöthige Maschine wird vom Wasser getrieben. Eine lange, eiserne Stange, genau so dick als die Mündung der Kanone weit

werden soll, steht in horizontaler Stellung fest. Ein platter Stahl, ungefähr einen halben Zoll stark, mit scharfen Ecken, in Form einer Zunge, befindet sich am Ende der übrigens ganz runden Stange. Die Kanone, mit undenkbarer Gewalt vom Wasser getrieben, wird gezwungen sich um diese Stange wie um eine Axe zu drehen und zu winden; die Zunge schneidet das Metall aus der Oeffnung und die Stange polirt sie von innen ganz glatt und eben. Es ist unmöglich, die Kraft ohne Staunen anzusehen, die hartes Metall wie weiches Holz bearbeitet. Wie wenig vermag der Mensch mit seiner Stärke allein, und wie viel Erstaunenswerthes bringt er hervor mit Hülfe der Elemente, die er zur Dienstbarkeit zwingt, die sich aber auch an dem ohnmächtigen Herrscher oft furchtbar rächen, wenn sie die Fesseln zerbrechen, die er schlau ersann, und in wilder Freiheit einhertoben, um in Momenten ganze Geschlechter zu vernichten.

Workſop. Welbeck. Clumber.

Die Gegend um Rotherham wimmelt von ſchönen und prächtigen Landſitzen. Alle zu ſehen wäre, wenn man es auch möglich machen könnte, eben ſo zwecklos, als ermüdend. Wir begnügten uns die auszuwählen, welche durch Reichthum an Kunſtwerken, durch Eleganz und Pracht, oder durch ehrwürdige Ueberbleibſel einer frühern Zeit vor andern ſich auszeichnen.

Zunächſt nach unſrer Abreiſe von Rotherham zog uns Workſop an, der Sitz des Herzogs von Norfolk. Wir fanden beim Durchfahren den ſchönen Park und ſpäter die Gärten in ziemlichem Verfalle. Eine ſeltne Erſcheinung in England! Der Herzog vernachläſſigt dieſe ſchöne Beſitzung, kommt nur alle Jahre auf einige Tage hin und wendet wenig daran.

Das Haus iſt ſehr groß, überall ſieht man Spuren verblichner Pracht und daß eine reiche

vornehme Familie hier wohnte, aber auch, daß es jetzt verlaſſen und vergeſſen daſteht. Wir wurden durch eine unabſehbare Reihe großer öder Zimmer geführt, in welchen die reichen Hauteliſſe-Tapeten an den Wänden, die hohen vergoldeten Stühle, das ganze, nach dem jetzigen Geſchmack veraltete Ameublement uns in ein von dem unſeren ganz verſchiedenes Zeitalter verſetzte. Viele Gemälde, ohne Auswahl zuſammengeſtellt, hingen an den Wänden umher, im ſchlechteſten Lichte. Manches Vortreffliche ſchien uns unter der Menge entgegenzuleuchten; aber, wie gewöhnlich, konnten wir das Schöne nur ahnen und mußten ohne Genuß vorüberſtreifen. Die große doppelte Haupttreppe iſt ſehenswerth und vielleicht eine der prächtigſten der Welt: ſo ſchön windet ſie ſich, nur auf ſich ſelbſt beruhend, ſo groß und edel ſind ihre Dimenſionen; ein reiches vergoldetes Geländer von Eiſen ziert ſie.

Der nächſte Park, durch den wir fuhren, hieß Welbeck und gehört dem Herzoge von Portland. Das Haus iſt nicht ſehenswerth,

desto schöner der Park. Vorzüglich schöne Heerden weiden darin, in Gemeinschaft mit unzähligen Rehen und Hirschen; einige Büffelochsen gingen ganz friedlich unter den übrigen Thieren einher; das Ganze macht einen ungemein freundlichen und behaglichen Eindruck.

Von Welbeck kamen wir nach Clumber, dem Sitze des damals noch unmündigen Herzogs von Newcastle. Die Gärten sind unter der Vormundschaft ein wenig vernachlässigt, doch in gutem Styl angelegt und können leicht wieder in ihrem ehemaligen Glanz hergestellt werden. Einige Tempel machten aus der Ferne einen sehr pittoresken Effect, und ein großes Stück Wasser trägt viel zur Verschönerung des Ganzen bei. Obgleich eigentlich ein Teich, hat ihm doch die Kunst ganz das Ansehn eines ziemlich breiten Stromes gegeben, der sich sehr täuschend zwischen den schönen Bäumen, Wiesen und Anhöhen hindurchwindet.

Bei aller Größe bietet das ohne Säulen und andere Verzierungen, in einem ganz bürgerlichen

Styl erbaute Haus eine sehr einfache Außenseite. Im Innern vereinigen sich solide Pracht und wohnliche Heiterkeit, um es zu einem sehr reizenden Wohnsitze zu bilden. Gleich in der nicht weitläufigen Eintrittshalle fiel uns ein großes schönes Gemälde in die Augen: es stellt den verstorbenen Herzog vor, er sitzt zu Pferde und um ihn her verschiedene seiner Freunde, Alle, wie man uns versicherte, auf's treffendste ähnlich gemalt. Auf einem Tische standen vier der größten und schönsten sogenannten hetrurischen Vasen.

Mehrere antike und moderne Statuen, Sarkophage, Büsten, Vasen und Candelabers sind in die angränzenden Gemächer vertheilt; ein unsäglicher Schatz von Kunstwerken, nur leider auch hier dem Kunstfreunde ungenießbar.

Außer diesen befindet sich hier noch eine Sammlung von Gemälden, wie man sie selbst in England selten in einer Privatsammlung findet. Ein weiblicher Kopf von Correggio ist wohl die Krone des Ganzen: die ernste schöne Gestalt steht hinter einem Tische, herübergebeugt

gegen den Anschauer, den schönen ausdrucksvollen Kopf auf die Hand gestützt. Im nämlichen Zimmer hängt noch ein liebes einfaches Bild, Maria mit dem Kinde, von Albrecht Dürer, und eine Artemisia von Guido. Diese sind uns aus der Menge prächtiger Gemälde, sowohl italienischer als niederländischer, einigermaßen erinnerlich geblieben. Sehr vortreffliche Familienbilder und Portraits findet man hier ebenfalls; van Dyk ist auch in dieser Familie sehr fleißig gewesen. Man begreift es nicht, wenn man die englischen Lustschlösser sieht, wie dieser Einzige so unendlich Vieles und Herrliches hervorbringen konnte. Noch sahen wir hier einige sehr schöne Pastellbilder von der fleißigen Rosalba und ein Paar Portraite von Angelica Kaufmann. Ein ganzes Kabinet voll Portraite von Kindern aus der Familie, zum Theil sehr schön gemalt, erschien uns als eine ganz einzige Sammlung in ihrer Art. Es war recht hübsch, diese aufgehenden frischen Blüten so verewigt zu sehn. Ein etwa einjähriges Kind, im Hemdchen auf einem weißen Kissen

sitzend, das Bild der frischesten, fröhlichsten Gesundheit, zeichnete sich vor allen aus. Mit seinem kleinen, verschobenen Spitzenmützchen auf dem Kopfe, hielten wir es für das Portrait eines allerliebsten kleinen Mädchens und hörten mit Erstaunen, es stelle den verstorbnen Großpapa des jetzigen Herzogs vor. Diese Gemälde befinden sich alle in der Bel-Etage.

Im ersten Stocke sahen wir noch eine sehr große, schöne Bibliothek und einen prächtigen Speisesaal. In diesem hängen vier ungeheuer große, in ihrer Art vortreffliche niederländische Gemälde, sogenannte Marktstücke, von der Art, die wir früher bei der Beschreibung von Keddleston erwähnten; die Figuren darauf sind von Sneyders. Auf einem hängen todte Vögel, Wild aller Art, Schöpsenkeulen, Rinderbraten, und so weiter; alles so natürlich wie möglich dargestellt. Wie man solche Fleischbänke beim Essen ansehen kann, blieb uns unbegreiflich. Eben so widerlich sind zwei Pendants zu diesem Bilde, obgleich nicht minder trefflich gemalt; sie stellen alle Gattungen Fische

vor, die im Meere und in den Strömen für der Reichen Tafeln sich mästen. Austern, Schild-kröten, Hummer, ja sogar ein Seehund sind nicht darauf vergessen. Wie letzterer zu dieser Ehre kam, wissen wir nicht. Die Fische sind zum Theil aufgeschnitten und blutend dargestellt. Einen angenehmern Anblick gewährt ein großer Gemüse- und Obstmarkt, ist aber weniger gut gemalt als die andern drei.

In diesem Saale sowohl als in dem größ-ten Theile der übrigen Zimmer bewunderten wir trefflich in Italien gearbeitete marmorne Kami-ne, und noch tausend Dinge mehr. Clumber ist eines der sehenswerthesten Schlösser in Eng-land in Hinsicht seiner Kunstschätze. Außer den Gemälden und Statuen betrachteten wir noch ei-ne schöne Sammlung merkwürdiger Handzeich-nungen und alter Kupferstiche. Wochen, ja Mo-nate müßte man hier verleben, nicht wenige ei-lende, karg zugemeßne Stunden.

Nottingham.

Ueber das artige Städtchen Mannsfield, reisten wir nach Nottingham, einer schönen ansehnlichen Fabrikstadt, in welcher besonders viele und große Strumpfwebereien sich befinden. Von dort gingen wir nach Derby, durch eine sehr reizende Gegend, dicht besäet mit Parks und freundlichen, zum Theil schönen Landhäusern, zwischen welchen einige stolze Schlösser der Großen sich stattlich erheben. Unser Postillion fiel vom Pferde, vielleicht, wie wir, von Bewunderung alles des Schönen hingerissen. Die Pferde nahmen Reißaus; doch auf diesen schönen und lebhaften Straßen hat solch ein Vorfall wenig zu sagen, obgleich er fast in allen englischen Romanen als ein großes Motiv paradiren muß. Unsere flüchtigen Pferde wurden bald angehalten, und wir kamen, zwar ein wenig erschrocken, doch wohlbehalten in Derby an. Hier waren die

Pferderennen, auf die wir uns gefreut hatten, eben vorbei; auf unsrer vorigen Durchreise war das Merkwürdigste, was Derby darbietet, schon bewundert; deshalb setzten wir unsern Stab bald weiter und zogen gen Warwick.

Warwick.

Am freundlichen Ufer des Flusses Avon liegt diese kleine artige Stadt sehr angenehm; ganz in der Nähe das ehrwürdige alte Schloß Warwick-Castle, seit Jahrhunderten der Sitz der berühmten Grafen von Warwick. Der zum Schlosse gehörige Park ist einer der schönsten, wenn auch nicht der größten in England. Der herrliche, sich hindurchwindende Strom, und das alte wohlerhaltne Schloß mit seinen grauen Thürmen, seinen epheubewachsenen Mauern erheben ihn weit über die gewöhnlichen Parks. Alles trägt hier den Charakter der großen, erhabnen

Natur, und man vergißt die Kunst, die, wenn gleich bescheiden, dennoch geschäftig hier waltete. Die schöne Gegenwart und die höhere Vorzeit vereinigen sich und gießen unbeschreibliche Zauber über alle Gegenstände rings umher.

Eine Stelle des Parks verdient vor allen ausgezeichnet zu werden. Ueber den silbern hingleitenden Fluß hin erblickt man das mit gothischer Pracht erbaute Schloß in aller seiner Herrlichkeit, so wie es schon vor Jahrhunderten dastand. Eine schöne Brücke führt über den Strom, in welchem eine üppige Vegetation von beiden Seiten sich unter dem Schutze einzelner uralter Bäume spiegelt. Unfern der Brücke sprudelt und blitzt der Strom, indem er dort einen kleinen Fall bildet und gleichsam einen Freudensprung macht. Keine Spur von der wilden Wuth, mit welcher der Clyde in Schottland in Abgründe hinabstürzt; hier ist alles lachend und freundlich, von unendlichem Liebreize begleitet. Das schöne Orangeriehaus, eine der größten Zierden dieser Gärten, umschließt ein Kunstwerk von hohem

Werthe. Mitten unter geschmackvoll geordneten Blumen aller Zonen steht darin eine große, herrlich gearbeitete, mit Reliefs gezierte Vase von weißem Marmor; ein Geschenk Sir William Hamiltons.

Das Schloß ist eines der schönsten Gebäude seiner Zeit, mit Eckthürmen, felsenfesten Mauern, hohen Bogenfenstern, Schießscharten und zackigen Zinnen, von welchen der Epheu in reichen Kränzen sich herabsenkt; ein Denkmahl des ehrwürdigen Alterthums, ohne Spur von Vergänglichkeit. Auch von innen ward nichts Wesentliches daran verändert: die ungeheuern Mauern, die Eintheilung der Zimmer, die gewölbten Fenster und Thüren blieben wie sie waren, nur wohnlich und freundlich wurden sie für den jetzigen Besitzer eingerichtet.

Die Zimmer sind größtentheils neu meublirt, aber mit feinem Sinn hat man die Mitte gewählt zwischen moderner Frivolilät und alterthümlichem Roste. Alles ist neu und glänzend, aber ernst und solid prächtig, wie es in seiner Art

der erste Erbauer auch mag eingerichtet haben, ohne daß man kindisch die alten Formen nachgeahmt hätte, die zu unsern Zeiten nicht mehr passen, und die jetzt oft auf eine meistens geschmacklose Weise in mancher seyn sollenden Ritterburg beibehalten worden, und ihr das Ansehn einer Maskerade geben.

Ein paar der Zimmer sind sehr prächtig, weiß mit Gold, verziert, andre mit schweren seidenen Tapeten; alle haben schöne, zum Theil in Italien gearbeitete, marmorne Kamine, unter welchen besonders eines von Mosaik sich auszeichnet. Ein großes, mit Cedernholz getäfeltes Zimmer steht noch ganz so da, wie es vor zweihundert Jahren eingerichtet und meublirt ward. Hier bemerkten wir eine Art von Schrank oder Kommode, ganz von Schildkröte, mit Gold eingelegt und sehr künstlich gearbeitet. In diesem Saale hingen die Familienportraite, einige darunter von Rubens, andere von van Dyk, die ältern wenigstens durch ihr Alter und durch die Personen, die sie darstellen, interessant.

Auch in den übrigen Gemächern hängen viele, zum Theil kostbare Gemälde; unter ihnen bemerken wir nur zwei sehr schöne Landschaften von Salvator Rosa, und zwei höchst charakteristische Köpfe, die zusammen in einem Buche lesen, von Rubens; dann zwei furchtbar schöne Löwen vom nämlichen Meister. Der Schatz von Gemälden ist auch hier zu groß, um so schnell übersehen zu werden. Verschiedene Marmorbüsten und Vasen und einige schöne thönerne Gefäße aus dem Herculaneum zieren ebenfalls die Zimmer.

Die Schloßkapelle ist einfach; Kanzel und Sitze von Cedernholz. Alte, prächtige, gemalte Fenster mit biblischen Geschichten verbreiten ein heiliges schauerliches Helldunkel über das feierliche Ganze. Im Waffensaal blitzten noch die alten Waffen, mit welchen die Ahnen der jetzigen Grafen zum Siege oder zum Tode auszogen. Als ein Heiligthum der Familie wird das blutbespritzte lederne Wammes aufbewahrt, in welchem einer von ihnen auf dem Schlachtfelde den Heldengeist aushauchte. Auch vieles alte, zum

Theil sehr schöne Schnitzwerk in Holz ward uns gezeigt; und eine Sammlung otahitischer Seltenheiten nebst einer andern von Fossilien aus Derbyshire.

Der Thürsteher, welcher selbst wie ein Ueberbleibsel der alten Zeit aussah, ließ uns beim Ausgange aus dem Park seiner Loge nicht vorbeigehen, bis wir die große Punschbowle gesehen hatten, die er dort aufbewahrt; eigentlich ein ungeheurer Topf oder Kessel von helltönendem Erz, der seit undenklicher Zeit in der Familie heilig gehalten wird. Die alten Grafen brauchten ihn, wenn sie, der gastfreundlichen Sitte der damaligen Zeiten treu, am Weihnachtsfeste ihre Hallen öffneten, und mehrere Tage lang Nachbarn, Bekannte und Fremde, Arme und Reiche gleich willkommne Gäste waren. Jetzt trinken zwar die Enkel nur bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten Punsch daraus; doch das Gefäß wird noch sorgfältig aufbewahrt: denn manche alte Tradition, die auf das Glück der Familie Bezug hat, hängt daran.

Von Warwick kamen wir nach Stratford upon Avon. Der Ort ist klein, arm und unbedeutend, aber ein heiliger Schimmer umgiebt ihn: denn hier erblickte Shakspeare zuerst den Tag, hierher kehrte er zurück am Ende seiner großen Bahn, und seine Gebeine liegen hier begraben. Niemand weiß recht die Stätte, aber in der Westminster-Abtei, dort wo die Könige ruhen, strahlt das Denkmal, welches die Nation ihm errichtete, deren Stolz er ist.

Wir ließen uns zu der Hütte führen, in welcher sein Vater, ein wohlhabender Wollkämmer, einst wohnte, wo der große Geist, seiner selbst nicht bewußt, in der engen Eingeschränktheit ängstlich und beklommen sich fühlte, bis ins sechzehnte Jahr, in stetem Kampfe mit der ihn einengenden Außenwelt, an den Banden riß, die ihn einzwängten, und endlich, nach mancher wilden ungezügelten Aeußerung, zu welcher Jugendmuth und ungeleitete Kraft ihn hinzogen, dem engen Leben wie dem kleinlichen Zwange entfloh und frei seinem Genius folgte.

Die armen Lehmwände des Hauses können wohl schwerlich nahe an zweihundert Jahre gestanden haben, obgleich Stratford's Einwohner es allgemein behaupten. In der Brandmauer am Feuerheerde aber ist ein alter hölzerner Lehnstuhl in einer Art von Niesche eingemauert; der Heerd selbst sieht sehr alt aus, eine große steinerne Platte liegt davor; hier hat gewiß Shakspeare's Vater gesessen, eifernd über die wilden Jugendstreiche des Sohnes, der ihm bei aller Blutsverwandtschaft dennoch ein Fremder war und ewig seyn mußte.

In einem obern Zimmer zeigte man uns noch ein großes, altes Bettgestell, in welchem Shakspeare's Mutter ihn zur Welt brachte; auch sein Stammbaum hängt hier. Das Haus wird jetzt von einem Fleischer bewohnt, der sehr arm zu seyn scheint. Doch sorgsam wacht er über diese heilige Stätte: denn sie bringt ihm durch die Besuche der Fremden bei seiner Dürftigkeit eine sehr willkommene Hülfe.

Tewksbury und Cheltenham.

In dem kleinen freundlichen Landstädtchen Tewksbury vernahmen wir, daß dort in einigen Tagen ein großes Pferderennen gehalten werden solle. Unter den Wölfen lernt man heulen, sagt das Sprichwort, unter den Engländern wird man am Ende selbst eine Art von John-Bull. Wir beschlossen also die Zeit bis dahin in dem benachbarten Bade Cheltenham zuzubringen, dann an dem zu jenem Feste bestimmten Tage nach Tewksbury zurückzukehren, und reisten nach Cheltenham ab.

Dies ist ein hübsches Städtchen, in einem angenehmen, von Hügeln umgebenen, breiten Thale. Alles darin sieht neu aus. Die Stadt ist größtentheils während der letzten vergangnen dreißig Jahre erbaut, denn so lange ungefähr ist es, daß die dortige Quelle bekannt und berühmt ward.

Cheltenham besteht aus einer einzigen, we=

nigstens eine englische Meile langen Straße, an welche sich kleine Nebenstraßen und einzelne Gebäude anschließen. In dieser Hauptstraße mit den schönsten Gebäuden, den glänzendsten Läden, Leihbibliotheken und Kaffeehäusern, wogt die schöne Welt den Morgen über langsam und, wie es uns schien, auch langweilig auf und ab. Die Damen schleichen gähnend zu zweien und dreien aus einem Laden in den andern, während die Herren mit Reiten, Trinken und Zeitungslesen die edle Zeit auf ihre Weise hinzubringen suchen.

Der Geist geselliger Freude ist hier so wenig als sonst in England einheimisch; man treibt alles ernstlich, und so wird auch das Vergnügen zur Arbeit. Wenn der Morgen überstanden ist, so helfen Bälle, Assembleen, Concerte und Theater, wie es eben die Reihe trifft, die übrigen Stunden hinzubringen; für alles dies ist gesorgt, wenn auch nach etwas verjüngtem Maßstabe. Während der Saison präsidirt hier einer der Zeremonienmeister aus Bath, weil er den Sommer über dort müssige Zeit hat. Von dieser und

andern Einrichtungen der englischen Bäder, so wie auch von der allen gemeinen Lebensweise behalten wir uns vor ausführlicher zu sprechen, wenn wir zur Beschreibung von Bath, dieser Königin aller Badeörter, kommen.

Die Promenade, welche zu dem Brunnen von Cheltenham führt, wird für eine der schönsten in England gehalten; wahrscheinlich erwirbt ihr in diesem Lande die große Seltenheit gerader, von hohen Bäumen eingefaßter Alleen diesen Ruhm, denn hohe, schattige Ulmen umgeben hier von beiden Seiten eine breite, schnurgerade, etwa neunhundert Fuß lange Allee. In ihrer Mitte befindet sich der Brunnen in einem etwas schwerfälligen Tempel eingeschlossen, daneben ein hübscher Saal zum Gebrauch der Brunnengäste bei schlechtem Wetter, und in diesem ein Buch zu Subscriptionen für die Erhaltung der Promenade, des Saals und so weiter. Jeder wohlgezogne Brunnengast unterzeichnet sich darinnen mit Namen und Stand; im Unterlassungsfall wird er für einen Nobody angesehen, und keine

Notiz von ihm genommen, wie billig. Am Ende der Promenade befindet sich noch eine gewöhnliche englische Gartenanlage; ein artiges, ebenfalls zur Belustigung der Badegäste bestimmtes Gebäude schließt hier die Allee, und am andern Ende derselben bildet der ziemlich spitzige Kirchthurm das Point de vue.

Es ist ein hübscher Anblick, wenn man Morgens zwischen acht und zehn Uhr, der gewöhnlichen Brunnenzeit, die Badegesellschaft unter den ehrwürdigen Bäumen langsam auf und ab wandeln sieht. Der eigne Reiz, welcher die Engländerinnen in ihrer Morgenkleidung umgiebt, ist bekannt, und hier, in diesem grünen Dämmerlichte, zeigen sich die weiß gekleideten, nymphenhaften Gestalten der mehresten auf's vortheilhafteste. Zwar hält diese Allee mit der von Pyrmont keinen Vergleich aus; die Engländer sind indeß stolz darauf und meinen, sie sey die schönste in der Welt. Während man hier des Trinkens halber auf und ab spaziert, welches sehr charakteristisch die M o r g e n p a r a d e genannt wird,

musicirt eine Bande Spielleute rasch darauf los, so gut es gehen will, und läßt laut ihr God save the King und Rule Brittannia erschallen.

Eine wunderliche Einrichtung ist's, daß man nicht anders als über den Kirchhof zur Promenade gelangen kann; dieser ist zwar ganz artig, mit hübschen Linden, aber daneben auch mit vielen Leichensteinen besetzt, und mag wohl bei manchem zur Quelle wallfahrtenden Kranken Ideen erwecken, die deren Heilkräfte schwächen könnten.

Das Wasser von Cheltenham wird hauptsächlich gegen Hautschäden, Scorbut und ähnliche Uebel gebraucht. König Georg III machte durch einige Besuche diese Quelle zuerst Mode, doch bekam ihm dieses sehr übel. Er wollte hier vor etwa fünf und zwanzig Jahren von einem unangenehmen, aber eingewurzelten, vielleicht angebornen Hautübel genesen; es gelang ihm, der Ausschlag verging, aber der gute Georg gerieth darüber in den traurigen Gemüthszustand, in welchem er bis an seinen Tod verblieb.

Endlich brach der festliche Morgen an, der uns nach Tewksbury rief; ganz Cheltenham wanderte mit uns zugleich aus, eine lange bunte Reihe zu Wagen und zu Roß.

Dort war alles in geschäftiger Bewegung, alles hatte den Sonntagsrock angezogen, hübsche Mädchen in weißen Kleidern und gelben Nankingschuhen liefen überall munter und fröhlich umher. Eine Bande Seiltänzer und zwei herumziehende Schauspielertruppen hatten hier für den Abend Thaliens und Terpsichorens Tempel aufgeschlagen, dazu war noch für die Nacht Ball und Assemblee. Man denke, was dies alles im Städtchen Tewksbury für Lärm machen mußte, und wie die jungen, dieser Herrlichkeiten ungewohnten Herzen schon beim bloßen Gedanken daran rascher schlugen. Und noch dazu alle die glänzenden Herren und Damen aus Cheltenham, die Equipagen, schönen Pferde, Bedienten und der übrige Troß, es war zum Blenden. Glücklich, wer, wie wir, bei Zeiten für Wohnung und Mittagsessen gesorgt hatte: denn ohne

diese Vorsorge war in dem Gewühle schwerlich ein Unterkommen zu finden.

Um zwölf Uhr zog alles, Mann und Roß und Wagen hinaus zum Rennplatze. Eine große schöne Wiese ist dazu eingerichtet, in einem halben Kreise zieht sich die Stadt darum her, und ferne blaue Berge schließen rings die Aussicht. Das an sich schon recht hübsche Lokal, belebt von mehrern tausend fröhlichen Menschen jedes Standes, gewährte ein sehr interessantes Schauspiel. Die Seiltänzer hatten die mit unzähligen Fähnchen recht bunt verzierten Gerüste, auf welchen sie den Abend ihre Künste zeigen wollten, mitten auf dem Platze errichtet; dieses, die türkische Musik, welche ertönte, um die Neugierde das Publicums zu erregen, und ihre leichte fantastische Tänzertracht, in der sie theils mitten unter der Menge umherliefen, theils auf ihren Gerüsten sich gruppirten, machten das bunte Ganze noch bunter und lebendiger.

Auch die beiden rivalisirenden Schauspielertruppen strebten bemerkt zu werden und einan-

der den Rang abzugewinnen. Unermüdet theilten sie an alle Welt ihre Zettel aus, in die Kutschen flogen diese Ankündigungen zu Dutzenden, und wenn einer eine Hand voll davon zu einem Schlage hineingeworfen hatte, so eilte gleich sein Nebenbuhler durch den andern Schlag ebenfalls das Lob seiner Gesellschaft zu verbreiten. Alles war Leben und Lust, nur die Wettenden schienen, mit Ernst und Eifer in ihren Zügen, das fröhliche Treiben der Uebrigen verächtlich anzublicken.

Endlich tönte die Trommel, die Pferde liefen vortrefflich, es waren einige berühmte Renner darunter. Das Ganze gefiel uns weit besser als in Edinburgh und behagte uns in der That so gut, daß wir, wie der größte Theil der übrigen Gesellschaft, nach Tische wieder zum zweiten Rennen fuhren.

Aber nun war der Reiz der Neuheit vorbei, und um uns nicht am Ende eines fröhlichen Tages zu langweilen, ließen wir Ball und Assemblee, Kunstreiter, Othello und Konsorten im Sti=

che, und warteten sogar die Entscheidung des großen Streits nicht ab: ob Jenny Spinster eine viertel Minute eher als Edgar am Ziele gewesen sey, oder ob beide zugleich angekommen wären. Wir wünschten den guten Einwohnern von Tewksbury, die Shakspeare in einem seiner Meisterwerke als vortreffliche Senffabrikanten verewigt hat, viel Vergnügen für den heutigen Abend und den morgenden Tag, an welchem gleiche Freuden sie erwarteten, bewunderten noch die schöne gothische Kirche, eine der größten und schönsten im Reiche, und fuhren fröhlichen Muths nach Gloucester.

Diese Stadt schien uns beim Durchfahren ziemlich bedeutend, mit hübschen Häusern und breiten Straßen. Uebrigens enthielt sie, so viel wir erfahren konnten, nichts, was unsere nähere Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna,

Reise durch England und Schottland

Bd.: 1

Leipzig 1826

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.6,275(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094784-7